



Institut für Hochschulforschung (HoF)
an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Peer Pasternack (Hrsg.)

KURZ VOR DER GEGENWART

20 Jahre zeitgeschichtliche Aktivitäten
am Institut für Hochschulforschung
Halle-Wittenberg (HoF) 1996–2016



Berliner
Wissenschafts-Verlag

Kurz vor der Gegenwart

Hochschul- und Wissenschaftsforschung Halle-Wittenberg

Herausgegeben für das Institut für Hochschulforschung (HoF) von
Peer Pasternack

Peer Pasternack
(Hrsg.)

Kurz vor der Gegenwart

**20 Jahre zeitgeschichtliche Aktivitäten am Institut
für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF)
1996–2016**



BWV • BERLINER WISSENSCHAFTS-VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8305-3796-0

Reihe „Hochschul- und Wissenschaftsforschung Halle-Wittenberg“
© Institut für Hochschulforschung an der Universität Halle-Wittenberg (HoF)
Collegienstraße 62, 06886 Lutherstadt Wittenberg,
institut@hof.uni-halle.de, <http://www.hof.uni-halle.de>

2017 BWV • BERLINER WISSENSCHAFTS-VERLAG GmbH,
Markgrafenstraße 12–14, 10969 Berlin
E-Mail: bwv@bwv-verlag.de, Internet: <http://www.bwv-verlag.de>
Printed in Germany. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen,
der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten.

Inhalt

Die zeithistorischen Verankerungen des Instituts für Hochschulforschung (HoF) (Peer Pasternack)	9
Hochschulforschung und Hochschulgeschichte	9
Zeitgeschichtliche HoF-Wurzeln	11
HoF-Projekte und -Aktivitäten.....	22
I. Große Linien: Hochschul- und Wissenschaftsentwicklung seit 1945	31
Zwischen Expansion und Kontraktion. Hochschulbildungsbeteiligung in Europa West/Ost und den USA in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (<i>Robert D. Reisz, Manfred Stock</i>).....	33
Von Humboldt bis Mode 2. Programmatische Konzepte der Hochschulentwicklung in Deutschland seit 1945 (<i>Peer Pasternack, Carsten von Wissel</i>)	36
Akademische Rituale. Symbolische Praxis an Hochschulen (<i>Falk Bretschneider, Peer Pasternack</i>)	42
Die Idee der Hochschule in der DDR. Staatspolitisches Programm und gesellschaftliche Reproduktion (<i>Gertraude Buck-Bechler</i>).....	46
Politik und Wissenschaft in der DDR. Kontrastanalyse im Vergleich zur Bundesrepublik (<i>Peer Pasternack</i>)	51
Fächerproportionen, Bildungsbeteiligung und Beschäftigungswandel. Akademische Bildung in Deutschland West und Ost 1950–2005 (<i>Robert D. Reisz, Manfred Stock</i>).....	56
Sozialistisch behaut. Hochschulbau in der DDR (<i>Peer Pasternack</i>).....	62
Die Organe. Wissenschaftliche Zeitschriftenlandschaft in der DDR (<i>Peer Pasternack</i>)	67
Private Hochschulen. Ein internationaler Vergleich 1950–2004 (<i>Robert D. Reisz, Manfred Stock</i>).....	72
Der andere Wissenschaftsrat. Schweizerischer Wissenschaftsrat 1965-2015 (<i>Peer Pasternack, Henning Schulze</i>)	76
Jenseits der Zielerreichung. Hochschulreformen auf der Zeitachse (<i>Peer Pasternack</i>)	81
Hochschulzeitgeschichte. Handlungsoptionen für einen souveränen Umgang (<i>Daniel Hechler, Peer Pasternack</i>)	85

II. Jenseits der Hochschulen: Bildungsgeschichtliches	91
Zunächst mal entakademisiert. Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1817 (<i>Jens Hüttmann, Peer Pasternack</i>).....	93
Ambivalenzen der frühen Reformpädagogik. Julius Lohmann (1869–1919) und das Landerziehungsheim Schondorf am Ammersee (<i>Claudius Gellert</i>)	98
Bildung nach Plan? Bildungs- und Beschäftigungssystem in der DDR (<i>Helmut Köhler, Manfred Stock</i>).....	103
Parallelwelt. Konfessionelles Bildungswesen in der DDR (<i>Uwe Grelak, Peer Pasternack</i>)	108
Die Offene Arbeit in den Evangelischen Kirchen der DDR. Fallbeispiel Halle-Neustadt (<i>Sebastian Bonk, Florian Key, Peer Pasternack</i>)	112
Zentrale Peripherie. Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945 (<i>Jens Hüttmann, Peer Pasternack</i>)	116
Wissens- und Ideengeschichte von DDR-Planstädten. Das Beispiel der „sozialistischen Chemiarbeiterstadt“ Halle-Neustadt (<i>Peer Pasternack</i>)	121
III. Pars pro toto: Institutionen und Fächer	127
40 Jahre + 25 Jahre Nachleben. Die DDR-Gesellschaftswissenschaften post mortem (<i>Peer Pasternack</i>)	129
Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmuster. Die Reflexion der DDR-Wissenschaftsgeschichte in den Einzeldisziplinen nach 1989 (<i>Peer Pasternack</i>)	133
Es kömmt drauf an, sie verschieden zu interpretieren. Die Aufarbeitung der DDR-Philosophie nach 1989 (<i>Peer Pasternack</i>)	138
Theologie im Sozialismus. Die Einrichtungen akademischer Bildung und Forschung konfessioneller Prägung in der DDR (<i>Uwe Grelak, Peer Pasternack</i>).....	142
Ein sperriger Intellektueller. Otto Kleinschmidt am Kirchlichen Forschungsheim Wittenberg (1927–1953) (<i>Peer Pasternack, Antje Schober</i>)	147
Geerbte Tradition. Die Franckeschen Stiftungen und die Universität Halle nach 1945 (<i>Jan-Hendrik Olbertz</i>)	151

Vor allem Arbeit. Soziologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1945–1990 (<i>Christin Fischer, Peer Pasternack, Henning Schulze, Steffen Zierold</i>)	155
Hochschulpädagogik, Studentenforschung und Hochschulökonomie. Ostdeutsche Hochschulforschung bis und nach 1989 (<i>Johannes Keil, Peer Pasternack</i>).....	160
Weiterbildung an DDR-Universitäten. Das Beispiel Humboldt-Universität zu Berlin (<i>Johannes Keil</i>)	165
Spezialsektor. Militär- und Polizeihochschulen in der DDR (<i>Anke Burkhardt</i>)	170
Kunst + Geschichte. Künstlerische Hochschulen in der DDR (<i>Daniel Hechler, Peer Pasternack</i>)	175
Parallel zum Grafikdesign. Helmut Brade als Essayist (<i>Gerhard Wünschler</i>)	180
Maximalinvasiv. 25 Jahre Aufarbeitung der akademischen Medizin in der DDR (<i>Peer Pasternack</i>)	185
IV. Grundstürzend: Ostdeutsche Wissenschaftstransformation ab 1990	191
Hochschulerneuerung. Der Umbau des ostdeutschen Hochschulsystems 1990–1994 (<i>Gertraude Buck-Bechler</i>).....	193
Geschichte einer Komplexitätsreduktion. Wissenschaftstransformation in Ostdeutschland in den 90er Jahren (<i>Peer Pasternack</i>)	198
Die demokratische Qualität der demokratischen Erneuerung. Humboldt-Universität und Universität Leipzig im Vergleich (<i>Peer Pasternack</i>)	203
Personalstruktur – Fachkompetenz – Integrität. Das transformierte wissenschaftliche Personal (<i>Peer Pasternack</i>).....	207
Der IM. Ein aktenhermeneutischer Wellenritt (<i>Peer Pasternack</i>).....	211
stud. ost. Studierende in der DDR und danach (<i>Peer Pasternack</i>).....	216
Abbruch mit Kontinuitäten. Erziehungswissenschaft im Transformationsprozess (<i>Jan-Hendrik Olbertz</i>)	220
Forschen jenseits der Strukturen. Die Zweite Wissenschaftskultur (<i>Roland Bloch, Peer Pasternack</i>).....	225

Governance in einem wiederauferstandenen Land. 25 Jahre Wissenschaftspolitik in Sachsen-Anhalt: 1990–2015 (<i>Peer Pasternack</i>)	229
Kontrastfälle: Gemeinsame Geschichte, differenzierte Transformationspfade. Hochschulen im (post)kommunistischen Osteuropa (<i>Sergej Laboda, Peer Pasternack, Robert D. Reisz</i>)	233
V. Konjunkturen: Die DDR in Forschung und Lehre	237
Akteure, Richtungen und Wirkungen der ‚De-De-Errologie‘. Bundesdeutsche DDR-Forschung vor und nach 1989 (<i>Jens Hüttmann</i>)	239
Gelehrte DDR. Die DDR in der Lehre an deutschen Hochschulen (<i>Peer Pasternack</i>)	244
Die Gegenwart eines untergegangenen Staates. Die DDR als inner- und außerwissenschaftliches Vermittlungsproblem (<i>Jens Hüttmann, Peer Pasternack</i>)	249
Promotion und [prə'məʊʃn]. Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte (<i>Daniel Hechler, Jens Hüttmann, Peer Pasternack, Henning Schulze</i>)	254
Deutungskompetenz in der Selbstanwendung. Der Umgang der ostdeutschen Hochschulen mit ihrer Zeitgeschichte (<i>Daniel Hechler, Peer Pasternack</i>)	259
Recherchen, Bücher, Bibliografien. Zeithistorische Informationsdienstleistungen des HoF (<i>Kerstin Martin, Peer Pasternack</i>)	264
Bibliografie: Zeitgeschichtliche HoF-Publikationen 1996–2016	267
Monografien und selbstständige Bibliografien	269
Forschungsberichte	271
Herausgeberwerke	272
Aufsätze	274
In Periodika	274
In Sammelbänden	279
Rezensionen und unselbstständige Bibliografien	284
Verzeichnis der Übersichten	287
Autorinnen und Autoren	289

Die zeithistorischen Verankerungen des Instituts für Hochschulforschung (HoF)

Peer Pasternack

Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) arbeitet seit dem 2. Dezember 1996 und wurde am 8. Oktober 1997 im Rahmen eines akademischen Festakts offiziell eröffnet.¹ Dies ist 20 Jahre her, also ein naheliegender Anlass für Resümees. Ein allgemeines Resümee zur Institutsentwicklung ist bereits gezogen worden,² doch ein spezielles drängt sich daneben noch auf, denn: HoF ist die einzige unter den deutschen Hochschulforschungseinrichtungen, die kontinuierlich auch (zeit)historische Themen bearbeitet.

Hochschulforschung und Hochschulgeschichte

Für eine Einrichtung, die sich der wissenschaftlichen Aufklärung von (aktuellen) Hochschulentwicklungen widmet, ist die Befassung mit historischen Gegenständen eher untypisch. Zwar ließe sich die Hochschulgeschichte mit guten Gründen zu den Gegenständen der Hochschulforschung zählen. Aber im deutschsprachigen Raum gilt die Bearbeitung der historischen Fragestellungen als Domäne von Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. Praktisch ist man damit nicht immer gut gefahren: So sind von 1997 bis 2011 von ursprünglich bundesweit 27,5 wissenschaftshistorischen Professuren zwölf abgebaut worden,³ und zunehmend wird die allgemeine Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte im Rahmen von Technik- bzw. Naturwissenschafts- und Medizingeschichte marginalisiert. Nach Ansicht des Wissenschaftsrates ist die Wissenschafts- und Hochschulgeschichte gleichwohl ganz gut aufgestellt.⁴

¹ vgl. die Dokumentation der Veranstaltung in: HoF-Berichte 1-2/1997

² Peer Pasternack: 20 Jahre HoF. Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg 1996–2016: Vorgeschichte – Entwicklung – Resultate, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/01_20_J_HoF_Buch_ONLINE.pdf

³ Katrin Berwanger/Beatrix Hoffmann/Judith Stein/Norbert P. Franz: Abschlussbericht des Projekts Kartierung der sog. Kleinen Fächer mit den Statements der Internationalen Tagung Kleine Fächer in Deutschland, Europa und in den USA vom 2. Dezember 2011, Universität Potsdam, Potsdam 2012; URL http://www.kleinefaecher.de/files/2013/06/KleineFaecher_Abschlussbericht_2012.pdf (14.3.2014), S. 33

⁴ Wissenschaftsrat: Institutionelle Perspektiven der empirischen Wissenschafts- und Hochschulforschung in Deutschland. Positionspapier, o.O. 2014; URL <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/3821-14.pdf> (3.5.2014), S. 25

Anlässe für die Kenntnisnahme der historiografischen Ergebnisse durch die Hochschulforschung gibt es auch jenseits kollegialer Freundlichkeit. Es stärkt die Gegenwartskompetenz, wenn sie historisch informiert ist. Einerseits wird die Gefahr von Fehldeutungen gemindert, wenn historische Erfahrungen präsent sind. Andererseits lassen sich (zeit)geschichtliche und aktuelle Entwicklungen mitunter auch unmittelbar aufeinander beziehen.

Man vergleiche etwa Sylvia Paletscheks Erledigung der landläufigen Annahmen über die Wirkungsmacht der Humboldtschen Universitätskonzeption im 19. Jahrhundert bis hin zum Konstrukt „Das Wesen der deutschen Universität“⁵: Paletscheks Herausarbeitung der „Humboldtschen Universität“ als Konstruktion der Nachwelt machte Regalmeter einschlägiger Literatur zum Thema obsolet – Humboldts Ideen hatten damals keine Wirkungen entfalten können, da sie nicht bekannt waren: die Denkschrift „Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin“ wurde erst 1896 aufgefunden und in Auszügen publiziert, und auch die Gründung der Berliner Universität galt bis dahin nicht als besonderer Einschnitt in der deutschen Universitätsentwicklung.⁶

Oder man vergleiche die modellierende Fassung des Verhältnisses von Wissenschaft und Politik als gegenseitig mobilisierungsfähige Ressourcenensembles, wie sie Mitchell G. Ash entwickelt hat – zwar aus der Analyse autoritärer politischer Systeme, aber durchaus von gesellschaftssystemübergreifender Anwendbarkeit. Sie begreift die beiden Subsysteme Wissenschaft und Politik nicht als gegenseitig abgeschottet und einander ausschließend; ebensowenig wird ihr Verhältnis als eines verstanden, das allein durch wechselseitige Indienstnahme, widerwillige Unterordnung oder Ambivalenz gekennzeichnet sei. Vielmehr ließen sie sich als „Ressourcen für einander“ begreifen. Wissenschaftliche Entwicklung sei in diesem Sinne die „Um- oder Neugestaltung von Ressourcenensembles“, in denen sich Wissenschaft und Politik als gegenseitig mobilisierbar erweisen.⁷ Wissenschaftliche Autonomie und politische Vernetzung seien hierbei keineswegs inkompatibel, sondern arbeitsteilig auf das Erreichen auch gemeinsamer Zwecke gerichtet. Eine Folge dessen könne dann auch die Gewinnung zusätzlicher Teilautonomie der Wissenschaft sein, wenn sich erfolgreich

⁵ Eduard Spranger: Das Wesen der deutschen Universität, in: Michael Doeberl/Otto Scheel/Wilhelm Schlink/Hans Sperl/Eduard Spranger/Hans Bitter/Paul Frank (Hg.), Das akademische Deutschland, Bd. III, C.A. Weller, Berlin 1930, S. 1-38.

⁶ Sylvia Paletschek: Verbreitete sich ein ‚Humboldt’sches Modell‘ an den deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert?, in: Rainer Christoph Schwinges (Hg.), Humboldt International. Der Export des deutschen Universitätsmodells im 19. und 20. Jahrhundert, Schwabe-Verlag, Basel 2001, S. 75-104; dies.: Die Erfindung der humboldtschen Universität. Die Konstruktion der deutschen Universitätsidee in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Historische Anthropologie 10/2002, S. 183-205.

⁷ Mitchell G. Ash: Wissenschaft und Politik als Ressourcen für einander, in: Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas (Hg.), Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2002, S. 32-51, hier 32f.

plausibel machen lässt, dass so den politischen Zielen noch effektiver gedient werden könne.⁸

Dass die übliche Trennung von Hochschulforschung einerseits, Hochschul- und Wissenschaftsgeschichte andererseits im Falle des Instituts für Hochschulforschung nicht einschränkend wirksam geworden ist, hatte mehrere Gründe:

■ Zunächst war da der Umstand, dass HoF in den ostdeutschen Flächenländern überhaupt das einzige Institut war und ist, das systematisch Forschung über Hochschulen betreibt. Daher konnte es nicht verwundern, dass die hier versammelte spezifische Ost-Expertise über die Jahre hin immer wieder nachgefragt worden ist, und dies nicht zuletzt im Blick auf die historischen Wurzeln der heutigen Hochschullandschaft.

■ Sodann bewirkten die im Institut zusammengeführten fachlich-institutionellen Herkünfte und individuellen Interessen, dass der Forschungsstrang zur Zeitgeschichte von Hochschule, Wissenschaft und Bildung entstand. Sie verbindet als „Geschichte, die noch qualmt“⁹ historische Aufklärung mit aktuellen Handlungsnotwendigkeiten. Letztere ergeben sich aus der zeitlichen Nähe der Geschehnisse und reichen weit über das zeithistorische Forschungsfeld hinaus. Sie berühren mannigfach die Gestaltung sehr gegenwärtiger Lebensvollzüge der Hochschulen – etwa beim Umgang mit baulichen und künstlerischen Zeitzeugen oder bei der Notwendigkeit, administratives Handeln von Hochschulen gegenüber Opfern überwindener Systeme mit angemessener Sensibilität zu verstehen.

■ Schließlich war ein gewichtiger Grund die zeitgeschichtliche Verwurzelung des Instituts selbst: HoF gründet mittelbar im Zentralinstitut für Hochschulbildung Berlin (ZHB), einer nachgeordneten Einrichtung des DDR-Hochschulministeriums, und in der Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst, die im Auftrag des BMBW sowohl die DDR-Hochschulgeschichte als auch den ostdeutsche Hochschulumbau dokumentierte. Dies begründet auch den glücklichen Umstand, dass die zeithistorisch wertvolle Bibliothek des ZHB nicht zerstreut wurde, sondern heute als geschlossene Überlieferung in Wittenberg gepflegt und vorgehalten werden kann.

Zeitgeschichtliche HoF-Wurzeln

1964 wurde in der DDR begonnen, Forschungen über Hochschulen zu institutionalisieren. Dazu gehörte auch die Gründung des Instituts für Hochschulpolitik an der Humboldt-Universität zu Berlin. Dieses sollte 1982 zur wichtigsten Quelle des dann gegründeten Zentralinstituts für Hochschulbildung Berlin (ZHB) werden.

⁸ ebd., S. 47, 50

⁹ Barbara Tuchman: Geschichte denken. Essays, Verlag Claassen, Düsseldorf 1982, S. 32

Als durchaus bemerkenswert kann notiert werden, dass dort frühzeitig relevante Forschungsfragen formuliert wurden, die auch heute noch die einschlägige Debatte bewegen. 1964, im Jahr der Institutsgründung, publizierte der erste Direktor Otto Rühle einen Artikel „Die Idee der Universität. Hochschulbildung als Forschungsthema“. Darin benannte er als zu untersuchende Fragen:

„Was sind anwendungsbereite Grundkenntnisse? Welches Verhältnis besteht zwischen Grund- und Spezialwissen? Was und wie muß gelehrt werden, um die Studierenden auf den Entwicklungsstand der Wissenschaft im Jahre 1975 oder 1980 vorzubereiten? Wie lassen sich Studium und produktive Praxis am effektivsten verbinden? Welche technischen Mittel können in der Hochschulbildung eingesetzt werden? Was ergibt ein Vergleich der Hochschulausbildung in der DDR mit der in anderen Ländern?“¹⁰

Trotz der Einbindung in die Humboldt-Universität war das Institut bereits sehr stark an das Hochschulministerium gebunden. Direkt dem Rektor der Universität unterstellt, sollte es – wie später

auch das ZHB – „als Leitinstitut für die Erforschung der Probleme des Hochschulwesens profiliert werden“.¹¹ Daher markierte die Gründung des Zentralinstituts 1982 in dieser Hinsicht keinen Bruch, sondern stellte eine Kontinuität mit erweiterten Ressourcen dar.

Das ZHB entstand 1982, indem die Forschungspotenziale mehrerer Einrichtungen zusammengeführt wurden: neben dem HUB-Institut als Hauptquelleneinrichtung das Institut für Hochschulforschung an der Hochschule für Ökonomie „Bruno Leuschner“ in Berlin (gegr. 1977), das Institut für Hoch- und Fachschulbau Dresden (gegr. 1965) sowie die Leitstelle für Organisation und Leitung der Forschung und Ausbildung an der TU Dresden (gegr. 1975). Das ZHB nahm dann die Funktion eines Leitinstituts

Übersicht 1: Gründungsurkunde des HUB-Instituts für Hochschulpolitik



für alle Fragen der Forschung über Hochschulen in der DDR wahr.¹² Sein Statut formulierte als Aufgaben,

¹⁰ Otto Rühle: Die Idee der Universität. Hochschulbildung als Forschungsthema, in: Das Hochschulwesen 10/1964, S. 641-648, hier 644f.

¹¹ Hans-Jürgen Schulz/Roland Köhler/Willi Wolter: Zentralinstitut für Hochschulbildung 1964–1989, Berlin [DDR] 1989, S. 15f.

¹² vgl. Zentralinstitut für Hochschulbildung (Hg.): Zentralinstitut für Hochschulbildung 1964–1989. Festveranstaltung am 18. April 1980, Berlin [DDR] 1989

- „die Bearbeitung der für die Führung des Hoch- und Fachschulwesens entscheidenden *Forschungsaufgaben* zu sichern und an der Ausarbeitung von *Entscheidungsgrundlagen* für die Entwicklung des Hoch- und Fachschulwesens sowie für den beständigen Leistungsanstieg in Lehre, Studium und Forschung mitzuwirken.
- Es erarbeitet *wissenschaftlichen Vorlauf* für die Entwicklung des Hochschulwesens; plant und *koordiniert die Forschungen* zur Entwicklung des Hochschulwesens der DDR, gewährleistet die Sammlung, Auswertung und *Verallgemeinerung von Erfahrungen* ... der Ausbildung, der Weiterbildung, der Nachwuchsentwicklung und der Forschung sowie bei der Entwicklung der materiell-technischen Basis des Hochschulwesens und nimmt aktiv an der *Überführung gewonnener Erkenntnisse in die Praxis* teil;
- sichert die wissenschaftliche *Information und Dokumentation* zur Forschung über das Hochschulwesen der DDR und des Auslandes;
- plant und *koordiniert die internationale Zusammenarbeit* auf dem Gebiet der Forschungen zu Fragen des Hochschulwesens mit wissenschaftlichen Einrichtungen in der UdSSR, den anderen sozialistischen Ländern sowie mit weiteren Institutionen des Auslandes bzw. internationalen Organisationen;
- unterstützt die *Weiterbildung leitender Kader* des Hoch- und Fachschulwesens der DDR, bildet *wissenschaftlichen Nachwuchs* heran und bietet Fachleuten aus dem In- und Ausland Möglichkeiten zur wissenschaftlichen Qualifikation.“¹³

Um die Funktion eines Leitinstituts für alle Fragen der Forschung über Hochschulen in der DDR wahrzunehmen, ging das thematische Spektrum des ZHB, seinen Namen transzendierend, deutlich über die Hochschulpädagogik hinaus. Es beschränkte sich in seiner Arbeit also nicht allein auf Bildungsfragen. Bedeutende Ressourcen waren in Hochschulökonomie und Hochschulverwaltungslehre gebunden; auch Bildungssoziologie und Universitätsgeschichte bildeten Arbeitsschwerpunkte. Daneben gehörten zu den Aufgaben des Zentralinstituts auch Informationsdienstleistungen verschiedenster Art. Im Unterschied zu den Vorgängereinrichtungen war es nun vor allem direkt eine nachgeordnete Einrichtung des DDR-Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen (MHF).

Übersicht 2: Gründungsurkunde des Zentralinstituts für Hochschulbildung



¹³ Statut des Zentralinstituts für Hochschulbildung, in: Schul/Köhler/Wolter, Zentralinstitut für Hochschulbildung 1964–1989, a.a.O., S. 65-68, hier 65 (Aufzählungsgliederung und Hervorhebung P.P.)

Das Institut konnte für die Erledigung der ihm zugewiesenen Aufgaben auf ein erhebliches Personalreservoir zurückgreifen: 1989 waren dort 333 Mitarbeiter/innen tätig,¹⁴ davon 226 Wissenschaftler/innen.¹⁵ Im gleichen Jahr hatte der DDR-Hochschulminister darauf hingewiesen, dass damit der quantitative Ausbau des Instituts zu einem Abschluss gekommen sei: „einen extensiven Weg der Entwicklung ... wird und kann es nicht geben“, weshalb nunmehr „die qualitativen Potenzen der Leistungssteigerung ... noch besser auszuschöpfen“ seien.¹⁶

Aus dem Umstand, dass das ZHB eine Ressortforschungseinrichtung war, resultierte, dass es eher theorieentlastet, beratungsorientiert und in einem Modus arbeitete, der wissenschaftliche Aufklärungen auf (nicht zuletzt politische) Handlungsrelevanz hin ausrichtete. Dass auf den Marxismus-Leninismus als ideologisch-theoretische Grundlage zurückgegriffen wurde, erscheint angesichts des Systemkontextes nicht weiter erstaunlich: Die Phase der „organisierten Politisierung der Wissenschaft“¹⁷ hatte tief greifende Spuren hinterlassen.

Auch die vorherrschende Betonung der induktiven Methode bzw. des starken Praxisbezugs überrascht nicht weiter: Hier verhielt sich die Forschung über Hochschulen analog zu den Entwicklungen anderer Forschungsbereiche, denn die III. Hochschulreform 1968/69 hatte nicht zuletzt die Entwicklung eines gesellschaftlichen Systems zur Verwirklichung der wissenschaftlich-technischen Revolution zum Ziel. Diesem Zweck sollte auch die Hochschulforschung zuarbeiten.

Auffällig sind vor diesem Hintergrund die immer wieder formulierten selbstkritischen Einschätzungen der hochschulbezogenen Forschung in der DDR. Sigrd Dany hat darin prophylaktische Vorwegnahmen sich ankündigender politischer Kritik vermutet.¹⁸ Denkbar immerhin scheint aber auch, dass damit – geschickterweise in Selbstkritik verpackt – wahrgenommene Unzulänglichkeiten der Hochschulentwicklung formuliert wurden:

■ Schon 1972, also noch zu Zeiten des HUB-Vorgängerinstituts, wurde bemängelt, dass der ‚wissenschaftliche Meinungsstreit‘ nur sehr zögerlich ausgetragen werde:

¹⁴ Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen, Sektor Statistik: Statistisches Jahrbuch des Hochschulwesens der DDR 1989, o.O. 1989, S. 112

¹⁵ Karin Hildebrandt: Außeruniversitäre Institute der Bildungsforschung in der DDR. Verbleib des erziehungswissenschaftlichen Potentials, in: Adolf Kell/Jan-Hendrik Olbertz (Hg.), Vom Wünschbaren zum Machbaren. Erziehungswissenschaft in den neuen Bundesländern, Weinheim 1997, S. 90-122, hier 111

¹⁶ Hans-Joachim Böhme: Ansprache des Ministers für Hoch- und Fachschulwesen, in: Zentralinstitut für Hochschulbildung (Hg.), Zentralinstitut für Hochschulbildung 1964–1989. Festveranstaltung ..., a.a.O., S. 27-29, hier 28

¹⁷ Andreas Malycha: Das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik in der SBZ/DDR von 1945 bis 1961, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 30-31/2001, S. 14-21, hier 19ff.

¹⁸ So auch Olbertz: „Helmut Lehmann, der von dem drohenden [politischen, P.P.] Ungewitter rechtzeitig erfahren hatte, reagiert ... mit fast überspitzer ‚Selbstkritik‘.“ (Olbertz: Hochschulpädagogik. Hintergründe eines „Transformationsverzichts“, a.a.O., S. 264)

„Die ideologisch-theoretische Auseinandersetzung in der Hochschulpädagogik befindet sich vielfach noch nicht auf der Höhe der Aufgabenstellung des VIII. Parteitag. Das zeigen trotz guter Ansätze die mündlichen Auseinandersetzungen unter den Hochschulpädagogen ..., aber auch Publikationen, Rezensionen und Analysen der Forschungsergebnisse. Der Streit um unterschiedliche und gegensätzliche theoretische Vorstellungen und Auffassungen wurde nicht immer ausgetragen und häufig hinausgeschoben. Die ständige kritische und selbstkritische öffentliche Einschätzung der Konzeptionen, Teilergebnisse und Ergebnisse der Arbeit anhand der Anforderungen in den Dokumenten der Partei und Regierung und unter Einbeziehung der ‚Abnehmer‘ der Ergebnisse ist noch zu schwach entwickelt und erfolgt zu unsystematisch ...“¹⁹

■ In der Rückschau auf die 70er Jahre waren laut ZHB „unter den Forschungsergebnissen ... noch zu wenige, die der Vorbereitung grundlegender hochschulpolitischer Entscheidungen dienten. Die wissenschaftspolitische und -konzeptionelle Führung der Forschungen genügte noch nicht den rasch wachsenden gesellschaftlichen Anforderungen“. Es habe „an Forschungsvorlauf für die langfristige Entwicklung des Hochschulwesens“ gemangelt.²⁰

■ 1980 lauteten die Selbsteinschätzungen: „gewisse ‚Praxisferne‘ der hoch- und fachschulpädagogischen Lehre“, „Unterschätzung der Vorbildwirkung hoch- und fachschulpädagogischer Lehre“, „dem Anliegen hoch- und fachschulpädagogischer Qualifizierung abträgliche Tendenz der Spezialisierung“, „Mangel an theoretischer Bewältigung hoch- und fachschulpädagogischer Grundfragen“.²¹ Daneben hatte wohl die Striktheit der Forschungsplanung Probleme erzeugt: Eine „zu starke inhaltliche und zeitliche Aufgliederung einzelner Themen“ habe „zu wenig Spielraum für ein flexibles Vorgehen bei ihrer Bearbeitung“ gelassen. Auch hätten ganze Themen „zugunsten anderer, im Laufe des Fünfjahresplanes heranreifender Probleme aufgegeben werden“ müssen.²²

Bei genauer Betrachtung lässt sich auch eine gewisse Diskrepanz zwischen der zeitgenössischen politischen Kritik an der DDR-Hochschulforschung, insbesondere der Hochschulpädagogik, und den Inhalten, die von dieser geliefert wurden, entdecken. Dazu lassen sich die politischen Wünsche an die Erkenntnisleistungen der Hochschulpädagogik einerseits und deren Erkenntnisproduktion andererseits kontrastieren:

■ Die Politik forderte: Die Hochschulpädagogik solle das politische Engagement, die wissenschaftliche Produktivität und das pädagogisch-methodische Können des Lehrkörpers so herausbilden, dass sie ihrem erzieherischen Auftrag

¹⁹ Helmut Lehmann (1928-1980). Mitbegründer und Wegbereiter der Hochschulpädagogik in der DDR (aus seinem wissenschaftlichen Nachlaß), hrsg. u. komment. v. Gertraude Buck-Bechler, Zentralinstitut für Hochschulbildung, Berlin [DDR] 1984, S. 31

²⁰ Schulz/Köhler/Wolter: Zentralinstitut für Hochschulbildung 1964–1989, a.a.O., S. 22

²¹ Helmut Lehmann: Stand und Aufgaben der Entwicklung der Hochschulpädagogik/Fachschulpädagogik in der DDR, in: Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen/Institut für Hochschulbildung (Hg.), Materialien der Zentralen Arbeitstagung Hochschulpädagogik/Fachschulpädagogik am 8. und 9. Februar 1980, Leipzig 1980, S. 41-72, hier 47-49

²² Schulz/Köhler/Wolter: Zentralinstitut für Hochschulbildung 1964–1989, a.a.O., S. 37

gerecht würden. Die Hochschulpädagogik solle helfen, „die sozialen Beziehungen zwischen Lehrenden und Studierenden auf der Grundlage einheitlicher politischer und weltanschaulicher Positionen so zu entwickeln“, dass die Studierenden eine Basis für hohe Leistungsansprüche an sich selbst und ergebnisorientiertes Arbeiten entwickelten.²³

■ Die Hochschulpädagogik lieferte: Untersuchungen zu studentischer Individualität, selbstständigem wissenschaftlichen Arbeiten der Studierenden, zu variablen Studienplänen und neuen Lehr- und Studienformen. Diese rückten in den 70er und 80er Jahren verstärkt in den Vordergrund der Forschungsaktivitäten. Damit wurde offenkundig auf veränderte Lebensstilorientierungen und Werthaltungen der jungen Generation, wie sie insbesondere die Untersuchungen des Zentralinstituts für Jugendforschung in Leipzig zutage förderten, reagiert. Die jungen Erwachsenen wurden selbstständiger, anspruchsvoller und rückten wie selbstverständlich private Lebensziele gleichrangig neben politisch induzierte.²⁴

Etwas schematisierend zusammengefasst: Die Politik wünschte Strategien, um Einheitlichkeit herzustellen, und die Hochschulpädagogik lieferte Differenzierungen.

Eines der zentralen Forschungsthemen des Planes „Hauptrichtungen der hochschulpädagogischen Forschung“ 1986-1990, das vom ZHB verantwortet wurde, band dann politische Forderungen und gewachsene Einsichten der Hochschulpädagogen zusammen: „Förderung des individuellen Leistungsvermögens der Studenten, ihrer Aktivität, Selbständigkeit und Eigenverantwortung der Studenten“.²⁵ Die Ambivalenz der DDR-Hochschulpädagogik wurde damit nicht aufgehoben, sondern prozessiert. Das Fach war zur „Magd der Hochschulpolitik“ geworden, insofern immer auch zu bestätigen war, dass die Hochschulpolitik der SED und der kommunistische Erziehungsauftrag „richtig“ seien.²⁶ Immer wieder, so Jan-Hendrik Olbertz, begegne „das Motiv der ‚Vervollkommnung‘ von Strukturen, die in der Substanz längst unantastbar geworden waren (des Staates, der Hochschulen, des Wissenschaftsystems, des Primats der ‚sozialistischen Studentenpersönlichkeit‘ usw. usf.)“.²⁷

²³ so der stellvertretende Minister für Hoch- und Fachschulwesen auf der 1. Zentralen Arbeitstagung Hochschulpädagogik/Fachschulpädagogik 1980: Peter Fiedler: Objektive gesellschaftliche Anforderungen an die weitere Erhöhung der Qualität von Erziehung und Ausbildung, in: Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen/Institut für Hochschulbildung (Hg.), Materialien der Zentralen Arbeitstagung ..., a.a.O., S. 7-40, hier 18

²⁴ vgl. Peter Förster: Die Entwicklung des politischen Bewußtseins der DDR-Jugend zwischen 1966 und 1989, in: Walter Friedrich/Peter Förster/Kurt Starke (Hg.), Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990. Geschichte – Methoden – Erkenntnisse, Berlin 1999, S. 70-165

²⁵ dok. bei Olbertz: Hochschulpädagogik. Hintergründe eines „Transformationsverzichts“, a.a.O., S. 282

²⁶ Krause: Zur Entwicklung der Hochschulfachdidaktiken ..., a.a.O., S. 135

²⁷ Olbertz: Hochschulpädagogik. Hintergründe eines „Transformationsverzichts“, a.a.O., S. 264

Schaut man sich die überlieferten Texte im Detail an, kann aber auch diese Gesamteinschätzung irritiert werden. Einerseits finden sich in der Tat die ideologischen Sprachschablonen, wie sie in den DDR-Gesellschaftswissenschaften üblich waren. In der Hochschulpädagogik bot insbesondere die Entfaltung des Konzepts der „kommunistischen Erziehung“ die entsprechenden Anlässe.²⁸ Andererseits wurden brauchbare anwendungsorientierte Arbeitsgrundlagen zur Gestaltung von Lehr- und Lernprozessen an der Hochschule vorgelegt.²⁹

Übersicht 3: Hauptsitz des ZHB am Aristotelessteig in Berlin-Karlshorst



Am deutlichsten zeigt es sich in einer Textsorte, die auf den ersten Blick an Politiknähe kaum zu überbieten ist: die sog. „Kurzinformation Minister“ innerhalb der ZHB-Publikationsreihe „ILK Information leitender Kader“. Der Minister hatte keine Zeit für weitschweifige ideologische Einordnungen, also entfielen diese. Ein anschauliches Beispiel ist die Ausgabe 1988/13, die sich dem quantitativen Verhältnis von Physikern und Ingenieuren in Studium und Beschäftigung widmet. Ohne Umschweife steigt das Heft mit der Beschreibung der Problemlage ein:

„Ein Vergleich der Absolventenzahlen von Diplomphysikern und Diplomingenieuren in der DDR mit denen anderer entwickelter und vergleichbarer Industrieländer zeigt einige gravierende Unterschiede:

²⁸ paradigmatisch: Zentralinstitut für Hochschulbildung (Hg.): Einführung in die Hochschulpädagogik, Teil 1. Grundlagen und Aufgaben der kommunistischen Erziehung an den Hochschulen der DDR, Berlin [DDR] 1984

²⁹ so der zweite Teil der soeben genannten „Einführung ...“: Zentralinstitut für Hochschulbildung (Hg.): Einführung in die Hochschulpädagogik, Teil 2. Die Gestaltung von Lehr- und Lernprozessen an den Hochschulen der DDR, Berlin [DDR] 1986

- In den letzten Jahren sind die Absolventenzahlen von Diplomphysikern in der DDR ständig zurückgegangen und verhältnismäßig gering, während sie in anderen Ländern ansteigen.
- Das Verhältnis zwischen den Absolventenzahlen von Diplomphysikern und Diplomingenieuren beträgt in der DDR gegenwärtig 1 : 29. Demgegenüber hat sich dieses Verhältnis in vergleichbaren Ländern (z.B. BRD, Großbritannien u.a.) stetig zugunsten der Physiker entwickelt und liegt gegenwärtig um 1 : 5. (Das vom MHF erarbeitete vorläufige Zulassungskonzept sieht bis zum Jahre 2010 eine weitere starke Steigerung der Ausbildungszahlen von Diplomingenieuren vor, wodurch die Differenz zu den Physikern weiter wächst.)³⁰

Nach der renitenten Klammeranmerkung folgt eine tabellarische Darstellung der Absolventendaten für die DDR, die BRD, Österreich, die Schweiz und Großbritannien. Im Anhang werden ergänzend die Beschäftigungsrelationen zwischen Physikern und Ingenieuren in wichtigen Kombinat und Industriezweigen der DDR einerseits und bei Siemens andererseits gelistet. Bei Carl Zeiss Jena und Robotron Dresden z.B. kommen demnach auf einen Diplomphysiker elf bzw. 15 Diplomingenieure; bei Siemens beträgt das Verhältnis eins zu knapp fünf. Fazit: „Alles zusammengenommen, ergibt der Vergleich ein nicht zu unterschätzendes Defizit an physikalisch ausgebildeten Kadern für die DDR.“³¹

Eine andere Serie innerhalb der Publikationsreihe „ILK Information leitender Kader“ hieß „Kurzinformation Rektoren“. Sie war mit der (niedrigsten) Geheimhaltungsstufe „Nur für den Dienstgebrauch“ versehen und richtete sich ebenfalls an vielbeschäftigte Adressaten. So war auch hier Prägnanz gefordert. Etwa zum Thema Studienabbruch:

„Seit 1975 ist in der DDR die Studiererfolgsquote deutlich zurückgegangen. Gegenwärtig gelangen im Durchschnitt etwa drei von vier Studienanfänger des Direktstudiums zum Studiererfolg; im Fernstudium bzw. Forschungsstudium sind es zwei von drei. Ein erheblicher Teil der Studenten bricht das Studium ab; im Direktstudium beträgt der Studienabbruch im Durchschnitt mehr als ein Fünftel der Studienanfänger, wobei sich dies auf einige Wissenschaftszweige und Fachrichtungsgruppen besonders konzentriert: Technikwissenschaften und Mathematik/Naturwissenschaften verzeichnen überdurchschnittlich hohe Abbruchquoten, die Wissenschaftszweige Wirtschaftswissenschaften und Literatur- und Sprachwissenschaften einen besonders starken Anstieg gegenüber dem Studienanfängerjahrgang 1975. Das zahlenmäßige Verhältnis von Studienabbrechern zu Absolventen (pro Jahr) veränderte sich im Hochschuldirektstudium von 1 : 6 auf 1 : 4, im Hochschulfernstudium sogar von 1 : 8 auf 1 : 3.“³²

Dort, wo die ZHB-Forschung eine kritische Funktion wahrnahm, geschah dies – ihrem Kontext, Auftrag und Selbstverständnis entsprechend – vornehmlich systemimmanent (wie es, nebenbei, für die meiste Normalwissenschaft sozialwissenschaftlicher Provenienz in allen Gesellschaften gilt). Die Bemühungen zielten

³⁰ Ralf G. Hopsch: Die verhältnismäßige Ausbildung und Beschäftigung von Physikern zu Ingenieuren in entwickelten Industrieländern im Vergleich zur DDR, Berlin [DDR] 1988, S. 1

³¹ ebd., S. 2.

³² zit. aus einer unveröffentlichten Analyse in Klaus Gebuhr: Aspekte des vorzeitigen Abganges aus dem Hochschuldirektstudium, Zentralinstitut für Hochschulbildung, Berlin [DDR] 1987, S. 1

darauf, im Rahmen des marxistischen Paradigmas gültige, d.h. wahrheitsfähige Aussagen zu produzieren. Wo daraus Konflikte resultierten, lassen sie sich in der Regel als Systemoptimierungskonflikte kennzeichnen. Der Streit mit den Funktionären ging um die Gestaltung des gemeinsamen politischen Projekts, nicht um dessen Infragestellung.

In der Literatur finden sich zwar keine expliziten Darstellungen zu Konflikten, in die das ZHB verwickelt war. Gleichwohl ist es unwahrscheinlich, dass es solche nun überhaupt nicht gegeben habe. Immerhin gibt es Indizien: Unliebsame Forschungsergebnisse seien vom Ministerium nicht veröffentlicht worden. So habe etwa eine Absolventenstudie gezeigt, dass Ingenieure zunehmend nicht mehr qualifikationsadäquat, sondern fachfremd eingesetzt wurden, was dann aber politisch kaschiert statt bekannt gemacht worden sei.³³ Oder eine Untersuchung zur dreijährigen Arbeitsplatzbindung nach dem Studienabschluss habe in den 80er Jahren ergeben, dass sich fast ein Drittel der Studierenden auf eigene Faust Arbeitsplätze suchte und damit die Arbeitsplatzbindung unterließ. Mehr als die Hälfte der Studierenden, so empirische Untersuchungen, hätten sich in ihren Leistungsstärken während des Studiums nicht anerkannt gefühlt. Von der Hälfte der Studierenden, die in den 80er Jahren im Studentenwohnheim wohnten, seien rund zwei Drittel mit der Wohnsituation – Mehrbettzimmer, kaum Selbststudienmöglichkeiten – unzufrieden gewesen.³⁴

Das waren nun keine systemsprengenden Ergebnisse. Doch dass sie auf politischen Unwillen stießen, verdeutlicht immerhin, dass am ZHB nicht nur politische Gefälligkeitsforschung betrieben wurde – und zugleich, dass die Spielräume doch recht begrenzt waren.

Ende 1990 hatte der Bundesbildungsminister über die Abwicklung des ZHB (wie auch anderer zentraler Forschungsinstitute der vormaligen DDR, für die sich niemand zuständig fühlte) zu entscheiden. In diesem Zusammenhang kam es zu einer ungewöhnlichen Initiative westdeutscher Hochschulforscher/innen. In einem Offenen Brief an Minister Möllemann formulierten diese:

„Auf den ersten Blick ist das Institut, das eine nachgeordnete Einrichtung des Ministeriums war, leicht zu diskreditieren. Es hat wie alle nachgeordneten Wissenschaftseinrichtungen dem SED-Staat ‚zugearbeitet‘ und nicht öffentlich über Mißstände aufgeklärt. Auf den zweiten Blick sind aber kenntnisreiche, auch kritische Forschungsarbeiten zu entdecken. Darüber hinaus hat das Institut ein Netz von internationalen Kontakten, insbesondere in alle Staaten Osteuropas und in die UdSSR aufgebaut, die nicht abreißen dürfen. Seine Bibliothek ... gilt als die bestsortierte zum Hochschulwesen Osteuropas.“³⁵

³³ Sigrid Dany: Start in die Lehre. Qualifizierung von Lehrenden für den Hochschulalltag, Lit-Verlag, Berlin 2007, S. 41

³⁴ Gertraude Buck-Bechler/Heidrun Jahn/Dirk Lewin: Lehre und Studium, in: Gertraude Buck-Bechler/Hans-Dieter Schaefer/Carl-Hellmut Wagemann (Hg.), Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1997, S. 421-521, hier 468-470

³⁵ Dok. als „Post für Minister Möllemann und eine Bitte um Aufschub“ in: Frankfurter Rundschau, 5.12.1990, S. 35

Diese Intervention traf auf ein Interesse des (formal unzuständigen) Bundesbildungsministeriums, die Hochschultransformation in den ostdeutschen Bundesländern zu begleiten. Daraus entstand die Initiative zur Gründung einer temporären Projektgruppe, die dann für fünf Jahre vom BMBW finanziert wurde.³⁶

Die so ins Leben gerufene Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst hat von 1991 bis 1996 zum einen die Neustrukturierung des ostdeutschen Hochschulwesens analysierend und dokumentierend begleitet.³⁷ Zum anderen wurden vorhandene Daten aufbereitet, um den neuen politischen Administrationen Planungsgrundlagen an die Hand zu geben.

Übersicht 4: Die Buchveröffentlichungen der Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst

Bärbel Last/Hans-Dieter Schaefer: **Die Wissenschaftsbeziehungen der Hochschulen der ehemaligen DDR mit Osteuropa**. Kompendium, Projektgruppe Hochschulforschung, Berlin 1992

Anke Burkhardt/Doris Scherer: **Materialien zur DDR-Hoch- und Fachschulstatistik**. Dokumentation bildungsstatistischer Quellen der Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst, Projektgruppe Hochschulforschung, Berlin 1993

Gertraude Buck-Bechler/Heidrun Jahn (Hg.): **Hochschulenerneuerung in den neuen Bundesländern**. Bilanz nach vier Jahren, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1994

Bärbel Last/Hans-Dieter Schaefer: **Forschung an Hochschulen der DDR**, Projektgruppe Hochschulforschung, Berlin 1995

Gertraude Buck-Bechler/Heidrun Jahn/Clemens Klockner/Horst-Dieter Tietz (Hg.): **Angewandte Forschung an Fachhochschulen** der Bundesrepublik Deutschland, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1995

Bärbel Last/Hans-Dieter Schaefer: **Wissenschaftskooperation der neuen Bundesländer mit Mittel- und Osteuropa im Umbruch**. Ein Beitrag zur Geschichte der Transformation ehemals sozialistischer Gesellschaften, Projektgruppe Hochschulforschung, Berlin 1996

Gertraude Buck-Bechler/Hans-Dieter Schaefer/Carl-Hellmut Wagemann (Hg.): **Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland**. Ein **Handbuch zur Hochschulenerneuerung**, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1997

Dirk Lewin (Bearb.): **Datenalmanach zum Handbuch** Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1997

In schneller Folge publizierte die Projektgruppe die Ergebnisse ihrer Arbeiten zu all diesen Themen in Ausgaben ihrer „Projektberichte“ – mit einem Schwerpunkt auf statistischen Dokumentationen, Wissensbestandssicherungen, quan-

³⁶ „Üblicherweise pflegen Bundesministerien nicht auf Zeitungsannoncen zu reagieren. In diesem Falle aber trafen sich bereits laufende Erwägungen im Ministerium ... mit dieser öffentlichkeitswirksamen Herausforderung.“ (Fritz Schaumann: Hochschulforschung und Hochschulinnovation. Erwartungen des Staates und der Hochschulen, in: HoF-Berichte 1-2/1997, S. 2–4, hier S. 2)

³⁷ vgl. die Übersicht der Arbeitsergebnisse unter <http://www.hof.uni-halle.de/index,id,59.html#1000>; desweiteren Carl-Hellmut Wagemann: Die Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst. Zur Geschichte einer „Auf“-Wicklung, in: Beiträge zur Hochschulforschung 3/1991, S. 179–184; Gertraude Buck-Bechler: Hochschulforschung in Berlin-Karlshorst, in: hochschule ost 5/1994, S. 9–15; Irene Lischka/Jan-Hendrik Olbertz: Hochschulforschung in den neuen Bundesländern. Wurzeln und Perspektiven, in: Beiträge zur Hochschulforschung 1/2-2000, S. 21–29

titativen Erhebungen, aber auch qualitativen Forschungsergebnissen.³⁸ Einige der Themen wurden dann auch zu größeren Buchmanuskripten ausgearbeitet (Übersicht 4).

1997 war aus dem Material ein zusammenfassender Abschlussband entstanden. Dieser enthielt acht Einzelstudien zu den Themen „Hochschulsystem im gesellschaftlichen Kontext“, „Strukturen der Hochschullandschaft“, „Hochschulzugang und Bildungsbeteiligung“, „Wissenschaftliches Personal“, „Wissenschaftlicher Nachwuchs“, „Lehre und Studium“, „Forschung an Hochschulen“ und „Internationale Hochschulbeziehungen“.³⁹ Diese Studien lieferten nicht allein eine empirisch-analytische Bilanzierung des ostdeutschen Hochschulumbaus 1989ff. Vielmehr begann jede dieser Einzelstudien mit einer ausführlichen Darstellung der Situation in der DDR, die das Ausmaß des sodann beschriebenen Wandels erst hinreichend deutlich werden ließ. Daher handelt es sich bei diesem Band auch um eine historiografische Kompaktdarstellung wesentlicher Aspekte des DDR-Hochschulwesens.

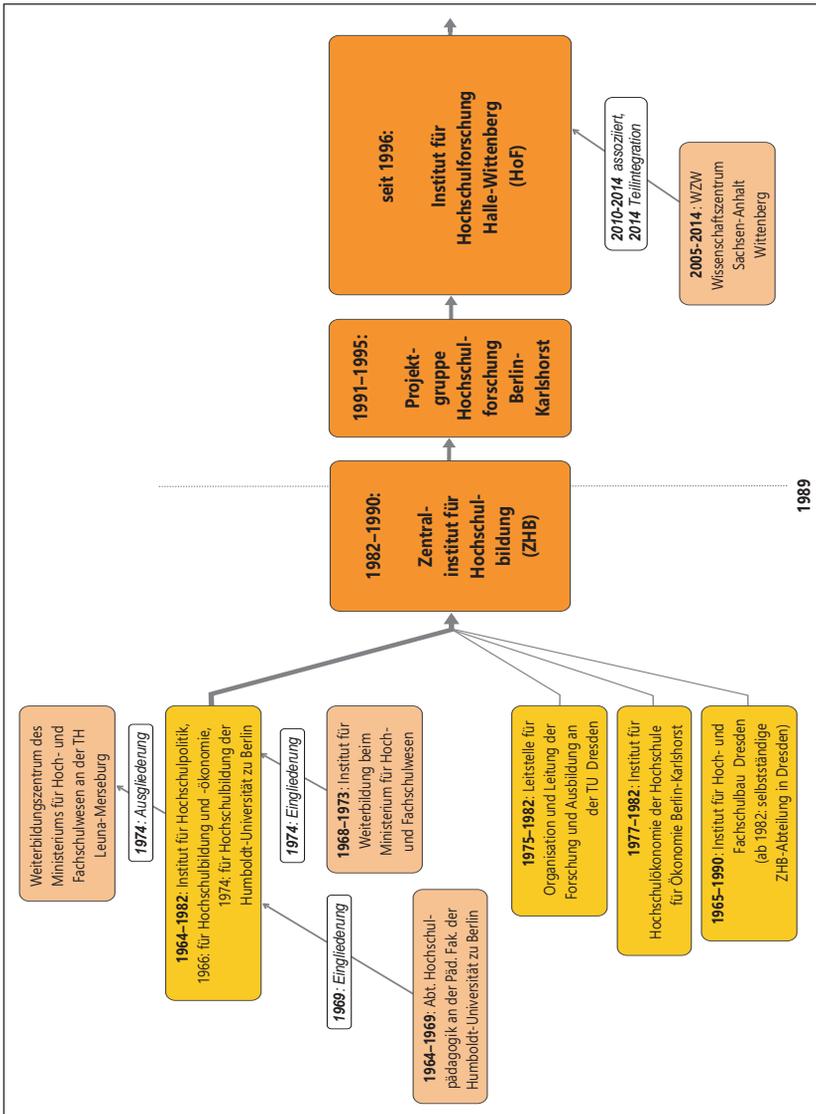
1996 schloss sich eine weitere Neugründung an: Unter teilweiser Nutzung der Potenziale der Projektgruppe Hochschulforschung wurde in Lutherstadt Wittenberg das Institut für Hochschulforschung (HoF) als An-Institut der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg gegründet. Ihm war zwar nicht mehr die Analyse allein ostdeutscher Entwicklungen aufgetragen. Doch sollte HoF in dieser Richtung, anknüpfend an die Projektgruppe, durchaus eine besondere Aufmerksamkeit pflegen. Dies tat und tut es, unter anderem im Blick auf die zeitgeschichtlichen Voraussetzungen der aktuellen Hochschulentwicklung in den östlichen Bundesländern.

Mit der HoF-Gründung konnten auch die Fachbibliothek und die Literaturdatenbank des ZHB gesichert werden. Beide sind in dieser Art einmalig. Die Schrifttumssammlung umfasst mehrere Tausend Titel, darunter z.B. eine Sammlung der Studien- und Lehrprogramme der DDR und eine große Anzahl nichtbuchhändlerischer Literatur zu Hochschulfragen – Forschungsberichte, Studien, unveröffentlichte Materialien u.ä. – von besonderem zeithistorischen Wert. Für die Jahre ab 1980 sind diese Bestände in einer Datenbank erfasst, für die Zeit davor über Zettelkataloge erschlossen. Da der HoF-Fachinformationsservice selbstredend auch externen Nutzern offensteht, ist dessen Bibliothek damit nicht zuletzt eine erste Adresse für Wissenschaftler/innen, die über das DDR-Hochschulsystem forschen.

³⁸ vgl. die Übersicht der Arbeitsergebnisse unter <http://www.hof.uni-halle.de/institut/geschichte/projektgruppe-hochschulforschung-berlin-karlshorst/>

³⁹ Gertraude Buck-Bechler/Hans-Dieter Schaefer/Carl-Hellmut Wagemann (Hg.): Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1997

Übersicht 5: Der institutionelle Weg zum Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg



HoF-Projekte und -Aktivitäten

Gerade die deutsche Hochschulgeschichte des 20. Jahrhunderts eignet sich oft in besonders geringer Weise dazu, Institutionengeschichte als Erzählung eines fortwährenden Aufstiegs der jeweiligen Hochschule zu konstruieren (wie es z.B.

die heute beliebte hochschulische Markenbildung erforderte). Sie ist stattdessen besonders häufig eine Geschichte der Ambivalenz und Ambiguität. Trifft dies im allgemeinen für alle deutschen Hochschulen zu, so ist es im speziellen Fall der ostdeutschen Hochschulen nochmals verschärft: Die zweifache Diktaturerfahrung mit der spezifischen Konnotation, dass die DDR als radikale Negation der nationalsozialistischen Diktatur entworfen worden war, verlangt nach anspruchsvollen Auseinandersetzungsmustern. Benötigt werden Wissen und Deutungen, welche die Details, die Unterschiede, die Ambivalenzen und deren jeweilige Ursachen nicht scheuen.

Dem trägt das Institut für Hochschulforschung seit seiner Gründung 1996 Rechnung, indem es die wechselseitigen Analysepotenziale von Zeitgeschichte und Gegenwartsbetrachtung erschließt. Über 50 Projekte zu (zeit-)historischen Gegenständen sind innerhalb der letzten 20 Jahre am HoF bearbeitet worden. Zeitgeschichte als die Epoche, die zumindest ein Teil der Zeitgenossen bewusst miterlebt hat – die „Epoche der Mitlebenden“⁴⁰ –, betrifft im wesentlichen die Zeit nach 1945. Dies schließt ein, was als „neueste Zeitgeschichte“ bezeichnet wird,⁴¹ also die Jahre seit 1990, soweit diese bereits zu historisieren sind.

Die Materialfülle, auf die dabei zurückgegriffen werden kann, ist häufig – wahlweise – komfortabel oder erschlagend. Neben der Aktenüberlieferung stehen Zeitzeugen zur Verfügung, der Zugriff auf gedruckte Originaltexte ist bei zahlreichen Themen nahezu vollständig gewährleistet, statistisches Datenmaterial liegt in beträchtlicher Fülle vor, und Bildquellen sind in besonders reicher Zahl vorhanden.

Die Arbeit und Ergebnisse auch des Instituts für Hochschulforschung spiegeln diese Fülle. Seit 1997 sind aus dem Institut heraus 19 Monografien, 20 Forschungsreports, 21 Sammelwerke, 166 Artikel sowie 31 Rezensionen und Bibliografien zur Zeitgeschichte von Hochschule, Wissenschaft und Bildung veröffentlicht worden. All das summiert sich auf rund 16.000 Druckseiten. Diese finden sich im vorliegenden Band auf rund 250 Seiten, d.h. 1,5 Prozent, komprimiert: Die Ergebnisse der einzelnen Projekte werden auf jeweils fünf Seiten zusammengefasst (und zugleich wird auf die zentralen ausführlichen Projektveröffentlichungen verwiesen).

30 der insgesamt 52 Projekte waren mit externer Förderung realisiert worden. Die Mittel kamen jeweils mehrfach von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und der Hans-Böckler-Stiftung, daneben für je ein Projekt von zahlreichen weiteren Einzelförderern (s.u. Übersicht 6).

Einige der am HoF durchgeführten Studien sind bis heute die einzigen umfassenden Behandlungen ihrer Gegenstände geblieben. Das gilt etwa für

⁴⁰ Hans Rothfels: Zeitgeschichte als Aufgabe, in: Vierteljahresheft für Zeitgeschichte 1/1953, S. 1–8, hier 4

⁴¹ Konrad H. Jarausch: Überlegungen zur Positionsbestimmung der deutschen Zeitgeschichte, in: Zeitenblicke 1/2005, S. 1, URL <http://www.zeitenblicke.de/2005/1/jarausch/index.html> (16.3.2008)

- eine Dokumentation zu den DDR-Militär- und Polizeihochschulen,
- eine Aufarbeitung des Hochschulbaus in der DDR,
- eine Untersuchung des bildungsplanerischen Zusammenhangs von Bildung und Beschäftigung in der DDR,
- ein Promotionsprojekt, das sich der akademischen Weiterbildung in der DDR widmete, und
- eine Dokumentation der Landschaft konfessionell gebundener (quasi-)akademischer Bildung und Forschung.

Eine Untersuchung disziplinärer Selbstreflexionen der DDR-Geschichte einzelner Fächer nach 1989 wurde in den Folgejahren einerseits für einzelne Fächer ausdifferenziert: Philosophie, Theologie, künstlerische Ausbildungen, Gesellschaftswissenschaften, akademische Medizin. Andererseits wurde sie zu übergreifenden Darstellungen des Aufarbeitungsgeschehens zur DDR-Wissenschafts- und Hochschulgeschichte ausgeweitet. Dies stand im Zusammenhang mit systematischen Bemühungen um die bibliografische Dokumentation der 1990 einsetzenden und seither anhaltenden Aufarbeitungs-, Forschungs- und Dokumentationsaktivitäten zur DDR-Wissenschaftsgeschichte. Damit wurde und wird eines der seit 1990 dynamischsten Forschungs- und Publikationsfelder im Bereich der Arbeiten zu DDR-Geschichte und nachfolgender Systemtransformation erschlossen.

Innerhalb dieses bibliografischen Langzeitprojekts konnten bisher rund 4.500 selbstständige Titel zum Thema nachgewiesen werden – Monografien, Sammelbände, Themenhefte von Zeitschriften, unveröffentlicht gebliebene Graduierungsarbeiten, Ausstellungskataloge, Broschüren aller Art und Online-Publikationen. Von diesen 4.500 selbstständigen Publikationen und Graduierungsarbeiten widmet sich zirka ein Viertel den Umgestaltungen der Wissenschaft in den ostdeutschen Ländern seit 1989, während drei Viertel, also rund 3.400 Titel, explizit DDR-wissenschafts- bzw. hochschulgeschichtlich fokussiert sind. Das heißt: Seit 1990 sind pro Jahr durchschnittlich 135 selbstständige Publikationen über das DDR-Wissenschafts- und Hochschulsystem erschienen. Statistisch ist das jeden dritten Tag ein neuer Titel. Wer all diese Veröffentlichungen intensiver zur Kenntnis nehmen wollte, hätte sich auf die Lektüre von etwa einer Million bedruckter Seiten einzustellen.⁴²

Auf dieser Basis konnte über die Jahre hin auch das Projekt verfolgt werden, sukzessive spezielle Segmente des DDR-Hochschul- und Wissenschaftssystems in systematisierenden Überblicksdarstellungen zu präsentieren. Derart ließen sich zum einen auch zuvor unausgeleuchtete Areale dieses Systems transparent machen. Zum anderen konnten Detaildarstellungen, etwa zu einzelnen Hochschulen und Forschungseinrichtungen oder Teileinheiten dieser, zu Panoramen zusammengeführt werden. Das betraf

⁴² siehe die fortlaufend in der HoF-Zeitschrift „die hochschule“ publizierte Bibliografie von Peer Pasternack/Daniel Hechler: Wissenschaft & Hochschule in Ostdeutschland von 1945 bis zur Gegenwart, online zusammengefasst unter http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/dhs_biblio_fortsetzung.pdf

- das System der Militär- und Polizeihochschulen,
- das künstlerische Hochschulwesen,
- die akademische Medizin,
- das System der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung,
- die konfessionell gebundene Einrichtungen (quasi-)akademischer Lehre und Forschung sowie
- die Ressortforschung.

Zur Zeitgeschichte zählt, wie erwähnt, auch die sog. neueste Zeitgeschichte, d.h. die Jahre nach 1990. Eine Reihe von HoF-Projekten hat sich mit der Hochschul- und Wissenschaftstransformation in Ostdeutschland befasst. Ebenso fanden Untersuchungen zu den parallel stattgefundenen Entwicklungen in anderen Transformationsländern Mittel- und Osteuropas statt, so zu Weißrussland und Rumänien.

Zu Anfang der 2000er Jahre hatte sich die öffentliche Wahrnehmung verstärkt, dass die DDR-Geschichte in verschiedenen Bildungsbereichen – Schule, Hochschule, politische Bildung – unzulänglich repräsentiert sei, während zeitgleich lustig-knalldoofe Ostalgie-Shows die Samstagabendunterhaltung enterten. Die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur beauftragte daher verschiedene Einrichtungen mit entsprechenden empirischen Untersuchungen. HoF übernahm den Bereich der akademischen Lehre. Im Ergebnis ließ sich festhalten: Die Behandlung der DDR-Geschichte hatte sich wieder auf dem vergleichsweise niedrigen Stand von 1990 eingepegelt. Eine deutliche Mehrheit von 54 der insgesamt 88 deutschen Universitäten – d.h. 62 Prozent – bot 2000/2001 keine einzige explizit DDR- bzw. Ostdeutschland-bezogene Lehrveranstaltung an.

Im Anschluss daran wurde eine weitere Studie durchgeführt, die sich einer qualitativ angelegten Inhalts- und Motivationsanalyse widmete. In ihr ging es vorrangig um die primären Träger des DDR-bezogenen Lehr- und Forschungsbetriebs: die an den Universitäten entsprechende Veranstaltungen anbietenden und forschenden Wissenschaftler/innen. Damit wurden die Deutungskontroversen über die Geschichte der DDR erstmals aus der Perspektive der wissenschaftlichen Akteure analysiert. Teil dieses Projekts war eine Fachtagung „Die Zukunft eines untergegangenen Staates. Die DDR als Gegenstand von Forschung, Lehre und der Politischen Bildung“, die 2003 in Wittenberg stattfand und anschließend dokumentiert wurde.

Von 2004 bis 2007 konnte dieses Forschungsprogramm in eine andere Richtung ausgeweitet werden: Ein Promotionsstipendium ermöglichte die Untersuchung der Wissenschaftskonzepte und -praxis der west- und seit 1990 gesamtdeutschen DDR-Forschung. Ausgangspunkt war eine Beobachtung, die wissenschaftssoziologisches Interesse beanspruchte: Die Geschichte der westdeutschen DDR-Forschung 1949 bis 1990 steht eigentümlich unvermittelt neben den Forschungen zur DDR-Geschichte seit 1990. Hatte die DDR-Forschung vor 1989 vornehmlich in der Politikwissenschaft, Soziologie, Erziehungs- und Rechtswissenschaft sowie Volkswirtschaftslehre ihre Heimat, so war der Gegenstand danach plötzlich ein historischer, also historiografischer. Hatten bis 1989 die

(westdeutschen) Forschungsbemühungen zur DDR nicht zuletzt politikberatende Funktionen, so sind sie seit 1990 vorrangig Grundlage für geschichtstheoretische und vergangenheitspolitische Deutungskämpfe.

Im Zuge von zahlreichen Hochschuljubiläumsvorbereitungen und zeitgeschichtlich konnotierten Skandalisierungen ergab sich um 2010 ein neues Thema, das z.T. mit beträchtlicher medialer Resonanz verhandelt wurde: Die ostdeutschen Hochschulen sahen sich dem Vorwurf ausgesetzt, nur unzureichend und wenn, dann allein auf externe Initiative hin, ihre eigene Geschichte insbesondere in der SBZ/DDR zu thematisieren. Vor diesem Hintergrund unternahm HoF eine empirische Bestandsaufnahme und Analyse der Aktivitäten ostdeutscher Hochschulen, die sich auf ihre je eigene Zeitgeschichte beziehen. Zugleich entstand im Kontext dessen eine Bestandsaufnahme zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik in der DDR.

Was für die Hochschulen gilt, kann mit Recht auch Geltung für HoF selbst beanspruchen. Daher war am Institut auch dessen eigene Geschichte, die Verortung seiner Vorgängereinrichtungen in der entsprechenden Institutionenlandschaft sowie das Konzept von Hochschule in der DDR Gegenstand analytischer Aufbereitungen. Dies galt gleichermaßen für Untersuchungen zur DDR-Geschichte zentraler Quellendisziplinen der Hochschulforschung: die Erziehungswissenschaft und die Soziologie.

Die zeithistorischen Aktivitäten des Instituts ließen es auch als Ort der zeitgeschichtlichen Nachwuchsförderung interessant werden. Die Bundesstiftung Aufarbeitung suchte sich daher die spezifische Hochschulexpertise des HoF nutzbar zu machen, um im zeithistorischen Promotionssektor aktiver zu werden, als ihr dies über das eigene (kleine) Stipendienprogramm möglich ist. In Kooperation von Stiftung und Institut wurden 2005-2013 jährlich die „Promovierendentage zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte nach 1945“ in Wittenberg veranstaltet. Geschätzt wurde von den Teilnehmern und Teilnehmerinnen insbesondere das didaktisch anspruchsvolle Design der Veranstaltungen. Dieses ließ deutlich erkennen, dass sie von einem Institut durchgeführt wurden, das einen präzisen Blick für allfällige Schwächen von Hochschul- und Promotionsstudien hat. Im Kontext der Promovierendentage wurde zudem eine Untersuchung zum Thema „Kaderschmiede DDR-Forschung? Zeitgeschichtlich promovieren“ durchgeführt sowie ein Handbuch zum „Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte“ erarbeitet und publiziert.

Während Hochschulpolitik sich vornehmlich für den Aufstieg von Hochschulen interessiert, gilt das Interesse sozialwissenschaftlicher und historischer Forschung über Hochschulen gleichermaßen Aufstiegs- wie Niedergangsentwicklungen. Dafür stellt wiederum der Sitzort des Instituts einen exemplarischen Fall bereit.

HoF ist in den Räumlichkeiten der Stiftung Leucorea in Wittenberg angesiedelt. Diese war 1994 in Anknüpfung an die 1817 aufgehobene historische Wittenberger Universität Leucorea gegründet worden. Als zentralen Gründungsauftrag hatte die Stiftung auf den Weg mitbekommen, zur Wiederbelebung akademischen Lebens in Wittenberg beizutragen. Das ist weniger fernliegend, als es die

reine Betrachtung Wittenbergs als Mittelstadt mit weniger als 50.000 Einwohnern motivieren würde. Wichtiger ist hier: Wittenberg war Ausgangsort der lutherischen Reformation und nachfolgend dauerhafter Bezugsort der Reformationswirkungsgeschichte. Die 1502 gegründete Universität dieser Stadt war ebenso der Entstehungs- und Resonanzraum der Reformation wie wesentlicher Teile ihrer Wirkungsgeschichte – Stichworte sind hier „Lutherische Orthodoxie“ oder „Wittenberger Aufklärung“. Daraus ergaben sich einige vergleichsweise recht spezielle, nämlich standortbezogene Aktivitäten des Instituts.

Wie ging eine Stadt und Region damit um, dass die bislang identitätsprägende Universität geschlossen wird? Woher bezog sie fortan notwendiges Wissen, woraus speisten sich lokale Innovationen? Und: In welcher Weise partizipierten peripherisierte Orte – im Unterschied zu den Metropolen – an der rasanten industrialisierungsbedingten Verbreiterung von Qualifikationserfordernissen, Bildungsbedürfnissen und Verwissenschaftlichungstendenzen, wie sie im 19. Jahrhundert einsetzten? Schließlich: Wie sind die diesbezüglichen Ausgangsbedingungen für eine Einbindung geografischer Randlagen in wissenschaftliche Entwicklungen zu bewerten? Das sind Fragen, die ein Institut, das sich nicht zuletzt Fragen des Verhältnisses von Region und Wissen, des Zusammenhangs von Regionalentwicklung, Innovation und Bildung widmet, interessieren müssen.

Im Jahr 2002 war – als HoF-Beitrag zum 500jährigen Gründungsjubiläum der Universität Halle-Wittenberg – im Wittenberger Schloss die Ausstellung „Wittenberg nach der Universität“ zu sehen. Die Ausstellung fragte, woran die 1994 mit der Stiftung-Leucorea-Gründung beabsichtigte Wiederbelebung akademischen Lebens vor Ort anknüpfen kann, und wurde fündig. Begleitend zur Ausstellungsvorbereitung waren mehrere Publikationen erarbeitet worden. Nach ihrer Schließung wurde die Ausstellung ins Internet überführt, wo sie seither zu sehen ist.

Im Anschluss wurde ein Sammelband in Angriff genommen, der an die DDR-spezifische Expertise des Instituts anknüpfte: Es sollte eine umfassende Darstellung der Geschichte von Bildung und Wissenschaft in Wittenberg zwischen 1945 und 1994 geliefert werden. Diese Zeit umfasst jene 50 Jahre, die unmittelbar vor der Wiederbelebung universitären Lebens in Wittenberg im Jahre 1994 standen. An dem Vorhaben waren 17 Institutionen aus der Stadt Wittenberg sowie 35 Autoren und Autorinnen beteiligt. Der 400seitige Band wurde anlässlich des 10jährigen Gründungsjubiläums der Stiftung Leucorea im Jahre 2004 publiziert und in einer Abendveranstaltung der lokalen Öffentlichkeit präsentiert.

Schließlich befasste sich das Institut mit der Person Otto Kleinschmidt (1870-1954), die im lokalen Gedächtnis Wittenbergs nach wie vor erstaunlich präsent ist. Kleinschmidt war Gründer und langjähriger Leiter des Kirchlichen Forschungsheims für Weltanschauungsfragen, das 1927 in Wittenberg errichtet worden war. Zeitgeschichtlich ragt er dadurch heraus, dass er das Forschungsheim von der Weimarer Republik bis in die DDR durch drei politische Systeme geführt hat – mit zeittypischen Konzessionen wie Reibungen.

War mit diesen Wittenberg-bezogenen Projekten bereits in die Zeit vor 1945 ausgegriffen worden, so ergaben sich im Zuge weiterer Forschungsprojekte auch Erweiterungen in geografischer und thematischer Hinsicht:

- Nicht nur Themen der Hochschulzeitgeschichte der DDR und der ostdeutschen Wissenschaftstransformation wurden behandelt, sondern auch solche der (gesamt)deutschen Nachkriegsentwicklung, so zu akademischen Ritualen als symbolischer Praxis an Hochschulen, zu programmatischen Konzepten der Hochschulentwicklung in Deutschland seit 1945 und zum Wandel akademischer Bildung in Deutschland 1950-2005.
- Vergleichende Studien, die den deutschen Betrachtungshorizont überschritten, wurden durchgeführt, so zur Hochschulexpansion in den Ländern West-, Mittel-, Osteuropas und den USA in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts oder zu privaten Hochschulen im internationalen und historischen Vergleich (1950-2004).
- Im Zuge von Lehrforschungsprojekten, die das Institut verantwortete, und eingeordnet in das am HoF bearbeitete gegenwartsbezogene Thema „Wissenslandschaften städtischer Agglomerationen“ wurde der Bildungs- und Wissensgeschichte von Planstädten in der DDR nachgegangen, hier konkret der einzigen Stadtneugründung der DDR, Halle-Neustadt.

Einen allzu verengten Horizont pflegte das Institut, wie erkennbar wird, bei all dem nicht. Es ging und geht nicht allein um Hochschulen, sondern immer auch um Wissensgeschichte und Bildungsentwicklung. Häufiger waren dabei sachsen-anhaltische Gegenstände der Ausgangspunkt von Untersuchungen – MLU, Halle-Neustadt, Wittenberg, das Land insgesamt –, wurden dann aber immer weiträumig in ihr jeweiliges Themenfeld eingeordnet.

Insgesamt, so lässt sich resümieren, mobilisiert und entwickelt das Institut für Hochschulforschung mit seinen Aktivitäten zur Zeitgeschichte von Hochschule, Wissenschaft und Bildung sowie zur Nachwuchsförderung im Feld der deutsch-deutschen Zeitgeschichte einerseits spezifische Expertise. Andererseits schließen diese Arbeiten an verschiedene Arbeitsschwerpunkte an, die HoF im übrigen betreibt. Die Aktivitäten im Bereich des zeithistorischen Promovierens sind verkoppelt mit Projekten zur Hochschulbildung und zur Gestaltung der Nachwuchsförderung. Die zeitgeschichtlichen Forschungsprojekte bearbeiten Voraussetzungen, an die etwa Studien zur internationalen Hochschulentwicklung oder zu Fragen des Zusammenhangs von Bildung, regionaler Wissensproduktion und Regionalentwicklung anknüpfen.

Zeitgeschichte und sozialwissenschaftliche Gegenwartsanalyse treffen sich dabei in einem Punkt: Sie suchen Entwicklungen aufzuklären und einzuordnen, deren Davor beschreibbar und untersuchungsfähig, deren Danach aber – im Unterschied zur Erkundung früherer historischer Epochen – einstweilen nur sehr begrenzt bzw. nicht bekannt ist. Für Deutungskonflikte liefert dieser Umstand die schönsten Voraussetzungen.

Übersicht 6: Die zeithistorischen HoF-Aktivitäten 1996–2016 im Überblick

Nr.	Thema	Bearbeitung	Förderung
1	Hochschulwesen in der DDR und ihre Transformation seit 1990	1996–1997	Nachlauf Projektgruppe Hochschulforschung
2	Erziehungswissenschaften im Transformationsprozess	1996–1997	Bundestags-Enquête „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur“, Dt. Gesellschaft für Erziehungswissenschaft
3	Hochschulumbau in Ostdeutschland: HU Berlin und Universität Leipzig im Vergleich	1996–1998	Hans-Böckler-Stiftung
4	Die Geschichte des Inoffiziellen Mitarbeiters des MfS nach 1989	1997	
5	Die Franckeschen Stiftungen in der DDR	1997–1998	in Koop. m. MLU-Institut für Erziehungswissenschaft
6	Die Aufarbeitung der DDR-Philosophie nach 1989	1997–1998, 2010, 2015–2016	Red. „hochschule ost“, Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur
7	Wissenschaftliche Zeitschriften in der DDR	1998–1999, 2015–2016	
8	Hochschulbau in der DDR	1998–1999	Red. „hochschule ost“
9	Akademische Rituale. Symbolische Praxis an Hochschulen	1998–1999	Red. „hochschule ost“
10	Militär- und Polizeihochschulen in der DDR	1999–2000	Nachlauf Projektgruppe Hochschulforschung
11	Studierende in der DDR und danach	1999–2000	Red. „hochschule ost“
12	Bibliografische Dokumentation zur ostdeutschen Hochschul- und Wissenschaftsgeschichte seit 1945	1999–2006	Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur
13	Die DDR in Lehre und Forschung an deutschen Hochschulen	2000–2001	Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur
14	Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1817	2001–2002	Stiftung Leucorea
15	Bildungs- und Beschäftigungssystem in der DDR	2001–2004	Koop. m. MPI für Bildungsforschung Berlin
16	Die DDR als inner- und außerwissenschaftliches Vermittlungsproblem	2002–2004	Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur
17	Der Zusammenhang von Bildungs- und Beschäftigungssystem in der DDR	2002–2004	
18	Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945	2002–2004	SKW Piesteritz
19	Hochschulen im (post)kommunistischen Osteuropa	2002–2007	DAAD
20	Die zweite Wissenschaftskultur in Berlin	2003–2004	Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur Berlin
21	Hochschul- und Wissenschaftsgeschichte in den kommunistischen Ländern Osteuropas seit 1945	2003–2005	
22	Julius Lohmann	2004–2005	
23	Hochschulentwicklung in Europa 1950–2005	2004–2006	DFG

Nr.	Thema	Bearbeitung	Förderung
24	Akteure und Konjunkturen der bundesdeutschen DDR-Forschung vor und nach 1989	2005–2007	Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur
25–33	Promovierendentage zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte	jährlich 2005–2013	Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur
34	Otto Kleinschmidt am Kirchlichen Forschungsheim Wittenberg (1927–1953)	2005–2007	Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt
35	Geschichte der Soziologie an der Martin-Luther-Universität Halle 1945–1990	2007–2012	in Koop. m. MLU-Institut für Soziologie
36	Handbuch „Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte“	2008–2009	Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur
37	Private Hochschulen im internationalen und historischen Vergleich seit 1950	2008–2010	DFG
38	Programmatische Konzepte der Hochschulentwicklung in Deutschland seit 1945	2009	Hans-Böckler-Stiftung
39	Politik und Wissenschaft in der DDR	2009–2010	Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur
40	Der Umgang der ostdeutschen Hochschulen mit ihrer Zeitgeschichte	2009–2011	Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur
41	Wandel akademischer Bildung in Deutschland 1950–2005	2009–2012	DFG
42	Weiterbildung an DDR-Universitäten: Das Beispiel Humboldt-Universität zu Berlin	2009–2013	
43	Geschichte des Schweizerischen Wissenschaftsrates	2009 und 2014–2015	Schweizerischer Wissenschafts- und Innovationsrat
44	Die Wissens- und Ideengeschichte von DDR-Planstädten am Beispiel der „sozialistischen Chemiarbeiterstadt“ Halle-Neustadt	2010–2014	Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, Hans-Böckler-Stiftung
45	20 Jahre Hochschulreformen im Vergleich	2012–2014	
46	Die Offene Arbeit in der Evangelischen Kirchen der DDR	2012–2015	Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur
47	Aufarbeitung, Dokumentation und Erforschung der akademischen Medizin in der DDR seit 1990	2013–2014	
48	Künstlerische Hochschulen in der DDR	2015	
49	40 Jahre + 25 Jahre Nachleben: DDR-Gesellschaftswissenschaften (post mortem)	2015–2016	
50	25 Jahre Wissenschaftspolitik in Sachsen-Anhalt	2016	
51	Konfessionelles Bildungswesen in der DDR	2016–2017	Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur
52	Helmut Brade: Ein Kommunikationsdesigner als Essayist	2016–2017	Stadt Halle (Saale)

I.

**Große Linien:
Hochschul- und
Wissenschaftsentwicklung
seit 1945**

Zwischen Expansion und Kontraktion

Hochschulbildungsbeteiligung in Europa West/Ost und den USA in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Robert D. Reisz | Manfred Stock

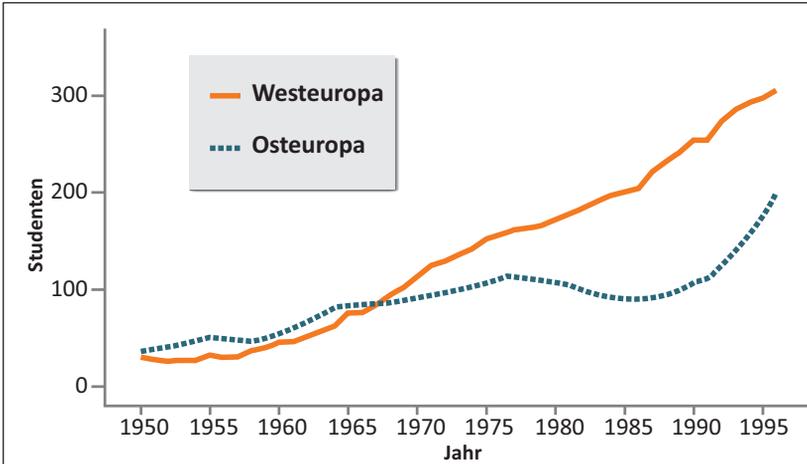
Während sich Westeuropa durch eine beständige Expansion der Hochschulbildung auszeichnete, hatte es in Osteuropa nach einer Phase der Expansion eine Kontraktionsphase ab Mitte der 70er Jahre gegeben. Dies war der Versuch eines Auswegs aus Konflikten zwischen der Intelligenz und jener Fraktion der Machtelite, die die Normen des proletarischen Egalitarismus und der materialen Gleichheit vertraten. Er bestand darin, Umfang und Einfluss der Intelligenz zu reduzieren und damit verbunden deren institutionellen Entstehungsort: die Hochschulen. Nach dem Zusammenbruch des Sozialismus ging die Entwicklung erneut in eine Expansion über, wobei der Anstieg nun dem im Westen entsprach.

Analysiert wurden die Expansion bzw. die Kontraktion der Hochschulen in Europa und den USA im Zeitraum von 1950 bis 2000. Die Untersuchung war als „cross-national longitudinal study“ konzipiert, d.h. es wurden nicht einzelne länderspezifische Fallstudien der Hochschulentwicklung gegenübergestellt, vielmehr Zeitreihendaten für *jedes Jahr* des Untersuchungszeitraumes und für *jedes Land* erhoben. Dabei kamen insbesondere unterschiedliche Regressionsmodelle – u.a. gepoolte Modelle und Panelregressionsmodelle – zum Einsatz. Diese statistischen Analysen wurden zudem mit Analysen kombiniert, die die Entwicklung der Bildungsbeteiligung im Hochschulbereich in den gesellschaftlichen Kontext insgesamt einzuordnen suchten.

Die vorliegenden komparativen Forschungen, die auf Analysen von Zeitreihendaten aus einer Vielzahl von Ländern beruhen, insbesondere jene des neoinstitutionalistischen *world polity*-Ansatzes, sprechen der Hochschulexpansion einen universellen Charakter zu. Im Ergebnis des Projektes konnte hingegen gezeigt werden, dass sich die osteuropäischen Länder durch ein spezifisches Profil der Inklusion ins Hochschulsystem auszeichnen, welches vom globalen Muster abweicht. Während das westeuropäische Profil durch eine beständige Expansion der Hochschulbildung charakterisiert ist, hat es in Osteuropa nach einer Phase der Expansion eine Kontraktionsphase ab Mitte der 70er Jahre gegeben, die nach dem Zusammenbruch des Sozialismus erneut in eine Expansion übergeht, wobei der Anstieg nun dem im Westen entspricht (Übersicht 7).

In Westeuropa, so zeigen die Regressionsanalysen, steht die Hochschulexpansion im engen Zusammenhang mit der wirtschaftlichen Entwicklung, was allerdings nicht in einem kausalen Sinne interpretiert werden kann. Für Osteuropa lässt sich ein entsprechender Zusammenhang nicht feststellen.

Übersicht 7: Studenten pro 10.000 Einwohner in Osteuropa und in Westeuropa



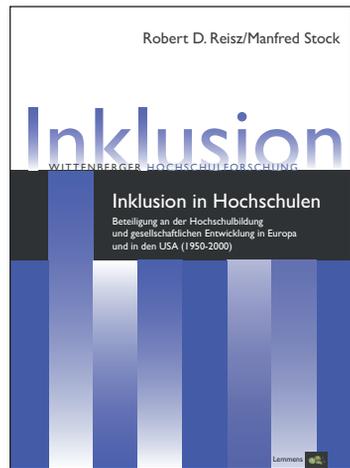
Quelle: UNESCO Statistical Yearbook (unterschiedliche Jahrgänge)

Der Abbruch der Hochschulexpansion in Osteuropa verdankte sich politischen Auseinandersetzungen und Einflussnahmen. Während der Zeit des Staatssozialismus wurde die Entwicklung der Hochschulen an politischen Programmen auszurichten versucht. In diesen Programmen verschafften sich gegensätzliche normative Erwartungssyndrome Ausdruck. Es kam zwischen den politischen Vertretern dieser gegensätzlichen Orientierungen zu Konflikten, die zum Abbruch der Hochschulexpansion führten.

Die frühe Hochschulexpansion in Osteuropa resultierte in der Sozialkategorie der Intelligenz. Unter Berufung auf technische Sachzwänge erhob die technokratisch orientierte Intelligenz Ansprüche auf Einfluss und Macht. Daraus entstanden Konflikte zwischen der Intelligenz und jener Fraktion der Machtelite, die die Normen des proletarischen Egalitarismus und der materialen Gleichheit vertraten. Der Ausweg aus diesen Konflikten, der dem Staatssozialismus möglich war, bestand darin, Umfang und Einfluss der Intelligenz zu reduzieren und damit verbunden deren institutionellen Entstehungsort: die Hochschulen.

Mit der Zäsur von 1989 wurde die Vorherrschaft des Politischen gebrochen. Dem Staat ist nun weitestgehend die Möglichkeit verstellt, Studienplätze zu quotieren. Die individuelle Nachfrage nach einer Hochschulbildung kann sich Ausdruck verschaffen und steigt in einem bis dahin ungekannten Ausmaß. Die Mechanismen der Inklusion in das Hochschulsystem sind einem direkten politischen Zugriff entzogen, und die individuellen Bildungsinteressen können sich artikulieren. Der Anstieg des Expansionsverlaufes in den osteuropäischen Ländern ab 1989 deckt sich nun weitgehend mit dem in Westeuropa. Hier stehen einer staatlichen Bewirtschaftung der individuellen Bildung die Bürgerrechte entgegen, z.B. die Bildungs- und Ausbildungsfreiheit, die Wissenschaftsfreiheit, die Berufsfreiheit und die Vertragsfreiheit. Sie lassen eine Begrenzung der individuellen Bildungsnachfrage nicht zu.

Betrachtet man das skizzierte Muster der Hochschulentwicklung in Osteuropa und die Zäsur von 1990 in einer differenzierungstheoretischen Perspektive, so stellt sie sich als Bestandteil einer Emanzipation des Erziehungssystems von der Politik dar, die die funktionale Logik dieses Bereiches freisetzt. Der Staatssozialismus wäre somit in erster Linie unter dem Gesichtspunkt funktionaler Entdifferenzierung zu analysieren. Die postsozialistische Entwicklung der Hochschulen stellt sich dann im Kern als eine Modernisierung dar, die Osteuropa der Dynamik einer funktional differenzierten Weltgesellschaft überantwortet.



Dieser Interpretation entspricht ein weiterer zentraler Befund der empirischen Analyse. Regional differenzierte Panelregressionen zeigen für den Westen mit Blick auf die Hochschulexpansion einen großen Effekt der Variablen, die das Maß der Einbindung der Nationalstaaten in die Weltgesellschaft repräsentieren. Für Osteuropa zeigt sich ein solcher Effekt erst für die Zeit nach 1990, also für die Zeit nach dem Zusammenbruch des Sozialismus.

Zum Weiterlesen:

☞ Juliana Körnert/Robert D. Reisz/Arne Schildberg/Manfred Stock: *Hochschulentwicklung in Europa 1950–2000. Ein Datenkompendium*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2005, 166 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_3_2005.pdf

☞ Robert D. Reisz/Manfred Stock: *Inklusion in Hochschulen. Beteiligung an der Hochschulbildung und gesellschaftliche Entwicklung in Europa und in den USA (1950–2000)*, Lemmens-Verlag, Bonn 2007, 148 S.

Von Humboldt bis Mode 2

Programmatische Konzepte der Hochschulentwicklung in Deutschland seit 1945

Peer Pasternack | Carsten von Wissel

15 Konzepte, welche die hochschulpolitische Debatte in Deutschland seit 1945 maßgeblich beeinflusst haben, werden kurz und übersichtlich aufbereitet sowie anhand von sechs Kriterien verglichen. Diese Hochschulkonzepte sind die geronnene Form der Debattengrundlinien. Nachvollziehbar werden so die dominierenden Ideen in den hochschulpolitischen Diskussionen der letzten sechs Jahrzehnte.

Die hochschulpolitische Debatte produziert aus Meinungen und Einfluss erlangenden Überzeugungen mit Stetigkeit auch neue programmatische Konzepte der Hochschulentwicklung. Diese folgen unterschiedlichen normativen Grundlagen, repräsentieren jeweils bestimmte Interessenbindungen, sind von unterschiedlicher Konsistenz und Lebensdauer. Manche der programmatischen Konzepte werden explizit als solche offeriert, andere bleiben implizit, sind in den hochschulpolitischen Debatten versteckt und aus den zugrundeliegenden Texten zu destillieren.

Elf Konzepte, welche die hochschulpolitische Debatte in Deutschland seit 1945 maßgeblich beeinflusst haben, wurden ausführlicher aufbereitet:

- Humboldtsche Universitätskonzeption
- Ordinarienuiversität
- Gruppenuniversität
- inklusionsorientierte Hochschule
- Kritische Wissenschaft – Kritische Universität
- Hochschule als Infrastruktur und regionaler Innovationsmotor
- Wissenschaft als Produktivkraft: sozialistische Hochschule in der DDR
- Geschlechtergerechte Hochschule
- Hochschule im Wettbewerb
- Bologna-Hochschule
- Mode 2

Diese Auswahl spannt den Bogen von „Humboldt“ zur „Hochschule im Wettbewerb“, von der Ordinarienuiversität über die Gruppenuniversität zum *managerialism*. Die Darstellungen jedes dieser Konzepte folgen jeweils einem einheitlichen Muster mit drei Punkten:

- Konzeptualisierung von Hochschule (Grundideen und zentrale Aussagen, Entstehungszeit, Hinweise auf Schlüsseltexte);
- Hauptvertreter (wissenschaftliche Autoren/Autorinnen oder politische Akteure);

- Wirkungsgeschichte (Wirkungszeitraum, hauptsächlichlicher Wirkungsbe- reich, Nachwirkungen).

Die aufbereiteten Konzepte fungieren als die geronnene Form der Debatten- grundlinien: Dadurch werden die domi- nierenden Ideen der hochschulpoliti- schen Debatten der letzten sechs Jahr- zehnte in Deutschland nachvollziehbar. Auf diese Weise lässt sich ein effektiver Überblick über ein reichliches halbes Jahrhundert Hochschuldiskussion in Deutschland gewinnen:

- Die konzeptionellen Ideen der *Hum- boldtschen Konzeption* waren zu ihrer Entstehungszeit an weniger als zwei Prozent der männlichen Altersjahrgän- ge im studierfähigen Alter adressiert. Heute formulieren sie in *jedem* Hoch- schulstudium zu erwerbende Fertigkeiten.
- Die *Ordinarienuniversität* hat sich historisch überlebt. Sie entspricht heute weder einer Hochschule in der Demokratie noch der Situation der sog. Massen- universität.
- Die *Gruppenuniversität* war eins der Kernelemente des umfassenden Pro- jektes „Hochschule in der Demokratie“. Überwunden werden sollte damit die Ordinarienuniversität. Spätere Kritik an der Gruppenuniversität monierte, dass nicht verantwortlich zu machende Akteure die Entscheidungsprozesse prägen.
- Die Ansprüche *inklusiv orientierter Konzepte* der Hochschulbildung sind nach wie vor weitgehend unabgegolten. Die unzulängliche soziale Heterogeni- tät der Studierendenschaft trotz massiver Expansion der Hochschulbildungs- beteiligung auf fast 40 Prozent des Altersjahrgangs signalisiert, dass nach wie vor ein eher partikularistisches Bildungsverständnis wirksam ist.
- *Kritische Wissenschaft* sieht die Hauptaufgabe der Hochschule darin, ein Ort der kritischen Reflexion der Gesellschaft zu sein. Der Diskurs über kritische Wis- senschaft leidet auch darunter, dass er insofern erfolgreich war, als andere neue Wissenschaftsverständnisse Teilaspekte daraus aufgreifen.
- Seit den 1960er Jahren wird der Ortsbezug von Hochschulen in politischen Debatten ausgiebig behandelt, ohne dass *Hochschule als Infrastruktur und re- gionaler Innovationsmotor* für das Selbstverständnis von Hochschulen zentral wurde. Dies liegt nicht zuletzt in den funktionalistischen und materialistischen Argumentationsweisen der zumeist ökonomischen Modelle einer räumlichen Integration der Hochschulen begründet.
- In der DDR galt mit der Formel *Produktivkraft Wissenschaft* ein ähnlich funk- tionalistisches Konzept. Allerdings waren dem funktionalistischen Materialis-



Übersicht 8: Synopse der programmatischen Hochschulkonzepte in Stichworten

Programmatisches Konzept	Menschenbild	Verhältnis HS – Gesellschaft	Zweck der Hochschule	Bildungsbegriff	Funktionsbindung	Verhältnis Idealbild – Realbild	Hochschulorganisation	Querverbindungen & Anschlüsse
Humboldtische Universitätskonzeption	neu-humanistisch	elitär, selbstbezogen	Produktion/Vermittlung wahren Wissens, Bildung	partikularistisch	wissenschaftsorientiert	nachträgliche Konstruktion	hierarchisch	Ordinarienuniversität; Exzellenzuniversität
Ordinarienuniversität	begabungsfixiert und -essentialistisch	elitär	Produktion/Vermittlung wahren Wissens	partikularistisch	forschungsorientiert	einst voll realisiert	hierarchisch	Humboldtische Universitätskonzeption; Exzellenzuniversität
Gruppenuniversität	homo politicus	demokratisch	gesellschaftlicher Interessenausgleich	universalistisch	wissenschaftsorientiert	z.T. realisiert, aber unvollendet	partizipativ	Inklusionsorientierte HS; Kritische Wissenschaft... Gruppenuniversität;
Inklusionsorientierte Hochschule	begabungs-optimistisch	demokratisch, chancengleichorientiert	Schaffung von Chancengleichheit	universalistisch	lehrorientiert	noch unabgeholten	partizipativ	Geschlechtergerechte HS; <i>potenziell</i> : Bologna-HS
Kritische Wissenschaft – Kritische Universität	dialektisch-aufgeklärt	gesellschaftskritisch-reflexiv	gesellschaftliche Reflexion, Gesellschaftskritik	universalistisch	Wissenschaftsorientiert	minoritär bleibend	partizipativ	Gruppenuniversität
Hochschule als Infrastruktur und regionaler Innovationsmotor	rationalistisch, homo oeconomicus	tendenziell ökonomisierend	Produktion/Vermittlung verwertbaren Wissens, Humankapital	universalistisch/meritokratisch	bedarfsorientiert, verwertungsorientiert	ewiges Telos, Realität immer unzureichend	[unbestimmt]	HS im Wettbewerb
Wissenschaft als Produktivkraft: sozialistische DDR-Hochschule	rationalistisch-erziehungsdiktatorisch	ökonomisch, kaderpolitisch	Produktion/Vermittlung verwertbaren Wissens	real-sozialistisch, gegenprivilegierend	bedarfsorientiert	einst weitgehend realisiert	hierarchisch	HS als Infrastruktur...

Programmatisches Konzept	Menschenbild	Verhältnis HS – Gesellschaft	Zweck der Hochschule	Bildungsbegriff	Funktionsbindung	Verhältnis Idealbild – Realbild	Hochschulorganisation	Querverbindungen & Anschlüsse
Geschlechtergerechte Hochschule	gender-reflexiv	demokratisch	Geschlechtergerechtigkeit, Produktion/Vermittlung gender-reflexiven Wissens	universalistisch	Wissenschaftsorientiert	noch unabgegolten	partizipativ	Familiengerechte HS; Nachhaltige HS
Hochschule im Wettbewerb	homo oeconomicus	ökonomisch	Organisationserfolge	meritokratisch, humankapitalentwickelnd	verwertungsorientiert	tendenziell majoritär werdend	marktförmig	HS als „Infrastruktur...“; Mode 2; Exzellenzuniversität
Bologna-Hochschule	rationalistisch	selektiv, aber potenziell demokratisch	Kompetenzenvermittlung	eher partikularistisch, potentiell universalistisch	eher verwertungsorientiert	da widersprüchliches Konzept: z.T. realisiert	eher hierarchisch	potenziell: Inklusionsorientierte HS
Mode2	postmodern	integrativ, tendenziell ökonomisierend	Produktion/Vermittlung nützlichen Wissens	universalistisch	eher verwertungsorientiert	bislang prognostischer Entwurf	netzwerkförmig	HS im Wettbewerb; Virtuelle HS
Familiengerechte Hochschule	rollenpluralistisch	demokratisch	familiengerechte Beschäftigungsangebote	universalistisch	Wissenschaftsorientiert, z.T. verwertungsorientiert	noch unabgegolten	partizipativ	Geschlechtergerechte HS
Exzellenzuniversität	begabungsfixiert und -essentialistisch	elitär	Organisationserfolge	partikularistisch	forschungsorientiert	ewiges Telos, Realität immer unzureichend	konkurrenz-wettbewerblich	Humboldtsche Universitätskonzeption; Mode 2
Nachhaltige Hochschule	auf Welt- und Generationen-zusammenhang orientiert	demokratisch	Zukunftsfähigkeit, Gerechtigkeit	universalistisch	Wissenschaftsorientiert	noch nicht durchgesetzt	partizipativ	Inklusionsorientierte HS; Geschlechtergerechte HS
Virtuelle Hochschule	postmodern	potenziell demokratisch	effiziente Wissensvermittlung	tendenziell universalistisch	eher lehrorientiert	bislang Ansätze	partizipativ oder wettbewerblich	Mode2

mus realsozialistischer Prägung keine Schranken durch die Wahrung von individuellen Selbstbestimmungsrechten von Individuen gesetzt.

■ Die Ziele des Konzepts der *geschlechtergerechten Hochschule* sind heute zumindest hinsichtlich der damit formulierten Problemkonstellationen weithin anerkannt. Allerdings gilt nach wie vor, dass viele Akteure ein Spannungsverhältnis zwischen Postulaten der Geschlechtergerechtigkeit und denjenigen wissenschaftlicher Qualität unterstellen.

■ Die *Hochschule im Wettbewerb* bringt einen neuen Akzent in die Wettbewerbssituation der Hochschulen: die Ökonomisierung bzw. Quasi-Ökonomisierung ihres organisationalen Handelns. Quantifizierung des Leistungsoutputs über Indikatorisierung, Rationalitätskalküle wie Effizienz oder Produktivität und der Einzug ökonomischer Denkweisen begründen Zweifel daran, ob eine solche Hochschule die Leistungsfähigkeiten tatsächlich steigere.

■ Die *Bologna-Hochschule* ist durch eine programmatische Doppeldeutigkeit gekennzeichnet: Sie kann sowohl ein universalistisches als auch ein partikularistisches Bildungsverständnis bedienen.

■ Die Aussage, ein neuer *Modus 2 der Wissensproduktion* löse einen hergebrachten Modus 1 zumindest tendenziell ab, stellt einen Versuch dar, einen Wandel im Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft zu beschreiben. Wissenschaftliche Wissensproduktion werde demnach künftig heterarchisch, inter-, gar transdisziplinär sowie anwendungsorientiert und nicht mehr selbstreferenziell, sondern an gesellschaftlichen Relevanzen orientiert sein.

Die jeweilige Wirkungskraft hing und hängt nicht allein von der inhaltlichen Substanz der einzelnen Konzepte selbst, sondern auch von den jeweils gegebenen, historisch wechselnden Zeitbedingungen – dem gesellschaftlichen Kontext – ab. Zudem gibt es Pfadabhängigkeiten der Hochschulentwicklung, die ein international vergleichender Blick deutlicher hervortreten lässt. In einer solchen Perspektive können vier wesentliche Typen von Hochschulsystemen nach ihren Funktionen unterschieden werden:

- In Frankreich und französisch inspirierten Hochschulsystemen haben Hochschulen im wesentlichen die Funktion der wissenschaftlich basierten Berufsausbildung.
- In Großbritannien und britisch inspirierten Hochschulsystemen wird die Funktion der Persönlichkeitsbildung stark betont.
- Der Humboldtsche Universitätstypus folgt (idealtypisch) vor allem der Funktion, Wissenschaft zu vermitteln.
- Das US-amerikanische Modell schafft es, alle drei Funktionen in sich zu vereinigen, nämlich eine Bachelorausbildung mit der wesentlichen Funktion der Persönlichkeitsbildung, die in allen Hochschulen anzutreffen ist, eine auf Professional Master Degrees abzielende Berufsausbildung und eine im engeren Sinne wissenschaftsbezogene Doktorandenausbildung (PhD).

Eine Auswertung vergleicht die insgesamt 15 Konzepte in Schlagworten anhand von sieben Kriterien: zugrundeliegendes Menschenbild, Verständnis des Ver-

hältnisse von Hochschule und Gesellschaft, zugewiesener primärer Zweck der Hochschule, leitender Bildungsbegriff, Funktionsbindung, Verhältnis von Idealbild und Realbild sowie Verständnis der Hochschulorganisation (Übersicht 8).

Weitere Konzepte mit dem programmatischen Anspruch, die Hochschulentwicklung anzuleiten, ließen sich – näher ausdifferenzierend – finden und werden entstehen: Der Versuch, eine abgeschlossene Liste zu präsentieren, erweist sich immer nur als ein vorläufiger.

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack/Carsten von Wissel: *Programmatische Konzepte der Hochschulentwicklung in Deutschland seit 1945*, Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf 2010, 83 S.; URL http://www.boeckler.de/pdf/p_arbp_204.pdf

Akademische Rituale

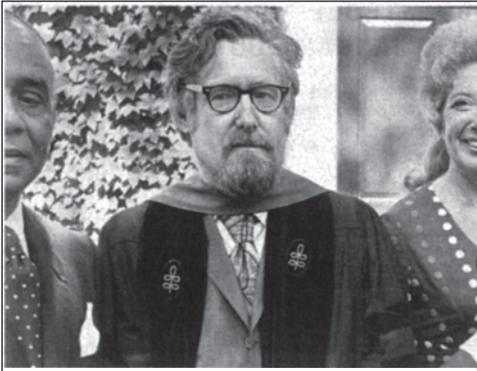
Symbolische Praxis an Hochschulen

Falk Bretschneider | Peer Pasternack

Nach 1990 kam es zu einer allgemeinen Wiederbelebung akademischer Rituale in Deutschland. Der Angriff der 68er Studentenbewegung auf die Insignien universitärer Macht schien nicht von dauerhafter Wirkung. Zugleich hatte die Gruppenuniversität zwischenzeitlich auch eigene Rituale ausgebildet.

In den 60er Jahren hatte sich qua Studentenrevolte und Hochschulreform ein herrschaftskritischer Blick etabliert. Er richtete sich auf die sozialen Ungleichheiten an Hochschulen – hervorgerufen durch unausgewogene Bildungsbeteiligung, Eliten-Selbstreproduktion, hochschulische Oligarchien und personale Abhängigkeitsverhältnisse –, die sich hinter den überkommenen akademischen Ritualen verbargen. Das Repertoire war reichhaltig. Der Ausdruck „akademische Rituale“ bezeichnet dabei einen bestimmten Vorrat symbolischer Handlungen, die den Kanon ihrer Kernsymbole aus einem spezifischen Referenzsystem, dem der Hochschule, beziehen. Dazu zählen herkömmlich:

- die hochschulischen Rechte zur Symbolverwaltung (Zeugnisse und akademische Abschlüsse mit Titeleigenschaft: M.A., Dipl.-Ing., Dr. med. usw.) und Prestigezuteilung (über akademische Titel: Doktor, Professor, Honorarprofessor; Ehrentitel: Dr. h.c., Ehrenbürger, Ehrenmitglied, Ehrenszenator; Gesten der Ehrerbietung und Anreden: Magnifizienz, Spectabilität/Spectabilis, sowie Auszeichnungen: Höchstbenotungen, Preise);
- das akademische Zeremonialwesen, bestehend beispielsweise aus Investituren, feierlicher Im- und Exmatrikulation, Promotionsdisputation und Habilitationsvortrag, Institutseröffnungen, Goldenem Doktorjubiläum, Begräbnis- und Gedenkzeremonien, Amtsketten und Straßenumzügen im vollen Ornat. Sie überschreiten das Alltägliche weniger durch einen Glauben an etwas außerhalb der liturgisch integrierten Gemeinschaften, sondern in der Feier ihrer selbst – also des Status quo, mithin der Veränderungsresistenz;
- akademische Mythen: „Idee der Universität“, „Identitätskern unserer Universität“ und dgl.;
- akademische Eide und wissenschaftsethische Selbstverpflichtungen, die den akademischen Alltag überhöhen und das so sympathische wie u.U. realitätsferne Bild guter Menschen zeichnen, die in problematischen Strukturen nicht adäquat, also problematisch, sondern gut handeln, obgleich sie sich damit möglicherweise die Grundlage entziehen, in diesen Strukturen weiterhin überhaupt handeln zu können.



Clifford Geertz 1974, bei einem Ritual seines Stammes in Harvard – der Verleihung der Ehrendoktorwürde

Quelle: Berliner Zeitung, 3.11.2006, S. 27

Diese Rituale wurden in den 60er Jahren als ideologische Selbstthematierung eines bestimmten Gesellschaftssegments interpretiert. Die Deutungsmacht erlangten und behielten bis zum Beginn der 90er Jahre in Westdeutschland vor allem jene, bei denen die alten symbolischen Ausdrucksformen auf Ablehnung stießen.

Nach 1990 dann setzte eine neue Entwicklung ein, die sich auf Altes bezog. Zunächst reagierte man im Westen noch mit Irritation auf die im Zuge des ostdeutschen Hochschulumbaus festzustellende Neigung, alte rituelle Formen im aufdringlichen Original zu neuer Ehre kommen zu lassen. Die ostdeutschen Professoren holten die Talare aus den Kustodien, stoffierten sich mit Amtskette und Beffchen aus und begannen ohne jeden Gedanken an eine mögliche Ridikülität dieser Kostümierung, durch Straßen und Hallen der Universitätsstädte zu ziehen. Damit erhob sich die Frage nach den sozialen Begründungen solcher repräsentativen Darstellungen in der Öffentlichkeit:

■ Häufig wird angeführt, dass diese symbolisch anders besetzt seien, als das in der Bundesrepublik vor 1968 wie auch insgesamt in der deutschen Universitäts-tradition der Fall gewesen war. Bereits vor 1989 konnte in der DDR die Anrede „Magnifizenz“ eine feinsinnige Vermeidung des „Genosse Rektor“ sein. Nun, nach 1989, suche das Bewusstsein akademischer Freiheit einen symbolischen Ausdruck, den es nach 40 Jahren akademischer Unfreiheit legitimerweise beanspruchen könne.

■ Konkurrierende Interpretationen sahen im regen Überbieten der westlichen akademischen Ritualisierung die Reaktion einer bildungsbürgerlichen *noblesse de robe* aus neuberufenen oder übriggebliebenen Ostprofessoren, die ihre gegenüber den westdeutschen Kollegen fehlende professionelle Anciennität zu kompensieren suchten, indem sie sich besonders traditionsbewusst zeigten. Doch diese Deutung wurde spätestens dann hinfällig, als auch westdeutsche Universitäten begannen, sich der in ihren Effektenkammern lagernden symbolgeschwängerten Potenziale zu erinnern.

In der interdisziplinären Ritualforschung wird heute als der Kern eines Rituals ein gemeinsames Handeln verstanden, das in einer bestimmten Gruppe von Menschen ein Gefühl der Teilnahme an etwas Überindividuellen und/oder Transzendente[m] erzeugt, und das als kollektive Repräsentation sowohl die Existenz und den Zusammenhalt, aber auch die differenzierte Struktur dieser Gemeinschaft konstituiert und aufrecht erhält. Die Postmoderne zeige eine Bereit-

schaft „zur Wiederverzauberung der Welt“ (Corina Caduff/Joanna Pfaff-Czarnecka).

Für moderne Gesellschaften, die teils tatsächlich, teils vermeintlich durchrationalisiert und mythenentlastet sind, scheint daher eine Unterscheidung zweier Ritualtypen nötig. Unter Verwendung einer begrifflichen Differenzierung aus der Drogengebrauchsforschung kann dieser Unterschied mit dem Begriffspaar *alltagsakzessorisch – alltagstranszendierend* gefasst werden:

- Es gibt einerseits das Motiv, mit den Anforderungen des Alltags zurechtzukommen – durch Erzeugung von Anspannung, Entspannung, Kommunikations- und/oder Konzentrationsfähigkeit, Munterkeit, Müdigkeit, Geselligkeit, Introspektion und dergleichen, Zustände also, die auch durch zahlreiche Alltagsrituale als Gleitmittel im Sozialkontakt gefördert werden.
- Andererseits gibt es das Motiv, aus dem Alltag auszubrechen, um in eine andere Wirklichkeit einzutauchen – sei es durch Drogengebrauch, Meditation, Askese, Fasten, Tanz, Hypnose, Reizverminderung oder -überflutung oder eben mittels Ritualen.

Alltagsakzessorische Rituale lassen sich als soziale Verhaltensmuster verstehen, so im akademischen Bereich etwa

- akademische ‚Spielregeln‘: z.B. der Chef als Mitautor oder die Professoren-Angewohnheit, zwar ProfessorInnen, nicht aber Gelehrte ohne Professorentitel mit „Herr Kollege“/„Frau Kollegin“ anzureden;
- rituelle Formeln: „Die Wissenschaft dient der Wahrheit“;
- implizite Ritualisierungen wie das Argument der „Einschlägigkeit“ von Veröffentlichungen in Berufungsverfahren: Dabei geht es nicht zwingend darum, was tatsächlich „einschlägig“ ist, sondern um gewissensentlastende Techniken, einzelne KandidatInnen elegant aus dem Verfahren zu bekommen;
- hochschulische Oligarchien, Einordnung in Hierarchien und personale Abhängigkeitsverhältnisse,
- das Ritual des akademischen Diskurses: Nach abgeschlossenem Vortrag klopfen das Publikum verhalten auf die Tische, um sich dann mit Fragen auf allerhöchstem Abstraktionsniveau und kritischen Kommentaren, verpackt als Hinweis für die weitere Arbeit des Referenten, seinerseits in Szene zu setzen. Der Gescholtene antwortet ebenso ritualisiert: Man werde den interessanten Hinweis in künftige Überlegungen mit einbeziehen;
- Zitier- und Rezensionkartelle als Ausdruck der Danksagung für eigenes



Wahrgenommen werden innerhalb einer Mechanik des Kennens und Anerkennens;

- Prüfungen als akademische Initiationsrituale: Von der Vordiplom-/Zwischen-/Bachelorprüfung und die Diplom- oder Masterprüfung über das Promotionsverfahren bis hin zum Habilitationsverfahren geht es mit abnehmender Munterkeit von einer niederen Stufe der Unmündigkeit zur nächsthöheren Stufe der Unmündigkeit;
- scheinbar kleine Ausdrücke von Unter- oder Überordnung als rituelle Bestätigungen der sozialen Hierarchie, z.B. interne Differenzierungen nach Status (W1, W2, W3) oder Sitzordnungen bei akademischen Feiern.

Ursprünglich verliehen akademische Rituale einer bestimmten Würde Ausdruck. Diese Würde ist nicht erst heute, sondern war durch die Geschichte hin immer schon ambivalent. Einerseits unterstrich sie den Anspruch auf Autonomie – das richtete sich nach außen und zeigte sich bereits darin, dass an der Universität republikanische Elemente beheimatet waren, als die gesellschaftliche Ordnung noch zutiefst feudal strukturiert war. Andererseits unterstrich die akademische Würde die interne Hierarchisierung. Talare bspw. symbolisierten immer auch Herrschaftsverhältnisse. Hierarchien wurden damit – und mit weiteren Instrumenten – markiert, Kommunikationsverhalten geprägt, Entscheidungsprozesse strukturiert. Bis heute stellt das Institut des (deutschen) Professorents die zuverlässigste Verwaltung des rituellen Haushalts mit dem Ziel der Hierarchiebefestigung dar.

Wer wiederbelebte Rituale der Ordinarienuniversität entschlüsseln will, stößt auf drei Codes. Diese bilden den Sinn der austauschbaren symbolischen Handlungen, finden sich – in unterschiedlicher Gewichtung kombiniert – in diesen immer wieder repräsentiert und verbinden bei allen Unterschieden die vor-68er Hochschule mit der nach-89er. Die drei Codes sind: Wir an der Hochschule sind historisch; wir sind anders als alle anderen; und wir legen Wert darauf, dass einige wenige bei uns die Ziele und Wege bestimmen, die die Mehrheit dann anstrebt und beschreitet. Die wesentlichen Botschaften akademischer Rituale sind also: Historizität, Distinktion und Hierarchie.

Zum Weiterlesen:

☞ Falk Bretschneider/Peer Pasternack (Hg.): *Akademische Rituale. Symbolische Praxis an Hochschulen*, Hochschule Ost, Leipzig 1999, 370 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/Volltexte/1999_Ak%20Rituale.pdf

Die Idee der Hochschule in der DDR

Staatspolitisches Programm und gesellschaftliche Reproduktion

Gertraude Buck-Bechler

Dominiert wurde die Idee der Hochschule in der DDR durch funktionale Bezüge, deren Ausgangspunkt die Reproduktionsprobleme der Gesellschaft waren. Auf dieser Basis erhielt sie ihre Grundprägung aus einem Verständnis von Interessenausgleich und Konsens auf der Grundlage der marxistischen Weltanschauung und deren dogmatischer Interpretation. Indem dabei einerseits die Machtstrukturen fest etabliert waren, waren sie auch nicht immer wieder neu im akademischen Machtgerangel zu entwickeln. Andererseits sollten Reglementierungen als Ausdruck gesellschaftlicher Bewusstheit freiwillig akzeptiert werden.

Die Leistungsfähigkeit eines Hochschulsystems erschließt sich, so möchte man auf den ersten Blick meinen, über seine Strukturen. Doch während Hochschulstrukturen nur das Ordnungsgefüge des sozialen Gebildes Hochschule ergeben, erhalten die Aufgaben eines Hochschulsystems erst durch die der Organisation zugrunde liegenden Zwecke ihr eigentliches Gepräge. Um verstehen zu können, warum bestimmte Strukturen diese und jene Leistungsmöglichkeiten eröffnen, diese und jene Bedingungen für Bildungs- und Wissenschaftsprozesse setzen, ist es notwendig, ihre Zwecksetzung zu erschließen.

(1) Die Idee des DDR-Hochschulsystems erhielt ihre Grundprägung aus einem Verständnis von Interessenausgleich und Konsens auf der Grundlage der marxistischen Weltanschauung und deren dogmatischer Interpretation im Staatssozialismus der DDR.

In der DDR war die leitende ‚Philosophie‘ für gesellschaftliche Prozesse – darin die Idee der Hochschule eingeschlossen – nur bedingt das Ergebnis von Konsenssuche, sondern vor allem Ergebnis von Verständigung im Korsett der „einzig wahren Weltanschauung“. Diese orientierte insbesondere auf eines: Debatten seien nicht unter der alleinigen Norm zu führen, Verständigung zu erreichen, sondern vor allem Verständigung unter den Normen der „in sich geschlossenen“ Weltanschauung. Zu diesen Normen zählten insbesondere Klassencharakter, Parteilichkeit und Wissenschaftlichkeit. Zusätzlich wurden abstrakte Dogmen des Staatssozialismus wirksam: Diese beschworen insbesondere Interessenübereinstimmungen zwischen Gesellschaft und Individuen. Damit täuschten sie einen Konsens gleichsam vor.

Aus dieser weltanschaulichen und staatspolitischen Umklammerung heraus hat sich die Idee der Hochschule in der DDR vor allem als Zwecksetzung ‚von oben‘ (der Staat als das Machtinstrument der Partei der Arbeiterklasse, der ‚Interessenvertreterin des werktätigen Volkes‘) entwickelt: „Was der Parteilinie nützt,

ist auch dem einzelnen dienlich.“ Pluralistische Konzepte, demokratische Selbstfindung und darauf aufbauende Konsensbildung mit vielleicht auch neuen Einsichten entsprachen nicht der Partei- und Staatsrason. Hierin wurden nicht nur Gefahren unkontrollierbarer Eigendynamik vermutet, sondern vor allem das In-Frage-Stellen der ideologischen These von der grundsätzlichen Planbarkeit und Beeinflussbarkeit von gesellschaftlichen und individuellen Entwicklungsprozessen.

(2) Hochschule war auch in der DDR der Tradition der deutschen Universität von Humboldt, Schleiermacher und Fichte – weltanschaulich zurechtgebogen – verpflichtet.

Grundprinzipien des Arbeitens an Hochschulen in Humboldtscher Tradition sind in der DDR nicht nur vielfach programmatisch gefordert, sondern durch Strukturen auch gesichert worden – insbesondere die Einheit von Lehre und Forschung in der Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden:

- An allen Hochschulen wurde gelehrt *und* geforscht, weil Forschung als unverzichtbare Grundlage eines hohen Niveaus der Aus- und Weiterbildung und als Quelle des wissenschaftlich-technischen Fortschritts galt.
- Es waren vielfältige Formen selbstständiger wissenschaftlicher Tätigkeit für Studierende vorgesehen, entweder unmittelbar als obligatorische Studienbestandteile verankert (Forschungsbelege, Forschungspraktika) oder studienbegleitend ausgetragen als Fachwettstreite, Erfinderwettbewerbe und zentrale Leistungsschauen für Studenten und junge Wissenschaftler.

Impliziter Bestandteil der Idee des Hochschulsystems in der DDR war durchaus auch ein bestimmter Sinngehalt von Freiheit, und zwar in folgenden Bedeutungszusammenhängen:

- Soziale Barrieren sollte es im Zugang zum Hochschulstudium nicht geben, und die Studierende sollten frei von finanziellen Belastungen ihrem Studium nachgehen können.
- Lehrende hatten die Möglichkeit, ‚Mitbestimmung‘ bei der Erarbeitung von staatlichen Rahmenplänen in Lehre und Forschung auszuüben, und sie waren soweit autonom im inhaltlichen Ausfüllen dieser Pläne, wie dies nicht Wissenschaftlichkeit und Parteilichkeit in ihren weltanschaulichen Gebundenheiten zuwiderlief.
- Viele staatliche und parteipolitische Reglementierungen akademischer Selbstverwaltung sollten von den Akteuren im Sinne von ‚Einsicht in gesellschaftliche Notwendigkeiten‘, also als Ausdruck gesellschaftlicher Bewusstheit, freiwillig akzeptiert werden.

(3) Dominiert wurde die Idee der Hochschule in der DDR durch funktionale Bezüge im gesellschaftlichen Kontextsystem, deren Ausgangspunkt die Reproduktionsprobleme der Gesellschaft waren.

Für folgende gesellschaftliche Funktionen sollte das Hochschulsystem in der DDR Verantwortung übernehmen:

- *Ausbildungs- bzw. Qualifizierungsfunktion* zur Sicherung der erforderlichen Fachkräfte (im Sinne der notwendigen ‚Produktivkraftentwicklung‘);
- *Wissenschaftsfunktion* im Sinne von Erkenntniserweiterung (als notwendige Voraussetzung für wissenschaftlich-technischen und gesellschaftlichen Fortschritt) und kultureller Sachhaltung;
- *staatspolitische (ideologische) Funktion* im Sinne marxistisch-leninistischer Ideologie, beim Bearbeiten gesellschaftlicher Probleme und für das „Vorleben“ sozialistischer Verhaltensweisen;
- *Sozialisationsfunktion* zur gesellschaftlichen Integration der Heranwachsenden durch wissenschaftliche Bildung und kommunistische Erziehung;
- *Reproduktionsfunktion* nicht nur für akademische Berufsgruppen, sondern auch für Sozialstrukturen und Statusverteilung und damit für Machtstrukturen im Sinne einer „sozialistischen Volksdemokratie“;
- *Selbsterhaltungsfunktion* zur Gewährleistung der Arbeitsfähigkeit des eigenen Systems durch ein zentral vorgegebenes Maß an akademischer Selbstverwaltung und durch gezielte Nachwuchsentwicklung;
- *Standortfunktion* zur wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung des regionalen Umfeldes der Hochschule;
- *Substitutionsfunktion* als Übernahme insbesondere von Erziehungsfunktionen, die andere gesellschaftliche Bereiche nicht (mehr) leisten konnten.

(4) Staatspolitische Programme haben die Akzente im Ideengehalt dieser Funktionen gesetzt. Damit sollte nicht nur eine staatlich für notwendig erachtete Steuerung im Rahmen gesamtgesellschaftlicher Erfordernisse gesichert, sondern vor allem auch ideologische Bevormundung und politische Überwachung ausgeübt werden.

Zu den wesentlichen Akzentsetzungen durch staatspolitische Programme gehörten:

- bedarfsorientierte Planung der Hochschulleistungen in Aus- und Weiterbildung, in Forschung und in Nachwuchsentwicklung nach volkswirtschaftlichen Erfordernissen, eingebunden in das staatliche System zentraler Planung aller gesellschaftlichen Aufgaben;
- kontinuierliche Einflussnahme auf die Persönlichkeitsentwicklung von Heranwachsenden vom Kindergarten bis zum Berufseinstieg;
- bedingungslose Orientierung am Marxismus-Leninismus als „einzig wahrer“ Weltanschauung und Gesellschaftstheorie;
- Thematisierung von theoretischen Erkenntnissen zur Persönlichkeitsentwicklung im allgemeinen und zur Persönlichkeitsentwicklung unter sozialistischen Bedingungen im besonderen als Prinzipien der Lehr- und Studiengestaltung: eigenverantwortliche, selbstständige Tätigkeit als Voraussetzung für Persönlichkeitsentwicklung; Verbindung von pädagogischer Führung und studentischer Selbstständigkeit, von Theorie und Praxis, von Erziehung und Selbsterziehung im Kollektiv sowie lebenslanges Lernen als Charakteristika dieser Tätigkeit;

- Steuerung des Zugangs zu den Hochschulen nach leistungsmäßigen, staatsbürgerlichen und sozialen Kriterien im postulierten einheitlichen Bildungssystem;
- schließlich und selbstwidersprüchlich: akademische Selbstverwaltung nach dem Prinzip des „demokratischen Zentralismus“.

Die *staatspolitische Funktion* hatte sich vor allem am Beitrag der Hochschulen zur internationalen Anerkennung der DDR und zur Stabilisierung ihrer Gesellschaftsentwicklung zu orientieren. Dabei sind den Hochschulen auch Aufgaben übertragen worden, die sie in eine Nähe zur Parteidoktrin gebracht haben, die mit dem Ethos von Wissenschaft nicht zu vereinbaren und teilweise auch die Würde des Menschen missachtend waren.

Die *Wissenschaftsfunktion* ist in der DDR nicht unterschätzt worden. Sie sollte sich zum einen am Code der Wahrheitssuche orientieren, wenn auch weltanschaulich vorbestimmt. Zum anderen aber hatte sie dem Code der Zweckbindung von Forschung ein höheres Gewicht einzuräumen.

In sehr engem Zusammenhang zur Wissenschafts- und staatspolitischen Funktion stand die *Sozialisationsfunktion* der Hochschule in der DDR. Vor allem über diese wurden entscheidende Wirkungen von Bildungs- und Erziehungsprozessen erwartet: Es ging nicht nur um Bildung von hochqualifizierten Fachleuten, sondern vor allem auch um *Erziehung sozialistischer Persönlichkeiten*. Dafür sollten Normen und Werte sozialistischer Moral und Ethik grundlegend sein, diese wiederum zum einen vermittelt durch das marxistisch-leninistische Grundlagenstudium und zum anderen erlebbar gestaltet im sozialen Zusammenleben: studentische Kollektive, Gemeinschaft von Lehrenden und Studierenden, Arbeitskollektive in den praktischen Studienabschnitten usw.

Die Eingriffe in die *Reproduktionsfunktion* der Hochschule in der DDR durch Partei und Regierung waren vor allem daran orientiert, durch entsprechende Reglementierungen die *neue Intelligenz als wissenschaftliche Werk tätige*, der Statusdenken fremd sein sollte, in der ideologisch vorbestimmten Sozialstruktur zu etablieren, um das „allmähliche Verschwinden“ von Klassen- und Schichtenstrukturen – die Überwindung sozialer Ungleichheit – belegen zu können. Es kann kaum verwundern, dass dabei das besondere Augenmerk auf der Förderung von Arbeiter- und Bauernkindern durch ein Studium lag. Zum einen wurden bei ihnen am ehesten die Voraussetzungen für eine neue Intelligenz – unbelastet von traditionellen akademischen Wert- und Machtvorstellungen – vermutet. Zum anderen repräsentierten sie die ehemals benachteiligten Schichten, die ihr Recht auf Bildung bis dato nur schwer hatten einlösen können.

Auf solche Weise staatlich und parteipolitisch gelenkt und kontrolliert, blieb in der Idee (und Praxis) von Hochschule für das Merkmal *Autonomie*, das die *Selbsterhaltungsfunktion* der Institution Hochschule prägt, wenig Platz. Mitbestimmung ist mitunter dort eingefordert und praktiziert worden, wo sie sich zum Nachteil für das eigentliche wissenschaftliche Selbstverständnis von Hochschule auswirken musste: im Prozess der Wahrheitssuche, wenn dieser zum Gegenstand „kollektiver Beratung“ und über individuell erzielte Forschungsergebnisse ‚demokratisch‘ abgestimmt wurde. Nach dem Prinzip des ‚demokrati-

schen Zentralismus“ mit staatlicher „Einzelleitung“ und „kollektiver Beratung“ waren Machtstrukturen fest etabliert, mussten sich also nicht immer wieder neu im akademischen Machtgerangel entwickeln. Damit war die Durchsetzung zentraler Beschlüsse gewährleistet und akademische Selbstverwaltung auf einen klar konturierten und eng begrenzten Rahmen bei gleichzeitiger politischer Überwachung begrenzt.

Zum Weiterlesen:

☞ Gertraude Buck-Bechler: *Die Idee der Hochschule in der DDR*, in: Peer Pasternack (Hg.), *DDR-bezogene Hochschulforschung. Eine thematische Eröffnungsbilanz aus dem HoF Wittenberg*, Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, S. 13–30; auch unter <http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/DDR-bezogene-Hochschulforschung.pdf>

☞ Gertraude Buck-Bechler: *Das Hochschulsystem im gesellschaftlichen Kontext*, in: Gertraude Buck-Bechler/Hans-Dieter Schaefer/Carl-Hellmut Wagemann (Hg.), *Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1997, S. 11-45.

Politik und Wissenschaft in der DDR

Kontrastanalyse im Vergleich zur Bundesrepublik

Peer Pasternack

In der DDR dominierte die Heteronomie das Verhältnis von Wissenschaft und Politik. Sie konnte nur im Einzelfall durch fortwährend prekäre Teilautonomie-Arrangements relativiert werden. In der Bundesrepublik dagegen fand und findet fortwährend eine Auseinandersetzung zwischen Steuerungsoptimisten und Steuerungspessimisten statt – die nie eindeutig entschieden wurde und wechselnde Sieger sah und sieht.

In der DDR herrschte ein Wissenschaftsverständnis, das Wissenschaft instrumentell als Teil eines gesamtgesellschaftlichen Produktionsprozesses verstand. Dieser wiederum wurde von einem zentralen Machtzentrum aus über eine gestufte Herrschaftsvertikale gesteuert. In der Logik dieser Betrachtung konnte es keine verbürgte Wissenschaftsfreiheit und Autonomie geben; gleichwohl mussten aus funktionalen Gründen Teilautonomien zugestanden werden.

Zugleich verstand die politische Führung ihre Steuerungsaktivitäten als wissenschaftlich begründetes Handeln und suchte diese mit Fachexpertise zu untermauern. Da dies im Rahmen ideologisch gesetzter Grenzen zu geschehen hatte, war die DDR-Geschichte auch eine Geschichte des Scheiterns der Verwissenschaftlichung von Politik.

Die Wissenschaft stand dabei in einem Rollenkonflikt: Sie war, wollte sie ernst genommen werden, den universalistischen Regeln der Wissenschaft unterworfen, musste aber zugleich die partikularistischen Ansprüche des politischen Systems bedienen. Dies führte zu einer permanenten Spannung zwischen Instrumentalisierung und Homogenisierung der Wissenschaft einerseits sowie Versuchen der Nischenbildung und Teilautonomieerringung andererseits.

In der Bundesrepublik dominierte ein Verständnis von Wissenschaft als autonomer Sphäre. Dies fand seinen Ausdruck in der individuellen Wissenschaftsfreiheit und der institutionellen Hochschulautonomie. Gleichwohl sind hier auch Anfechtungen zu notieren. Allein der Umstand, dass 60 Prozent aller Forschungsausgaben in der privaten Wirtschaft getätigt werden, verweist auf eine entsprechend große Arena der suspendierten Wissenschaftsfreiheit. Im öffentlich finanzierten Bereich ergeben sich Einschränkungen der Autonomie dann, wenn die Wissenschaft durch Tendenzen funktionslogischer Sektorenkolonisation usurpiert wird: Mehrfach fanden und finden sich Versuche, politischen und wirtschaftlichen Funktionslogiken im Wissenschaftsbereich Geltung zu verschaffen.

Allerdings finden sich auch einige Ähnlichkeiten zwischen Bundesrepublik und DDR:

- Für die 60er und 70er Jahre gilt in beiden deutschen Staaten: Es wird eine Indienstnahme der Wissenschaft incl. der Hochschulbildung für die technologische und wirtschaftliche Entwicklung versucht. Die Stichworte, unter denen dies stattfindet, sind auf beiden Seiten etwas unterschiedlich, bezeichnen aber ähnliches: „Wissenschaftlich-technische Revolution“ oder kurz „WTR“ heißt in der DDR, was in Westdeutschland als „Durchsetzung technologischer Überlegenheit“ zur „Standortsicherung“ innerhalb der Systemauseinandersetzung firmiert.
- Ebenso findet sich in beiden deutschen Staaten der 60er und 70er Jahre eine starke Wissenschaftsgläubigkeit. Sie knüpft an die seinerzeitige Konjunktur systemischen bzw. kybernetischen Denkens und eine allgemeine Planungseuphorie an. In der DDR macht in diesem Zusammenhang das Schlagwort von der „wissenschaftlichen Leitung“ in Wirtschaft und Gesellschaft die Runde. Gemeint war damit sowohl eine methodisch angeleitete Führung als auch der Wille, die Wissenschaft in einem technischen Sinne als Instrument zur Leitung der gesellschaftlichen Entwicklung zu mobilisieren.
- Auch für die 80er Jahre lässt sich eine Gemeinsamkeit von Ost und West ausmachen, nämlich eine Generationsblockade. Allerdings ist dies allein in der DDR ein Problem, welches das Verhältnis von Wissenschaft und Politik im engeren Sinne berührt – nämlich im Hinblick auf die Erstarrung des Systems, die sich nicht zuletzt in ihrem vergreisenden Führungspersonal zeigt. In der Bundesrepublik hingegen ist die Generationsblockade ein rein wissenschaftssysteminternes Problem.

Insgesamt freilich überwiegen die Unterschiede. In der DDR verband sich die erwähnte Wissenschaftsgläubigkeit mit einem unumschränkten Führungsanspruch der Parteielite. Das äußerte sich etwa in der fortwährenden Betonung, mit dem Marxismus-Leninismus verfüge man über eine „wissenschaftliche Weltanschauung“. Gemeint war: eine ‚wahre‘ Weltanschauung, deren Wahrheitsgehalt überempirisch ist, folglich empirisch nicht irritierbar. Dahinter steckte ein mechanistisches Wissenschaftsverständnis, das von aufeinander aufbauenden Stufen niederer und höherer Gewissheit ausging. Die höchste Gewissheit kam kanonisierten Gesetzesaussagen zu. Dabei berief man sich mit mehr oder weniger Berechtigung auf die kommunistischen Vordenker, die in den Status von Klassikern erhoben worden waren.

Aus der Verfügung über die „wissenschaftliche Weltanschauung“ wurde die Notwendigkeit und Berechtigung abgeleitet, eine politische Partei – die SED – als Aufsichtsführende über die Wissenschaft zu installieren. Folglich gab es auf allen Ebenen des Wissenschaftsbetriebs SED-Leitungen. Häufig hauptamtlich organisiert, war deren politische Steuerung der fachlichen Leitung durch Hochschulrektorate, Akademiepräsidien oder Institutsdirektionen vorgeschaltet.

Schließlich muss als ein zentraler politisch induzierter Unterschied zwischen DDR- und bundesdeutscher Wissenschaft festgehalten werden, dass ein Lebenselixier der Wissenschaft in der DDR dramatisch eingeschränkt war – die freie Fachkommunikation und damit die wissenschaftliche Öffentlichkeit:

- Sowohl in der internationalen als auch der inländischen Kommunikation waren die DDR-Wissenschaftler/innen auf Diät gesetzt. Publikationen in Fachzeitschriften unterlagen faktisch der Zensur und darüber hinaus dem allgegenwärtigen Restriktionsargument „Papierknappheit“.
- Der Zugang zu internationaler Fachliteratur war mindestens behindert, häufig beschränkt und obendrein nach Hierarchiepositionen abgestuft.
- Reisegenehmigungen für das westliche Ausland wurden nach undurchschaubaren Kriterien versagt oder erteilt. Für den größten Teil der Wissenschaftler/innen blieben sie ohnehin von vornherein unerreichbar.
- Briefliche Kommunikation mit westlichen Fachkollegen wurde ungern gesehen und sollte über die jeweiligen Dienstvorgesetzten laufen.
- Die Parteiaufsicht über die wissenschaftlichen Vorgänge war ergänzt durch eine geheimpolizeiliche. Diese prägte zwar nach allgemeiner Auffassung der meisten Wissenschaftler/innen den akademischen Alltag weniger, als dies nachträglichen Darstellungen zu entnehmen ist. Doch erzeugte sie zumindest ein latentes Bewusstsein des Beobachtetwerdens und wurde überdies dann, wenn ein Wissenschaftler erst einmal ins operative Fadenkreuz gelangt war, sehr schnell existenziell.
- Und schließlich galt die sowjetische Wissenschaft – nach den sogenannten Klassikern – unabhängig von ihrer tatsächlichen Leistung als Wahrheitsmaßstab.

Unter solchen den DDR-Wissenschaftlern angesonnenen Bedingungen zugleich fortwährend das berühmte „Weltniveau“ in der Forschungsarbeit erreichen zu sollen, musste selbstwidersprüchlich sein. Erstaunen kann, dass trotz dieser Bedingungen in zahlreichen Bereichen beachtenswerte Forschungsergebnisse erzielt wurden – wobei diese Bewertung davon ausgeht, dass Beachtlichkeit nicht erst dann erreicht wird, wenn Paradigmen umgestoßen und wissenschaftliche Revolutionen ausgelöst werden: Wissenschaft ist überall und systemunabhängig nur ausnahmsweise Spitzenwissenschaft. Insoweit ist solide Wissenschaft auch nicht allein solche, welche die Zeiten überdauert. Der größte Teil der Forschungsergebnisse erledigt sich allerorten, nicht nur in der DDR-Wissenschaft, durch die jeweils darauf aufbauenden nachfolgenden Arbeiten spätestens der nächsten Forschergeneration.

Für die Bundesrepublik kann kontrastierend festgehalten werden, dass die Eigenlogik der Wissenschaft im Grundsatz akzeptiert war und ist. Gleichwohl finden sich auch dort politische Interventionen. Sie begründen sich zunächst aus dem Umstand, dass weit überwiegend öffentliche Mittel zur Finanzierung der Forschung aufgewendet werden. So gab es etwa immer wieder Konjunkturen des Ausbaus bestimmter Fächer, und über öffentliche Förderprogramme wurde (und wird) versucht, bestimmte Themenfelder prioritär zu entwickeln. Daneben kamen – etwa im Zusammenhang mit dem Radikalenerlass in den 70er Jahren – explizit politisch motivierte Überdehnungen versuchter Einflussnahme auf die Wissenschaft vor.

Doch blieb bei all dem, im Grundsatz, die individuelle Wissenschaftsfreiheit ein Maßstab, der sich gegebenenfalls (verfassungs)gerichtlich einklagen ließ. Wo es

zu Spannungen zwischen der Autonomie der Wissenschaft und Ansprüchen der Politik kam, waren diese – anders als in der DDR – zumindest öffentlich thematisierbar und diskussionsfähig.

Als zentraler Unterschied zwischen DDR und Bundesrepublik hinsichtlich des Wissenschaft-Politik-Verhältnisses ist zu notieren, wie die Steuerung von Wissenschaft aufgefasst und umgesetzt wurde und wird. In der DDR war der Steuerungsoptimismus – auch gegen alle widerstreitenden Erfahrungen – zeitenübergreifend ungebrochen. Er wurde lediglich in einer kurzen Phase in den 60er Jahren relativiert, als der Eigenlogik der Subsysteme breiterer Raum verschafft werden sollte. In der Bundesrepublik hingegen fand und findet fortwährend eine Auseinandersetzung zwischen Steuerungsoptimisten und Steuerungspessimisten statt – die nie eindeutig entschieden wurde und wechselnde Sieger sah und sieht.

Übersicht 9: Die deutsch-deutsche Wissenschaftsentwicklung der Nachkriegsjahrzehnte in Stichworten

	1950er	1960er	1970er	1980er
DDR	Ideologisierung	technokratische Modernisierung	Expansionsrücknahme	Krise
	Zentralisierung			
	Gegenprivilegierung	Hochschul-expansion	Disziplinierung	Generationsblockade
	Kaderpolitisierung			
ehem. Bundesrepublik	Restauration	Hochschulexpansion	Expansionsfortsetzung	Generationsblockade
		Kulturelle Durchlüftung		
		Demokratisierung	Pädagogisierung	Unterfinanzierung
				Bürokratisierung

So kann festgehalten werden: In der DDR dominierte die Heteronomie das Verhältnis von Wissenschaft und Politik. Sie konnte nur im Einzelfall durch fortwährend prekäre Teilautonomie-Arrangements relativiert werden. In der Bundesrepublik ist die Autonomie der Wissenschaft nie grundsätzlich in Frage gestellt worden. Sie erfährt ihre Gefährdungen seltener durch eine übergriffige Politik als durch Usurpationen sektorenfremder Funktionslogiken wie z.B. der Marktlogik.

Metaphorisch ließe es sich auch so ausdrücken: In der DDR trachtete die Politik danach, die Wissenschaft zu domestizieren. Die Wissenschaftler sollten sich den politischen Vorgaben, Abläufen und Ansprüchen unterwerfen – im Gegenzug wurden einige arttypische Eigenheiten zugestanden bzw. in Kauf genommen. In der Bundesrepublik war es durch die Jahrzehnte hin im wesentlichen akzeptiert, dass die Wissenschaft ihr eigenes Habitat selbst organisiert. Die Politik erwartete zwar durchaus auch, dass Nützlichkeitsersparungen bedient werden. Sie

baute aber im wesentlichen darauf, dass die Erträge umso effektiver ausfallen, je restriktionsfreier sie zustande kommen.

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack: *Wissenschaft und Politik in der DDR. Eine Kontrastbetrachtung im Vergleich zur Bundesrepublik*, in: Deutschland Archiv 3/2008, S. 510–519; auch unter <http://www.bpb.de/apuz/26116/das-verhaeltnis-zwischen-wissenschaft-und-politik-in-der-sbz-ddr-von-1945-bis-1961?p=all>

☞ Peer Pasternack: *Wissenschaft und Politik in der DDR. Rekonstruktion und Literaturbericht*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2010, 79 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_4_2010.pdf

Fächerproportionen, Bildungsbeteiligung und Beschäftigungswandel

Akademische Bildung in Deutschland West und Ost 1950–2005

Robert D. Reisz | Manfred Stock

Wie haben sich die Fächerproportionen in der Zeitspanne nach dem Zweiten Weltkrieg bis etwa zur Einführung der gestuften Studiengänge in den 2000er Jahren entwickelt? Wie ist dieser fächerstrukturelle Wandel im Zusammenhang des gesellschaftlichen Wandels zu erklären? Um diese Fragen zu beantworten, wurde im Rahmen einer Längsschnittanalyse der Wandel akademischer Bildung in der Bundesrepublik (alt und neu) sowie in der DDR (ab 1950) untersucht.

Der Übergang zur modernen Universität beinhaltet im Kern, dass die Hochschulbildung mit der autonomen Entwicklung der Wissenschaft auf eine *eigene* Grundlage gestellt wurde. Mit der Differenzierung der wissenschaftlichen Disziplinen, an der sich auch die Studienfächer orientieren, wird ein in der Forschung an der Universität selbst erzeugtes Wissen zur Grundlage der Lehre. Damit ändert sich auch die Wissensgrundlage der bis dahin oberen Fakultäten der Universität zur Ausbildung der *klassischen Professionen*. Sie ruhen nun auch auf der Wissenschaft und den kognitiven Innovationen, die diese hervorbringt.

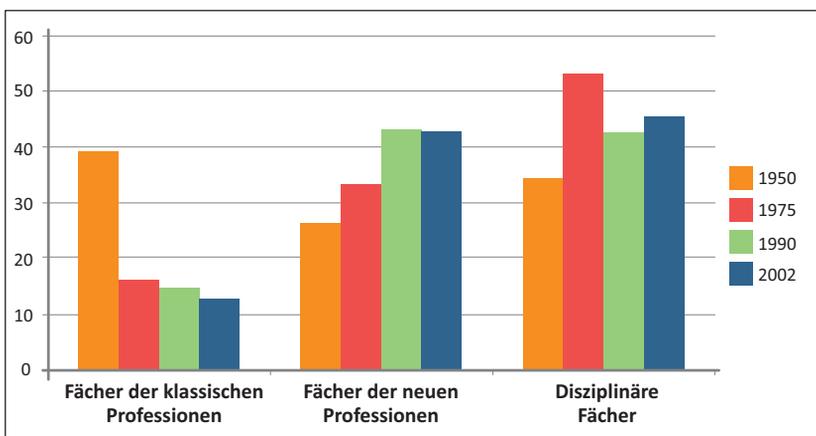
Zugleich wird die Philosophische Fakultät mit ihren modernen Disziplinen faktisch zur Berufsfakultät zunächst der höheren *Lehrämter*; nach dem Zweiten Weltkrieg dehnte sich die Akademisierung auch auf das bis dahin niedere Schulwesen und dessen Lehrämter aus.

Ebenfalls setzte sich die bereits mit Gründung und Expansion der Technischen Hochschulen und der Handelshochschulen eingeleitete Entwicklung fort, mit der Studiengänge an Gewicht gewannen, die – wie die klassischen Professionsfächer – auf berufliche Anwendungsfelder in anderen Bereichen der Gesellschaft, jenseits von Wissenschaft sowie von Bildung und Erziehung, zugeschnitten waren. Dabei werden nicht nur bereits bestehende berufliche Felder Gegenstand einer wissenschaftlich basierten Technologisierung und Interventionalisierung; es werden zudem auch neue Handlungsfelder erzeugt und, indem sie diesen Prozessen unterworfen werden, als Betätigungsfeld der neuen Professionen verberuflicht.

Mit dieser *Professionalisierung* treten mehr und mehr „neue“ Professionen an die Seite der „klassischen“ Professionen. Mit dem Aufstieg der „neuen“ Professionen wächst das Gewicht der Professionsausbildung (Übersicht 10). Zwar geht das relative Gesamtgewicht der wissenschaftsdisziplinär verfassten Studienfächer – Physik, Chemie, Soziologie usw. – im Vergleich mit den 70er Jahren zurück; eine Marginalisierung dieser Fächergruppen ist aber nicht zu verzeichnen.

Auch sie führen mehr und mehr in Karrieren außerhalb der Bereiche von Wissenschaft und Bildung und passen sich damit in die Struktur der Professionen ein.

Übersicht 10: Entwicklung der Fächerproportionen 1950–2002



Die genannten Verschiebungen fanden unter der Voraussetzung eines insgesamt *expandierenden Hochschulwesens* statt. Seit Ende des 19. Jahrhunderts war es der Politik – mit Ausnahme der nationalsozialistischen Diktatur und der DDR – nicht mehr möglich, die Hochschulexpansion einzuschränken. Einer Begrenzung der individuellen Bildung durch politische Vorgaben des Staates standen die bürgerlichen Freiheitsrechte entgegen. Die Autonomie der Hochschulbildung ruht daher grundsätzlich zum einen auf der Autonomie der Wissenschaft und zum anderen auf den Bürgerrechten. Diese sozialstrukturellen Voraussetzungen der Hochschulentwicklung haben eine zentrale Folge: Unter bürgerrechtlichen Verhältnissen – im Gegensatz etwa zur Entwicklung in der DDR – gehen die Veränderungen des relativen Gewichts der Studienfächer auf Seiten der beteiligten Personen darauf zurück, dass sich deren Interessen und Entscheidungen verschieben.

(1) *Wandel der Fächerstruktur und Hochschulbildungsbeteiligung:*

- Wird die Verschiebung im Gewicht der Studienfächer allein im Zusammenhang mit der Hochschulexpansion betrachtet, so zeigt sich, dass mit der Expansion das Gewicht der klassischen Professionen – Theologie, Medizin, Rechtswissenschaften – abnimmt. Der Anteil der Sozialwissenschaften nimmt hingegen zu.
- Hochschulen und die in ihr vertretenen universalistischen Wissensbegriffe orientieren auf universelle Inklusion. Sämtliche Personen gelten als potenzielle Adressaten der Universitäten. Die Entscheidung, ein bestimmtes Fach zu studieren, fällt in Abhängigkeit von der schichtspezifischen Herkunft. Von elf unterschiedenen Fächergruppen ändert sich bei sieben Gruppen das Gewicht in Ab-

hängigkeit von der Veränderung des Anteils der Studierenden aus Arbeiterfamilien. Bei Medizin, Rechtswissenschaften, Theologie und auch beim Lehramtsstudium ist der Zusammenhang negativ: Das abnehmende Gewicht der klassischen Professionsfächer geht mit einer Zunahme des Arbeiterkinderanteils unter den Studierenden insgesamt einher. Im Falle der Sozialwissenschaften, der Kunst und Kunstwissenschaften sowie bei Sportwissenschaften ist der Zusammenhang hingegen positiv. Keine Zusammenhänge finden sich bei Mathematik/Naturwissenschaften, den Sprach- und Kultur-, den Ingenieur- sowie den Wirtschaftswissenschaften. Dabei gehen die Veränderungen in der Fächerstruktur und im Anteil der Arbeiterkinder unter den Studierenden eher miteinander einher, ohne dass hier Ursache-Wirkungs-Relationen vorliegen.

■ Komparative Studien führen immer wieder zu dem Befund, dass der Anteil der Frauen unter den Studierenden der Natur- und Ingenieurwissenschaften in den entwickelten westlichen Ländern kleiner ist als in jenen Ländern, die als weniger entwickelt und als weniger demokratisch gelten. Nach den gängigen Kriterien der Modernisierungstheorie ergibt sich eine paradoxe Konstellation: In Ländern, die insgesamt als rückständig gelten, scheinen mit Blick auf die Fächerwahl hergebrachte Geschlechterstereotypisierungen eine geringere Autorität zu haben als in modernen westlichen Demokratien. Dieses Modernisierungsparadox konnte anhand des Vergleiches zwischen DDR und BRD näher beleuchtet werden. In beiden deutschen Staaten herrschten unterschiedliche Reglements des Hochschulzugangs: Im Staatssozialismus wurden die Studienplätze für die einzelnen Fächer quotiert, unter liberaldemokratischen Verhältnissen war dies nicht oder nur in sehr engen Grenzen möglich. Diese unterschiedlichen strukturellen Voraussetzungen schlugen sich dann in unterschiedlichen Mustern der Zusammenhänge zwischen Verschiebungen im relativen Anteil der Fächer und der Bildungsbeteiligung von Frauen am Hochschulstudium nieder. In der Bundesrepublik führte ein wachsender Anteil von Frauen unter den Studierenden zu wachsenden Anteilen von Fächern, die vor allem Frauen wählen. In der DDR hatte hingegen umgekehrt die Entwicklung des relativen Anteils der Fächer einen Einfluss auf die Geschlechterzusammensetzung der Studierenden. Den ingenieurwissenschaftlichen Fächern wurde im Staatssozialismus eine besondere Bedeutung zugemessen. Wer ein Hochschulstudium aufnehmen wollte, musste sich den Fächerproportionen anpassen, die durch die Politik vorgegeben wurden. Besonders Frauen waren diesem Anpassungsdruck unterworfen. Nicht die hergebrachten Geschlechterstereotype hatte der Sozialismus hinter sich gelassen, sondern den freien Zugang zu den Fächern. Dies zwang die Frauen, wenn sie an die Hochschulen wollten, zu größeren Anteilen als im Westen in ein ingenieurwissenschaftliches Studium.

(2) Wandel der Fächerstruktur und Hochschulpolitik:

Die Hochschulentwicklung soll(te) nicht nur in der DDR, sondern auch in der BRD politisch gelenkt werden – das beansprucht die Hochschulpolitik:

- In den 60er Jahren folgten die Empfehlungen des Wissenschaftsrat zum Ausbau des Hochschulwesens erklärtermaßen der Vorstellung, Bildung sei Bürgerrecht.

- In den 70er Jahre sind dagegen fächerspezifische Vorgaben gemacht worden. Ihnen zufolge sollten die Zuwachsraten in einigen Fächern, vor allem im Bereich der Sprach- und Kulturwissenschaften, „vermindert werden“, während für die Natur- und Ingenieurwissenschaften ein „starker Ausbau“ vorgesehen wurde. Ausgangspunkt für solche Vorgaben, so hieß es, seien „Bedarfsgesichtspunkte bei einzelnen Fachrichtungen“.
- In den 80er Jahren forderte die Politik, die Studienplätze in den Wirtschaftswissenschaften seien auf Kosten der Sozial- und Geisteswissenschaften auszubauen.
- In den 90er Jahre wurde selbstkritisch vermerkt, dass der Zuwachs an Beschäftigungsmöglichkeiten für Hochschulabsolventen in der Vergangenheit zumeist unterschätzt wurde. Gleichwohl hielt man daran fest, dass es grundsätzlich sinnvoll sei, Vorgaben für die Fächerentwicklung aus Prognosen über den Qualifikationsbedarf abzuleiten.

	 HoF <small>Institut für Hochschulforschung, Würzburg an der Max-Planck-Gesellschaft, Bonn, Würzburg</small>	
	<p>Robert D. Reisz Manfred Stock</p> <p>Wandel der Hochschulbildung in Deutschland und Professionalisierung</p>	
6'11	HoF-ARBEITSBERICHTE	

Setzt man die politischen Vorgaben in Beziehung zu den empirischen Verläufen der fächerspezifischen Bildungsbeteiligung, so lassen sich, aufs Ganze gesehen, zwei Feststellungen treffen:

- Die Empfehlungen in den 60er Jahren, die Hochschulen grundsätzlich auszubauen, deckten sich mit den faktischen Interessen der jungen Leute. 1971 bis 1973 nahm die absolute Bildungsbeteiligung sprunghaft in allen Fächern zu.
- Vorgaben, die darauf abzielten, allgemein oder fächerspezifisch die Anzahl der Studienplätze zu reduzieren, hatten auf die faktische Entwicklung der allgemeinen und fächerspezifischen Bildungsbeteiligung keine Auswirkung; angesichts der verfassungsrechtlich garantierten Ausbildungs- und Berufsfreiheit standen keine durchgreifenden administrativen Mittel zu Verfügung, um Vorgaben zur Kürzung der Studienplätze durchzusetzen.

(3) Wandel der Fächerstruktur und Wandel der Beschäftigung:

Zum Wandel der Fächerstruktur und der Akademikerarbeitslosigkeit wurden zwei Annahmen überprüft: Folgt man humankapitaltheoretischen Argumentationen, so liegt es nahe, dass bei zunehmenden fachspezifischen Arbeitslosenquoten und damit sinkenden Beschäftigungschancen sich auch die Neigung verringert, das entsprechende Fach zu studieren. Andererseits kann man auch von der Hypothese ausgehen, dass etwa eine stark expandierende Fachrichtung in der Folge auch die fachspezifischen Arbeitslosenquoten nach oben treibt:

■ Der zuerst genannte Zusammenhang konnte für Ingenieurwissenschaften, Mathematik/Naturwissenschaften, Rechtswissenschaften und Lehramt nachgewiesen werden, der zuletzt genannte für Wirtschafts-/Sozialwissenschaften. Im Falle von Kunst/Kunstwissenschaften lassen sich keine Zusammenhänge feststellen.

■ Nimmt man sämtliche Befunde zur fachrichtungsspezifischen Arbeitslosigkeit zusammen, so überrascht insgesamt die Fähigkeit des Beschäftigungssystems zur Aufnahme von Akademikern. Auch bei relativ schlechten Beschäftigungsmöglichkeiten hat sich das Beschäftigungssystem für die Hochschulabsolventen – angesichts des beständigen Zustroms neuer Absolventen im Zuge der Hochschulexpansion – als verhältnismäßig absorptionsfähig erwiesen, selbst unter den Bedingungen der massiven Strukturprobleme im Osten Deutschlands.

Sodann wurde geprüft, ob die hohe Elastizität des Beschäftigungssystems gegenüber der expandierenden Gruppe der Hochschulabsolventen mit einer Verschlechterung ihrer Platzierung in den Arbeitsorganisationen einhergeht oder nicht. Der Professionalisierung würde entsprechen, dass wissenschaftlich begründete Standards des beruflichen Handelns, die die Hochschulen hervorbringen, mit deren Expansion zunehmend der Arbeitswelt inkorporiert werden. Gegen diese Annahme spräche, wenn die Hochschulabsolventen mehr und mehr auf Positionen gelangen, die ihrer Qualifikation nicht angemessen sind. Das behaupten Studien, die eine Überqualifizierung („overeducation“) unterstellen. Hier ergab sich das folgende Bild:

■ Der Anteil der Beschäftigten mit Universitätsabschluss, die mit Blick auf ihre Ausbildung als angemessen platziert gelten können, schwankt in der Zeitspanne 1982 bis 2000 zwischen 87 Prozent im Jahre 1982 und 81 Prozent im Jahre 2000, 1996 liegt er mit fast 79 Prozent am niedrigsten. Eine bedeutsame Verschlechterung ist im Zeitverlauf nicht eingetreten.

■ Bei den Absolventen mit Fachhochschulabschluss ist der Anteil im Durchschnitt kleiner. Er bewegt sich hier zwischen 75 und 73 Prozent, am kleinsten ist er 1993 mit 71 Prozent. Auch hier kam es nicht zu einer Verschlechterung.

■ Bei der fachrichtungsspezifischen Platzierung zeigen sich Unterschiede. Bei den Absolventen der Wirtschaftswissenschaften ist der Anteil der adäquat Platzierten mit 75 Prozent am kleinsten, bei den klassischen Professionen (Juristen und Theologen um 90 %, Mediziner um 95 %), aber auch bei den Ingenieuren (85 %) am größten. Für die Absolventen einiger Fachrichtungen hat sich die Platzierung leicht verschlechtert, für Sozialwissenschaftler, Kunstwissenschaftler/Künstler und für Lehrer.

Trotz der im Großen und Ganzen beständigen Expansion der Hochschulbildung und trotz der erstaunlichen Aufnahme der Hochschulabsolventen durch das Beschäftigungssystem hat sich die Platzierung der Absolventen innerhalb dieses Systems nicht bedeutsam verschlechtert. Zu einer systematischen Entwertung der Abschlüsse und damit zu einer „overeducation“ ist es nicht gekommen, auch wenn fächerspezifische Unterschiede der Platzierung festzustellen sind.

Um diese Entwicklung erklären zu können, muss man sich von der verbreiteten Vorstellung verabschieden, dass sich die Positionsstruktur des Beschäftigungssystems auf der Grundlage einer gleichsam immanenten Bedarfslogik entwickelt. Eine entsprechende Szenarioberechnung legt die Annahmen nahe, dass im Beschäftigungssystem hochschulausbildungsadäquate Positionen erzeugt wurden, und zwar *in Anpassung an die Expansion der Hochschulabsolventen* (Übersicht 11).

Übersicht 11: Szenarioberechnung des Anteils der hochschulabschlussadäquaten Positionen in Relation zum Absolventenwachstum

Jahr	Anteil hochschulabschlussadäquater Positionen (in %)	Anzahl der Absolventen	Wachstum der Absolventen (in %)	Anteil der hochschulabschlussadäquaten Positionen in Relation zum Absolventenwachstum (in %)
1982	65,2	121.900	100	65,2
1985	62,6	141.500	116,07	72,7
1987	62,1	148.120	121,50	75,5
1989	61,0	154.840	127,02	77,5
1991	62,6	166.101	136,26	85,3
1993	60,5	198.142	162,54	98,3
1996	58,1	229.920	188,61	109,6
2000	57,3	214.473	175,94	100,8

Es wurde ein Szenario konstruiert, das die Entwicklung der Positionsanteile als unabhängig von der Expansion der Absolventen unterstellt. Es geht davon aus, dass sich die Positionsanteile gleichsam nur „immanent“ verändern. Unter dieser Prämisse wurden die Anteile der Positionen berechnet, deren es bedurfte hätte, um jeweils die faktisch expandierende Anzahl von Absolventen in entsprechender Relation als ausbildungsadäquat aufzunehmen. 1996 lag der Anteil bei über 100 Prozent. Dies legt die Annahmen nahe, dass im Beschäftigungssystem in Anpassung an die Expansion der Hochschulabsolventen hochschulausbildungsadäquate Positionen erzeugt wurden.

Zum Weiterlesen:

☞ Robert D. Reisz/Manfred Stock: *Wandel der Hochschulbildung in Deutschland und Professionalisierung*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2011, 45 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_6_2011.pdf

☞ Manfred Stock: *Akademische Bildung und die Unterscheidung von Breiten- und Elitebildung*, in: *Soziale Welt* 2/2011, S. 129–142

☞ Robert D. Reisz/Robert Schuster/Manfred Stock: *Wandel akademischer Bildung und geschlechtsspezifische Bildungsbeteiligung*, in: Rolf Becker/Heike Solga (Hg.), *Soziologische Bildungsforschung, Sonderheft 52 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 2012, S. 393-415.

Sozialistisch behaust

Hochschulbau in der DDR

Peer Pasternack

Die Behausungen der Hochschulen sind nie nur funktionsgebundene Unterbringungsorte, hier für Forschung und Lehre. Sie sind als architektonische Objekte zugleich Zeichen: Repräsentationsobjekte ihrer Betreiber. Gilt dies für öffentliche Gebäude generell, so tritt in der Hochschularchitektur eines noch hinzu: Als Orte der Bewahrung überkommenen Wissens, der darauf gründenden Wissenschaftsentwicklung wie der Wissensvermittlung an junge Menschen gelten die Hochschulen als Innovationsagenturen der Gesellschaften schlechthin. Dies soll in der baulichen Form symbolischen Ausdruck finden. Bauen erfordert daher auch hier immer den Kompromiss zwischen Symbolik, Funktionalität und Ästhetik.

In der DDR spiegelten sich die architekturpolitischen Debatten auch in deren Hochschulbau wider: vom „Kampf um eine neue deutsche Baukunst“ mit einer „Dialektik von sozialem Inhalt und nationaler Form“ in den 50er Jahren über „Besser, schneller und billiger bauen!“ durch radikale Standardisierung bis hin zur „Einheit von Architektur und Kunst“.

Bereits in den 50er Jahren war eine Fülle von Hoch- und Fachschulneubauten oder -wiederaufbauten entstanden. Für diese Zeit lassen sich zwei überlappende Perioden der DDR-Hochschulbauplanung unterscheiden:

- 1945-1955 standen Planungen für den Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Hochschulkomplexe und -bauten im Mittelpunkt.
- Ab 1950 begannen Planungen für den Neubau Technischer Hochschulen sowie für die Erweiterung und Verlagerung von Hochschulkomplexen, die dann bis 1965 das Hochschulbaugeschehen bestimmten.

Dieses Bauen folgte strukturpolitischen Schwerpunktsetzungen: Insbesondere die Fachrichtungen Wirtschaft und Ingenieurwesen wurden favorisiert. Das kann insofern kaum verwundern, als der Ostteil Deutschlands zunächst ein allein nicht existenzfähiger Wirtschaftsraum war. In diesen mussten ganze Industrien, Verkehrsstrukturen und produktionsorientierte Dienstleistungsstandorte eingepflanzt werden. An der Abfolge und regionalen Verteilung der innerhalb eines einzigen Jahrzehnts neu geschaffenen und nach Kriegszerstörungen wieder aufgebauten Hoch- und Fachschuleinrichtungen lassen sich die wirtschaftlichen Schwerpunktbildungen erkennen.

Zugleich sollte aber auch eine schon äußerlich entzifferbare Botschaft von „sozialistischem Forschen, Lehren und Lernen“ erkennbar werden. Doch erwies sich die Forderung nach einem originär sozialistischen Hochschulbau auf der Ebene der symbolischen Formensprache der Bauwerke als nicht so leicht um-

setzbar. In den frühen fünfziger Jahren griff man daher auch im Hochschulbau – in Ermangelung eines eigenen, innovativen Formenkonzepts – auf die sog. nationalen Bautraditionen zurück. Ebenso wie in anderen städtebaulichen Sektoren sollte im Hochschulbau ein monumentaler Baustil in klassischer Manier zweierlei leisten: sowohl an das humanistische Erbe anknüpfen als auch ein „nationales Selbstbewusstsein“ des neuen Gemeinwesens und seiner heranzubildenden ‚Kader‘ ausdrücken.

1965 begann eine neue, dritte Planungsperiode. Sie war neben, wie zuvor schon, Erweiterungen und Verlagerungen von Hochschulkomplexen dem Neubau von Campusanlagen gewidmet. Ähnlich wie in Westdeutschland wurde die Neusetzung der Schwerpunkte dadurch ausgelöst, dass die Politik die schnelle Erhöhung der hochschulischen Ausbildungskapazitäten forderte. Architektonisch kam es, wiederum wie in Westdeutschland, zu unterschiedlich bewerteten Lösungen. Die Unwirtlichkeit der Betonbauten suchte man, wo der zur Verfügung stehende Platz es ermöglichte, durch räumliche Freizügigkeit auszugleichen.

Ab 1972 folgte dann in der DDR die vierte Periode der Hochschulbauplanung. Die Konzentration lag jetzt auf der komplexen Rekonstruktion von Hochschulen. Politisch wurde auf die „intensiv erweiterte Reproduktion der Grundfonds“ orientiert. Sanierung, Umbau und Modernisierung des Bestehenden rückte in den Vordergrund. Eindrucksvolles Beispiel dafür war die Berliner Charité. Zugleich begann sich die beginnende wirtschaftlichen Agonie der DDR auszuwirken.

Bereits Mitte der 60er Jahre war das Programm zur radikalen Standardisierung wieder weitgehend aufgegeben worden. Jetzt sollte die Monotonie bekämpft werden. Nun kamen Gedanken zum Zuge, welche die Kulturfunktion von Architektur unterstrichen. Die Zusammenarbeit von Architekten und Künstlern sollte gefördert werden. Zudem gelangte man zu der Auffassung, dass bestimmte Bauwerke in den Zentren der Städte als einmalige Zeichen Informationen lieferten, die Identitätsfunktionen wahrnehmen. So entstand die „Architektur der Bildzeichen“, die auch für den Hochschulbau Bedeutung entfalten sollte. Hervorzuheben waren jetzt zentrale Funktionen der jeweiligen Städte mittels architektonischer Lösungen. Städtebauliche Dominanten sollten auf diese Funktionen verweisen. Zwei Hochschulbau-Projekte dieser Art, die Plastik und Architektur zusammenführen sollten, wurden realisiert, beide von Hermann Henselmann entworfen:

- Für Leipzig entwarf er als Bestandteil des neuen Universitätszentralkomplexes am Karl-Marx-(Augustus-)Platz ein 1973 fertiggestelltes Hochhaus, dreiseitig konkav geformt, 140 Meter hoch: „eine eindrucksvolle architektonische Geste“ (Thomas Topfstedt).
- In Jena entstand gleichfalls ein Turm, zunächst als Forschungsgebäude für Carl Zeiss Jena projektiert, schließlich aber, 1972, zum Universitätshochhaus umgewidmet. Der runde Baukörper erinnert an die Bergfriede der umgebenden Burgruinen; die anfangs gar linsenförmig geplanten Fenster sollten auf die optische Produktion des VEB Carl Zeiss hinweisen, und alsbald wurde

der Turm als Fernrohr gedeutet, womit der symbolische Bezug zum Zeiss-Werk wieder hergestellt war.

Zu unterscheiden ist für die beiden realisierten Türme in Leipzig und Jena zweierlei: die Radikalität des architektonischen Entwurfs und die Funktionalität des Bauwerks. In ersterer Hinsicht repräsentieren sie die Avantgarde der späten sechziger Jahre und zählen, ebenso wie das etwa gleichaltrige BMW-Hochhaus in München, zum International Style. Kritischer fällt die funktionelle Bewertung aus. So zeichnete sich das im Grundriss dreiecksförmige Leipziger Universitäts-hochhaus durch seine nach innen gewölbten Außenwände durch maximalen Grundstücksverbrauch bei minimalem Raumgewinn aus. Für beide Türme in Leipzig und Jena wurde funktionale Defizienz und Kommunikationsfeindlichkeit berichtet. Schauernd ließ Dietrich Schwanitz, der Hamburger Anglist, in seinem Campusroman „Der Zirkel“ einen Protagonisten von dessen Leipziger Aufenthalt Anfang der 90er Jahre erzählen:

„Gausig, kann ich Ihnen sagen. Stellen Sie sich die Universität wie unseren Philosophenturm vor, nur fünfmal so hoch. Innen alles schummrig und kafkaesk. Der Fahrstuhl hält nie in dem Stockwerk, das Sie gedrückt haben. Sie irren durch einen Kaninchenbau wie Alice im Wunderland. Merkwürdige Wesen, die Sie stumm anblicken, sausen aus Türen und verschwinden in anderen Türen. Alles scheint nach einer Verabredung zu funktionieren, von der Sie allein ausgeschlossen sind.“

Der staatgewordene Sozialismus war ein kollektivistisches Projekt. Das spiegelte sich auch in den Hochschulbauten der DDR. Präferiert wurde das *kollektive* Lehren, Forschen, Lernen und Leben. Abgesehen von einigen vorrangig semiotischen Manifestationen wie dem Leipziger Universitätsturm lässt sich über die meisten in der DDR realisierten Hochschulkomplexe sagen, dass sie baulich sozialintegrativ angelegt waren. Das verband sich mit der Intention, einen ablauf-effizienten Hochschulbetrieb zu ermöglichen: kurze Wege durch Konzentration und Kombination von Funktionen, also das Neben- und Ineinander von Institutsräumlichkeiten, Laboren und Ateliers, Vorlesungssälen und Seminarräumen, Bibliotheken sowie Mensen, schließlich die Vermittlung von Studium und Freizeit durch Einbeziehung von Studentenklubs, Wohnheimen und Sportstätten. Auch sollte insbesondere über die Verklammerung von Studien- und Freizeitbereich ein hohes Maß an sozialer Kontrolle der Studierendenschaft ermöglicht werden.

Eine Vermittlung sozialistischer Botschaften gelang auch beim Hochschulbau letztlich nicht auf der Ebene architektonischer Stilmittel. Ein Ausweg, die Botschaft des gesellschaftlichen Fortschritts zu transportieren, fand sich schließlich darin, die Verbreitung sozialistischer Ideen über eine Synthese von funktionalistischer Architektur einerseits und bildender Kunst anderer-



seits zu realisieren. Als ein gangbarer Weg dazu erschien die Signierung der Hochschulbauten als originär sozialistischer Architektur durch eine ‚Beschriftung‘ mittels Kunstwerken, vor allem solcher der sozialistisch-realistischen Stilrichtung. Architekturbezogene Kunst – über deren gesellschaftspolitische und künstlerische Zielstellungen wie ästhetisch-praktische Ausformung es seit Mitte der siebziger Jahre intensive theoretische Debatten gab – versuchte, das Scheitern des Konzeptes eines sozialistischen Architekturstils aufzufangen.

Das Relief „Karl Marx und das revolutionäre weltverändernde Wesen seiner Lehre“ von Klaus Schwabe, Frank Ruddigkeit und Rolf Kuhr über dem Portal, Werner Tübkes Monumentalgemälde „Arbeiterklasse und Intelligenz“ im Hauptgebäude und Hartwig Ebersbachs Installation „Antiimperialistische Solidarität“ im Hörsaalgebäude der Leipziger Universität: Sie können hier stellvertretend genannt werden für zahlreiche Versuche, die zugeschriebene sozialistische Identität eines Hochschulbauwerks auf eine sinnlich auch wahrnehmbare Ebene zu heben. Dass es dabei, wie bei Tübke und Ebersbach eindrücklich zu entdecken, jede Menge semisubversiven Unterlaufens des im Werktitel formulierten politischen Auftrags gab – dies freilich konnte sich nur dem erschließen, der die Sinnschichten der Werke zunächst zu unterscheiden und sie alsdann zu decodieren vermochte.

Insgesamt sind die „Wände der Verheißung“ (Peter Guth) ihrer Aufgabe, Bauwerke als solche eines sich sozialistisch definierenden Gemeinwesens auszuweisen, durchaus gerecht geworden. Diese politische Intention wurde auch verstanden. Zeugnis davon legten nicht zuletzt die Forderungen nach Depotverbannung der alten DDR-Symbole an Hochschulbauten ab, wie sie nach dem Versinken der DDR erhoben wurden.

Umgesetzt wurden diese am Ende häufig nicht. Der Grund war, dass Bauplanungen Zeit brauchen, so dass die Kunstwerke nach 1989 nicht selten erst einmal blieben, wo sie waren. Als dann Um- und Neubauten realisiert wurden, war die bilderstürmerische Phase der 90er Jahre vorbei, und es kehrte mehr Sachlichkeit in die Debatten ein. Das Leipziger Karl-Marx-Relief z.B. blieb zwar im Zuge des Zentralcampus-Neubaus nicht an seinem alten Ort, wurde aber unweit der Innenstadt auf dem Campus der Sportwissenschaften neu aufgestellt.

Die European School of Management and Technologie (ESMT), eine Neugründung deutscher Wirtschaftsunternehmen, residiert in Berlin im ehemaligen Staatsratsgebäude und machte aus einer denkmalgeschützten Not eine kulturbürgerliche Tugend: Mit dem Gebäude hatte die ESMT auch die foyerprägende Glasmalerei „Aus der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ übernommen. Unter sorgsamer Vermeidung des Werktitels meldete sie 2012, dass sie „die Restaurierung des kunsthistorisch bedeutsamen Fensterbildes von Walter Womacka im Treppenhaus des ehemaligen Staatsratsgebäudes, dem heutigen Campus der ESMT, erfolgreich abgeschlossen“ habe.

Der Umgang mit den Hochschulgebäuden der Ostmoderne war durchwachsen. Die Leipziger Universität konnte erst nicht schnell genug aus dem ungeliebten Uni-Hochhaus ausziehen, um dann festzustellen, dass diese silhouettenprägende Höhendominante auch einige Vorteile hatte. Nun wurden die Nähe zu den

Hörsälen, die wesentlich geringer als ursprünglich weisgemachten Sanierungskosten, „aber auch der Symbolcharakter des Hochhauses als Wahrzeichen der Universität und Leipzigs als Universitätsstadt“ hervorgehoben. Vergeblich kämpfte man vor Gericht um die Rückgabe. Auch in Jena gab die Universität ihren Turm Anfang der 90er Jahre auf. Später mietete sie dann dort Räume an.

Bei der Betrachtung der Ergebnisse des DDR-Hochschulbaus wird jede Bewertung der gefundenen Lösungen mindestens vier Aspekte berücksichtigen müssen:

- Es handelte sich immer um Kompromisse zwischen Ansprüchen der Architekten und Künstler einerseits und der Auftraggeber andererseits. Das war nicht DDR-typisch, sondern gilt praktisch immer und überall. Auch in der DDR war architektonisches Gestalten die Kunst, in Ketten zu tanzen. Sozialismustypisch war, dass die Kompromisse oftmals in politisch aufgeladenen Auseinandersetzungen entstanden, die wiederum von politischen Direktiven geleitet waren.
- Manches Gestaltungselement galt seinerzeit international als modern und sozialverträglich – etwa fensterlose Räume oder nackter Beton.
- Der Hochschulbau hatte fortwährend damit zu kämpfen, dass das Hochschulwesen als ein sog. „nichtproduzierender Sektor“ galt (während Industrie und Landwirtschaft die „produzierenden Sektoren“ waren). Daraus ergaben sich immer wieder Schwierigkeiten, ausreichende Ressourcenzuweisungen für die eigenen Vorhaben gegenüber denen der güterproduzierenden Wirtschaft durchzusetzen.
- Schließlich wird zu berücksichtigen sein, dass der Entwurf immer das eine war, die Aufnahme des jeweiligen Projekts in die volkswirtschaftliche Bilanzierung und die Bauausführung unter DDR-Bedingungen das andere.

Nach 1989 waren die Motive der Entscheidungen über Entsorgung oder Schutz der baulichen und künstlerischen DDR-Hinterlassenschaften an den ostdeutschen Hochschulen nie einheitlich. In den Fällen erhaltender Maßnahmen reichten sie von Kostenerwägungen oder einem generellen Respekt vor kreativen Werken über die Einordnung der Ostmoderne in internationale Entwicklungen oder die Begeisterung für Kuriositäten, über die andere nicht verfügen, bis hin zu zeithistorisch sensibilisierten Dokumentationsbedürfnissen.

Zum Weiterlesen:

☞ Monika Gibas/Peer Pasternack (Hg.): *Sozialistisch behaust & bekunstet. Hochschulen und ihre Bauten in der DDR*, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 1999, 247 S.; auch unter <http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/Sozialistisch-behaust-bekunstet.pdf>

☞ Peer Pasternack: *Sozialistischer Funktionalismus. Hochschulbau in der DDR*, in: Forum Wissenschaft 1/2015, S. 26-29; auch unter <http://www.bdwi.de/forum/archiv/archiv/8325209.html>

Die Organe

Wissenschaftliche Zeitschriftenlandschaft in der DDR

Peer Pasternack

Die wissenschaftlichen Zeitschriften in der DDR unterlagen der Fürsorge des Staates, und diese war ambivalent – nämlich sowohl inhaltlich als auch finanziell. Daneben war die offizielle Auffassung leitend, dass Wissenschaften, die auf einheitlicher methodologischer Grundlage – der marxistisch-leninistischen – arbeiten, keine konkurrierenden Fachjournale benötigen.

Wissenschaftliche Zeitschriften sind entweder selbst Institutionen oder beziehen sich auf Institutionen. Die strukturellen und/oder sozialen Bezugspunkte können dabei sehr unterschiedlich sein: Forschungsinstitute, Netzwerke, wissenschaftliche Schulen, dominante Herausgeber, akademische Rebellen, mitunter auch politische Bewegungen oder ambitionierte Verlage. Indem diese qua Zeitschriften bestimmte Ideen transportieren und stabilisieren, werden personale wie inhaltliche Zusammenhänge verstetigt.

Sind damit zunächst generelle Muster beschrieben, so erstaunt es durchaus, dass vieles davon – in sozialismustypischen Grenzen – auch für die Fachzeitschriftenlandschaft in der DDR Geltung beanspruchen kann. Dem Betrachter erschließt sich durchaus eine interne Heterogenität. Dazu lässt sich eine Typologie bilden, die dem Kriterium des auffälligsten Merkmals folgt. Unterscheiden lassen sich in dieser Perspektive: Zentralorgane, periphere Organe und Spezialzeitschriften, Ersatzorgane, interne Zeitschriften und Quasi-Zeitschriften, Nischenblätter und historische Unangreifbarkeiten.

Eine Besonderheit des realsozialistischen Zeitschriftenwesens bestand in der Existenz wissenschaftlicher ‚Zentralorgane‘. Solche existierten in der DDR für zahlreiche Disziplinen. Entweder waren sie die einzige Zeitschrift ihres Faches überhaupt, wie etwa die WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFT, oder sie hatten eine monopolistische Stellung, mit deren Hilfe sie sonstige Blätter dauerhaft in der Marginalisierung zu halten vermochten.

Voraussetzung dafür, dass in der DDR ein ‚Zentralorgan‘ etabliert wurde, war eine bestimmte politische Bewertung des von der Zeitschrift zu vertretenden Faches: Diesem musste Zentralität zugewiesen sein. Dem entsprach die fachliche Verteilung der ‚Zentralorgane‘. Zu allererst sind hier die Geschichtswissenschaften mit der ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTSWISSENSCHAFT (ZfG) und die Philosophie mit der DEUTSCHEN ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE (DZPH) zu nennen. Beide hatten in den 50er Jahren auseinandersetzungreiche Zurichtungen erfahren, die nicht zuletzt darauf verweisen, dass sie keineswegs von vornherein schlichte Verlautbarungsorgane mit unterentwickeltem Eigensinn waren.

Neben den typischen Zentralorganen gab es auch untypische. Der EINHEIT z.B., dem theoretischen Organ der SED, wird mancher nur mit Mühe wissenschaftlichen Charakter zusprechen wollen. Gleichwohl: Der Umstand, dass sich die SED-Politik als wissenschaftlich begründet verstand, machte die EINHEIT zum wichtigen Veröffentlichungsorgan für Wissenschaftler/innen wie zu einer unabdingbaren Zitierquelle. Anders bei der ZEITSCHRIFT FÜR ANGLISTIK UND AMERIKANISTIK: Sie stand nicht im Zentrum kulturpolitischer Debatten, war aber die einzige DDR-Zeitschrift ihres Faches (bzw. ihrer Fächer) und insoweit gleichsam automatisch ‚Zentralorgan‘.

Gründe für die Situation, dass eine ganze Reihe von Fächern lediglich über eine einzige Zeitschrift verfügte, gab es insbesondere zwei, einen inhaltlichen und einen praktischen. Inhaltlich bestand die offizielle Auffassung, dass Wissenschaften, die auf einheitlicher methodologischer Grundlage – der marxistisch-leninistischen – arbeiten, auch keine konkurrierenden Fachjournale benötigten. Praktisch begründete die permanente Ressourcenknappheit, nicht zuletzt bei Papier und Druckkapazitäten, diesen Zustand.

Unter die Kategorie *periphere Organe und Spezialschriften* fallen zunächst die Journale, die dem normalen verlags-, buchhandels- und pressevertriebsgebundenen Fachzeitschriftenwesen angehörten, aber keine ‚Zentralorgane‘ waren. In der Geschichtswissenschaft etwa differenzierte sich das Feld mit den Jahren aus. Ein JAHRBUCH FÜR WIRTSCHAFTSGESCHICHTE wurde ebenso gegründet wie eine ZEITSCHRIFT FÜR MILITÄRGESCHICHTE. Unter Berücksichtigung ihrer gesellschaftlich eher marginalen Bedeutung sind auch Zeitschriften wie DER BIBLIOTHEKAR den Peripherieorganen zuzuordnen. Sie galten als so randständig, dass noch nicht einmal eine systematische Zensur für nötig gehalten wurde.

Einzelne Fächer in der DDR verfügten über keine einzige eigene Fachzeitschrift. Sie mussten auf *Ersatzorgane* ausweichen. Das betraf bspw. die Soziologie und die Kunstgeschichte. Die entsprechenden Fachvertreter mussten daher in Journalen publizieren, die eigentlich andere Zielgruppen hatten: die Kunsthistoriker etwa in der BILDENDEN KUNST, der ARCHITEKTUR DER DDR, der Design-Zeitschrift FORM+ZWECK oder auch der Zeitschrift FARBE + RAUM – letztere ursprünglich ein Periodikum, das sich an Spezialisten für Farben und Lacke richtete, sich aber dann zunehmend ästhetischen Fragestellungen in weiterem Sinne öffnete.

‚Interne‘ Zeitschriften waren Publikationsorgane, die nur beschränkt öffentlich oder gänzlich nichtöffentlich waren. Dies konnte die Zugänglichkeit betreffen, d.h. dass sie nicht frei abonnierbar waren, sondern nur an ausgewählte Interessenten verteilt wurden. Es konnte aber auch meinen, dass lediglich keine Anstrengungen unternommen wurden, um die Zeitschrift bekannt zu machen. Ersteres traf bspw. auf KURZINFORMATION REKTOREN. INFORMATION LEITENDER KADER, herausgegeben vom Zentralinstitut für Hochschulbildung Berlin, zu: Sie trug den Vermerk „Nur für den Dienstgebrauch“ – NfD, die niedrigste Geheimhaltungsstufe in der DDR. Dass keine Werbung für sie gemacht wurde, galt etwa für die INFORMATIONSBULLETINS und THEMATISCHE INFORMATION UND DOKUMENTATION, wie sie in mehreren Reihen von der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED herausgegeben wurden.

Mit diesen mehr oder weniger internen Schriften ist auch bereits berührt, was sich als ‚*Quasi-Zeitschriften*‘ charakterisieren lässt: Zahlreiche Publikationen erschienen nummeriert, aber nicht regelmäßig, waren also im eigentlichen Sinne keine Periodika; andere erschienen zwar mit periodischer Konstanz, verzichteten aber auf Durchnummerierung und andere zeitschriftentypische Kennzeichen. Ein solcher Fall waren z.B. die ROSTOCKER BEITRÄGE ZUR HOCH- UND FACHSCHULPÄDAGOGIK oder die BEITRÄGE ZUR FILM- UND FERNSEHWISSENSCHAFT. Letztere hatten eine Redaktion und Abonnenten, und sie erschienen zwar nicht periodisch, aber doch fortlaufend, wobei die gewisse Unregelmäßigkeit mehr technischen Schwierigkeiten geschuldet gewesen war. Dennoch waren sie keine Zeitschrift, sondern firmierten als Publikationsreihe. Dies schützte vor der strengeren Kontrolle, denen Periodika typischerweise ausgesetzt waren.

Nischenblätter hingegen waren vor allzu großen politischen Zudringlichkeiten meist dadurch geschützt, dass das jeweilige Terrain, auf dem sie operierten, als eher abseitig galt. Allzu hohe Kontrollkosten galten den Medienverantwortlichen daher als unverhältnismäßig zum erzielbaren Kontrolleffekt. Ein Beispiel ist der PHILOLOGUS, der als Nischenorgan einer Nischendisziplin die DDR überlebt hat. Er zeichnete sich unter anderem dadurch aus, dass er kontinuierlich auch Manuskripte westdeutscher Autoren veröffentlichte. Der Hintergrund ist aufschlussreich: Weil die Anzahl der inländischen Altphilologen über die DDR-Jahrzehnte hin kontinuierlich abnahm, war die Zeitschrift durchgehend bis 1989 auf Manuskripte aus dem Ausland, u.a. der Bundesrepublik, angewiesen. Dem PHILOLOGUS vergleichbare Fälle waren die FONTANE-BLÄTTER, hrsg. vom in Potsdam ansässigen Fontane-Archiv, das BACH-JAHRBUCH, das GOETHE-JAHRBUCH oder die ALTORIENTALISCHEN FORSCHUNGEN.

Einige der Nischenblätter bezogen beträchtliche inhaltliche Freiheiten auch daraus, dass sie aus historischen Gründen – auf Grund ihres weit vor der DDR einsetzenden Erscheinens und ihrer fachgeschichtlichen Rolle – als unangreifbar galten. Diese Zeitschriften sollten ihre bereits vorhandene Reputation erhalten, um entweder das Selbstverständnis der DDR als Kulturstaat nach außen hin deutlich werden zu lassen, oder schlicht um Ärger zu vermeiden. Letzteres betraf z.B. die THEOLOGISCHE LITERATURZEITUNG. Obleich auch sie nicht gänzlich ohne Anfechtungen durch die DDR gelangt ist, konnte sie doch weitgehend unbeeinträchtigt ihre traditionelle Funktion wahrnehmen: die eines Rezensionsorgans für den gesamten deutschen Sprachraum. Andere Beispiele waren die ZEITSCHRIFT FÜR ÄGYPTISCHE SPRACHE UND ALTERTUMSKUNDE (seit 1863), die ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG (seit 1898) und die DEUTSCHE LITERATURZEITUNG FÜR DIE KRITIK DER INTERNATIONALEN WISSENSCHAFT (1880-1993).

Blättert man Jahrgänge insbesondere von gesellschaftswissenschaftlichen DDR-Fachzeitschriften durch, so gerät jenseits inhaltlicher Gemeinsamkeiten und Differenzen fortlaufend eine Übereinstimmung in den Blick: Die Überschriften der Artikel sind meist unoriginell, wirken häufig wie die Betitelung einer Verwaltungsvorlage und lassen mitunter nur notdürftig erkennen, worum es in dem darunter stehenden Beitrag geht. Hierbei fällt ein sprachliches Muster auf. Die Artikel sind immer wieder mit Wendungen überschrieben, die so wirken, als ver-

Übersicht 12: Typologie der wissenschaftlichen Fachzeitschriften in der DDR

Typus	Erläuterung	Beispiele
Zentralorgane	(a) einzige Zeitschrift ihres Faches oder (b) mit monopolistischer Stellung	ZEITSCHRIFT FÜR GESCHICHTSWISSENSCHAFT, DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE, WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFT, EINHEIT, ZEITSCHRIFT FÜR ANGLISTIK UND AMERIKANISTIK
Periphere Organe und Spezialzeit-schriften	Ergebnisse wissenschaftlich-publizistischer Ausdifferenzierung	JAHRBUCH FÜR WIRTSCHAFTSGESCHICHTE, ZEITSCHRIFT FÜR MILITÄRGESCHICHTE
Ersatzorgane	Publikationsorte für Fächer ohne eigene Fachzeitschrift	Kunstgeschichte: BILDENDE KUNST, ARCHITEKTUR DER DDR, Form+ZWECK, FARBE + RAUM
„interne“ Zeitschriften und Quasi-Zeitschriften	beschränkt öffentlich oder gänzlich nichtöffentlich; z.T. nummeriert, aber nicht regelmäßig; z.T. periodisch, aber ohne Durchnummerierung und andere zeitschriftentypische Kennzeichen	KURZINFORMATION REKTOREN. INFORMATION LEITENDER KADER (Zentralinstitut für Hochschulbildung), INFORMATIONSBULLETTINS und THEMATISCHE INFORMATION UND DOKUMENTATION (Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED), ROSTOCKER BEITRÄGE ZUR HOCH- UND FACHSCHULPÄDAGOGIK, BEITRÄGE ZUR FILM- UND FERNSEHWISSENSCHAFT
Nischenblätter und historische Unangreifbarkeiten	Weitgehend geschützt vor politischen Zudringlichkeiten, da ihr Terrain als eher abseitig galt. Zum Teil aus historischen Gründen – auf Grund ihres weit vor der DDR einsetzenden Erscheinens und ihrer fachgeschichtlichen Rolle – als unangreifbar geltend	PHILOLOGUS, FONTANE-BLÄTTER, BACH-JAHRBUCH, GOETHE-JAHRBUCH, ALTORIENTALISCHE FORSCHUNGEN, THEOLOGISCHE LITERATURZEITUNG, ZEITSCHRIFT FÜR ÄGYPTISCHE SPRACHE UND ALTERTUMSKUNDE, ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG, DEUTSCHE LITERATURZEITUNG FÜR DIE KRITIK DER INTERNATIONALEN WISSENSCHAFT

versuchten Wissenschaftsnovizen mit noch unterausgeprägtem Selbstbewusstsein, ihre Gedanken prophylaktisch tiefzustapeln: „Zu einigen Fragen...“, „Zu Grundproblemen des...“, „Anmerkungen zu...“, „Erste Gedanken über...“, „Zum historischen Gesetz...“, „Überlegungen zu...“, „Bemerkungen zur Auseinandersetzung mit...“, „Einige Aspekte der Auseinandersetzung mit...“ – all dies häufig nicht einmal als Untertitel, sondern als Hauptüberschrift.

Selten hingegen finden sich zupackende Titel wie: „Die Grundprobleme des...“, „Das historische Gesetz...“, „Die Theorie ... und ihre Probleme“. Man kann daher, liest man nur die Titel, leicht den Eindruck gewinnen, die DDR-Gesellschaftswissenschaftler/innen hätten überwiegend halbgare Zwischenergebnisse zu Papier gebracht statt auch einmal ein definitives Resultat. Hier zeigt sich ein Grundproblem akademischen Publizierens in der DDR: Sollte eine neue Argumentation präsentiert werden, die auf (politische) Einwände stoßen konnte, so war es tunlichst geraten, sie nicht als definitiv, sondern als Zwischenresultat zu offerieren. Das konnte die sich gegebenenfalls anschließende Debatte darüber entschärfen und ließ den (zeitweiligen) Rückweg offen.

1989/90 dann fanden sich die ostdeutschen Fachzeitschriften über Nacht in einen gesamtdeutschen Marktzusammenhang gestellt, der sich nicht gerade durch großflächige Leerstellen auszeichnete – gleichsam ‚Organ‘-Transplantationen ohne Ersetzungsbedarfe. Das traf die wissenschaftlichen Zeitschriften

naturgemäß stärker als sonstige Druckerzeugnisse. Sie durften, anders als populäre Journale, nicht auf einen anhaltenden Bonus beim Ostpublikum rechnen, denn Wissenschaft lässt sich schließlich nicht dauerhaft auf einen Regionalbezug begrenzen. Überdies wurde das angestammte akademische Ostpublikum reihenweise aus den Beschäftigungsverhältnissen katapultiert, in denen die Lektüre wissenschaftlicher Journale angenehme Last ist.

Wo die meisten ostdeutschen Fachzeitschriften in der DDR ‚Organe‘ waren – Sprecher eines institutionell identifizierbaren Absenders –, dort wirkten sie, soweit sie überlebt haben, seit den 90er Jahren als bewusst pluralisierte Anbieter von Diskussionsbeiträgen. Dabei wiederum sind die ostdeutschen Zeitschriften entweder zu Agenturen der akademischen Entinstitutionalisierungsprozesse oder des Institutionentransfers geworden. Sie eint mit anderen wissenschaftlichen Periodika eine zentrale Gemeinsamkeit, und es trennt beide ein zentraler Unterschied. Die Gemeinsamkeit: Die Zeitschriften sind sich in wesentlichen Parametern programm-treu geblieben. Der Unterschied: Üblicherweise suchen Journale das von ihnen vertretene Programm inhaltlich und institutionell zu fördern, indem sie entsprechende Markierungen im Wissenschaftsbetrieb setzen; mitunter ergeben sich daraus abgesteckte Claims, d.h. ein Programm wird tatsächlich erfolgreich institutionalisiert. Periodika als *Agenturen von Entinstitutionalisierungsprozessen* hingegen suchten über das Ende der Institutionen hinaus ihr Programm zu kontinuierieren, und Periodika als *Agenturen des Institutionentransfers* bemühten sich, ihr Programm an die neuen Bedingungen zu adaptieren.

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack: *Normalisierung mit verbleibenden Besonderheiten. Wissenschaftliche Zeitschriften in Ostdeutschland nach 1989*, in: Bibliothek – Forschung und Praxis 1/1999, S. 52–61.

☞ Peer Pasternack: *Zeitschriften: Dokumente der Binnendifferenzierung*, in: ders., *Die DDR-Gesellschaftswissenschaften post mortem: Ein Vierteljahrhundert Nachleben (1990–2015)*, BWV Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, S. 67–84.

Private Hochschulen

Ein internationaler Vergleich 1950–2004

Robert D. Reisz | Manfred Stock

Die Demokratisierung begünstigte die Entwicklungsmöglichkeiten privater Hochschulen. Die Leistungen und Aufwendungen des öffentlichen Hochschulwesens dagegen erschöpfen sich nicht in dem, was private Hochschulen als Kosten und Nutzen in ihren Bilanzen berücksichtigen. Fügen letztere der Hochschulbildung etwas hinzu, das die öffentlichen Hochschulen nicht bieten, oder gleichen sie sich ihnen an und erweitern lediglich das Angebot an Studienplätzen?

Um diese Frage zu beantworten, wurde die Entwicklung privater Hochschulen in Deutschland, den USA, Rumänien und Chile zwischen 1950 und 2004 untersucht. Die Hochschulen und Gesellschaft dieser Länder unterscheiden sich beträchtlich, sodass anhand der heterogenen Fälle allgemeine Entwicklungstrends identifiziert werden können, die sich jenseits nationaler Besonderheiten durchsetzen.

Die Demokratisierung der Gesellschaft, so ergab sich, begünstigte die Entwicklungsmöglichkeiten privater Hochschulen. Das zeigt sich in den USA mit ihrer weit zurückreichenden Tradition der Demokratie und privater Hochschulen; es zeigt sich in Rumänien und Chile, wo private Hochschulen nach dem Ende der Diktaturen expandierten, und in Deutschland, wo sie vor dem Zweiten Weltkrieg kaum eine Rolle spielten, heute aber zu einem wichtigen politischen Thema geworden sind.

Die privaten Hochschulen nähern sich den öffentlichen mit ihrer Lehre an. Das wird greifbar in den Akkreditierungsverfahren, die in allen Ländern institutionalisiert sind. Sie lassen zu Wissenschaftlichkeit und zu akademischer Freiheit keine Alternative. Sie bestehen überall auf den universalistischen Normen freien wissenschaftlichen Denkens, gegenüber den privaten Hochschulen nicht anders als gegenüber den öffentlichen. Bildungseinrichtungen, die diesen Normen nicht genügen, werden nicht akkreditiert.

Die privaten Hochschulen sind im Durchschnitt kleiner als die öffentlichen, aber das bedeutet nicht notwendigerweise, dass sie anspruchsvoller wären und Elitecharakter hätten. In drei der untersuchten Länder sind die privaten Hochschulen den öffentlichen an Ansehen und wissenschaftlicher Produktivität beträchtlich unterlegen; nur in den USA stehen die privaten *research universities* den öffentlichen nicht nach. Aber auch dort hat die Bedeutung privater Hochschulen mit der Verwissenschaftlichung der Bildung abgenommen. So ist der Anteil der Privathochschüler von 80 Prozent um 1900 bis heute auf 20 Prozent gefallen. In Rumänien haben private Hochschulen die vorübergehende Knappheit an Studienplätzen in den öffentlichen kompensiert. Nur in Chile ist ein bedeu-

tenderer Anteil der Studenten in privaten Hochschulen immatrikuliert, aber viele dieser Einrichtungen kämpfen um ihre Integrität. In Deutschland haben die privaten Hochschulen mit heute sechs Prozent aller Studenten (2014) nur eine marginale Bedeutung, denn die öffentlichen Hochschulen haben sich nach dem Zweiten Weltkrieg dem wachsenden Bildungsinteresse geöffnet.

So wurden also die Möglichkeiten privater Hochschulen durch die moderne Gesellschaft begünstigt, es entstand aber nur ein relativ geringes Interesse an ihrer Realisierung. Dass ihre Entwicklung nicht zu einer alternativen Bildungspraxis führt, schränkt die Bedeutung ein, die der Form der Trägerschaft heute noch zukommt.

Untersucht wurde auch das Überleben von Hochschulen in Deutschland, den USA und Chile im Vergleich von öffentlichen und privaten Hochschulen. Dabei wurde an die Methodologie der soziologischen Organisationsökologie angeschlossen. Die entscheidenden Befunde widersprechen neoliberalen Erwartungen:

- In allen drei Ländern ist die Überlebenswahrscheinlichkeit der privaten Hochschulen niedriger als die der öffentlichen.
- Wo die Daten entsprechende Berechnungen gestatten, zeigt sich, dass die Überlebenswahrscheinlichkeit der privaten Hochschulen mit erwerbswirtschaftlichem Charakter am geringsten ist.
- Etwas größer ist die der privaten gemeinnützigen und am größten die der öffentlichen Hochschulen.

Übersicht 13: Überlebenswahrscheinlichkeiten von Hochschulen in den USA und Deutschland

USA

Die Grunddaten:

- In den USA existierten im Zeitraum 1986-2004 549 profitorientierte Colleges; davon sind insgesamt 75 geschlossen worden.
- Private nicht-profitorientierte Colleges gab es zwischen 1980 und 2004 insgesamt 2.475; von ihnen wurden 482 geschlossen.
- Von den im gleichen Zeitraum insgesamt existierenden 707 öffentlichen Colleges wurden hingegen nur 30 geschlossen.

Die Überlebenswahrscheinlichkeit der profitorientierten Colleges betrug 0,91, die der nicht-profitorientierten 0,92 und die der öffentlichen 0,98:

- Im Widerspruch zu der These von der größeren Anpassungsfähigkeit und mithin Überlebenstüchtigkeit privater Hochschulen erweisen sich diese als besonders instabil; unter ihnen insbesondere die profitorientierten, die markt- und betriebswirtschaftliche Organisationsformen praktizieren.
- Colleges mit einer religiösen Orientierung haben eine um 23 Prozent größere Überlebenschance als solche mit rein säkularer Orientierung. Dies scheint die These zu bestätigen, partikulare Interessen verliehen den Hochschulen günstigere Existenzbedingungen. Kontrolliert man das Alter der Colleges, verschwindet dieser Effekt religiöser Bindung jedoch. Es zeigt sich dann, dass das geringere Sterberisiko auf das frühere Gründungsdatum zurückgeht. Bei jüngeren Gründungen verbessern religiöse Bindungen die Überlebenschancen nicht.

- Colleges jeglicher Orientierung und jeglicher Trägerschaft haben eine deutlich größere Überlebenschance, wenn ihr Gründungsdatum länger zurückliegt. Am stärksten ist der Effekt des Gründungsdatums bei den öffentlichen und den gemeinnützigen privaten Einrichtungen.
- Daneben ist die Größe des Lehrkörpers für das Überleben einer Hochschule relevant. Ein großer Lehrkörper begünstigt die Überlebenschancen der öffentlichen als auch der privaten Colleges, eine große Studentenschaft dagegen nur wenig.

Deutschland

Für Deutschland bezieht sich die Überlebensanalyse der Hochschulen auf Grund der Datenlage auf die Zeitspanne von 1980 bis 2006. Die Grunddaten:

- Es existierten insgesamt 131 private (darunter 49 kirchliche) und 292 öffentliche Hochschulen.
- Geschlossen wurden 24 private (darunter 9 kirchliche) und 21 öffentliche Hochschulen.

Die Überlebensraten für kirchliche Hochschulen beträgt 0,96, für private Hochschulen ohne die kirchlichen 0,94 und für öffentliche 0,98.

Von den Variablen, die in die Untersuchung einbezogen wurden, hatte nur der Umfang des Lehrpersonals einen Einfluss auf das Überleben:

- Die Überlebenschancen der kirchlichen Hochschulen nehmen mit dem Umfang des Lehrpersonals zu. Für private Hochschulen in nichtkirchlicher Trägerschaft besteht dieser Zusammenhang allerdings nicht.
- Ob die Hochschulen eine hohe oder eine niedrige Anzahl von Studierenden und Absolventen haben, ob sie das Recht zur Promotion oder zur Habilitation besitzen, ob sie über eine größere oder kleinere Betreuungsrate verfügen, ob sie einen großen Teil der Studierenden zu einem Abschluss führen oder nicht, ob der Anteil der nebenberuflich Lehrenden groß oder klein ist – all dies übt keinen signifikanten Einfluss auf das Überleben der Hochschulen aus.

Diese Befunde, so könnte man in neoliberaler Perspektive einwenden, verdanken sich der beklagenswerten Tatsache, dass der Staat Kosten-Nutzen-Kalküle nicht anstelle und auf Kosten des Steuerzahlers auch unrentable Hochschulen alimentiere. Private Hochschulen operierten kostengünstiger als öffentliche. Tatsächlich gibt es Hinweise darauf, dass die Kosten pro Studienplatz in privaten Hochschulen niedriger sind als in öffentlichen. Aber diese Differenz erklärt sich vor allem daraus, dass die privaten Hochschulen zumeist kaum Forschung betreiben und die Lehre auf solche Fächer beschränken, die keine großen Kosten verursachen.

Das wiederum deutet auf eine irrtümliche Prämisse der neoliberalen Kritik an öffentlichen Hochschulen hin. Sie beruht auf der Annahme, dass das, was in der Hochschulentwicklung tatsächlich bedeutsam ist, identisch ist mit dem, was in den Bilanzen privater Träger als Kosten und Nutzen erscheint. Diese Gleichsetzung ist jedoch willkürlich. Denn die Leistungen und Aufwendungen des öffentlichen Hochschulwesens erschöpfen sich nicht in dem, was private Hochschulen als Kosten und als Nutzen in ihren Bilanzen berücksichtigen.

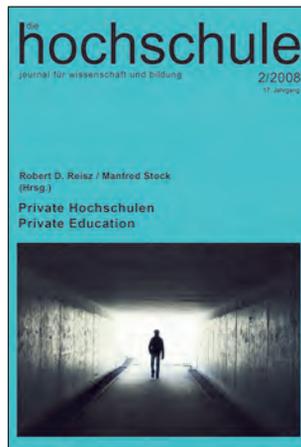
Zum Weiterlesen:

☞ Enrique Fernández Darraz/Gero Lenhardt/Robert D. Reisz/Manfred Stock: *Private Hochschulen in Chile, Deutschland, Rumänien und den USA. Struktur und Entwicklung*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2009, 116 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_3_2009.pdf

☞ Enrique Fernández Darraz/Gero Lenhardt/Robert D. Reisz/Manfred Stock: *Hochschulprivatisierung und akademische Freiheit. Jenseits von Markt und Staat. Hochschulen in der Weltgesellschaft*, Transcript-Verlag, Bielefeld 2010, 200 S.

☞ Robert D. Reisz: *Public Policy for Private Higher Education in Central and East Europe: Conceptual clarifications, statistical evidence, open questions*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2003, 34 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_2_2003.pdf

☞ Robert D. Reisz/Manfred Stock (Hg.): *Private Hochschulen. Private Higher Education* (=die hochschule 2/2008), Wittenberg 2008, 166 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/journal/texte/08_2/d_hs_2008_2.pdf



Enrique Fernández Darraz, Gero Lenhardt,
Robert D. Reisz, Manfred Stock

**Hochschulprivatisierung
und akademische Freiheit**

Jenseits von Markt und Staat:
Hochschulen in der Weltgesellschaft

Der andere Wissenschaftsrat

Schweizerischer Wissenschaftsrat 1965-2015

Peer Pasternack | Henning Schulze

Wissenschaftsräte auf gesamtstaatlicher Ebene gibt es auch außerhalb Deutschlands, allerdings typischerweise mit deutlich anderen Funktionen und Zusammensetzungen. Als sehr deutlich vom deutschen Wissenschaftsrat unterschieden und zudem häufiger gewandelt als dieser erweist sich der schweizerische, sobald dessen 50jährige Geschichte in den Blick genommen wird. Die Aktivitäten des SWR, dann Wissenschafts- und Technologierat (SWTR), schließlich Wissenschafts- und Innovationsrat (SWIR) wurden untersucht und dessen Verortung im wissenschaftspolitischen Akteurssystem phasenvergleichend betrachtet.

1965 war der Schweizerische Wissenschaftsrat (SWR) als ein hochschulpolitisches Organ gegründet worden. Das stand im Zusammenhang mit der damals beginnenden Subventionstätigkeit des Bundes im Hochschulbereich, der zuvor ausschließlich kantonale finanziert war. Entsprechend prägten anfangs vorzugsweise hochschulpolitische Fragestellungen die Arbeit des Wissenschaftsrats. Zudem war das damals neue Hochschulförderungsgesetz (HFG) sinnstiftend umzusetzen. In der Amtsperiode 1969 bis 1972 z.B. hatte der SWR nicht weniger als 200 Gesuche um Hochschulinvestitionen zu behandeln und zu diesen Stellung zu nehmen.

In den 1970er Jahren darüber hinaus die forschungspolitischen Aktivitäten des Bundes, die 1983 auch in einem Bundesgesetz (Forschungsgesetz, FG) verankert wurden. Hierfür waren die Bundesbehörden dann ebenfalls vermehrt auf ein „kompetentes Consulting“ angewiesen, nicht zuletzt, da Forschungsförderung – im Gegensatz zu Hochschulförderung – allein Sache des Bundes und nicht der Kantone ist.

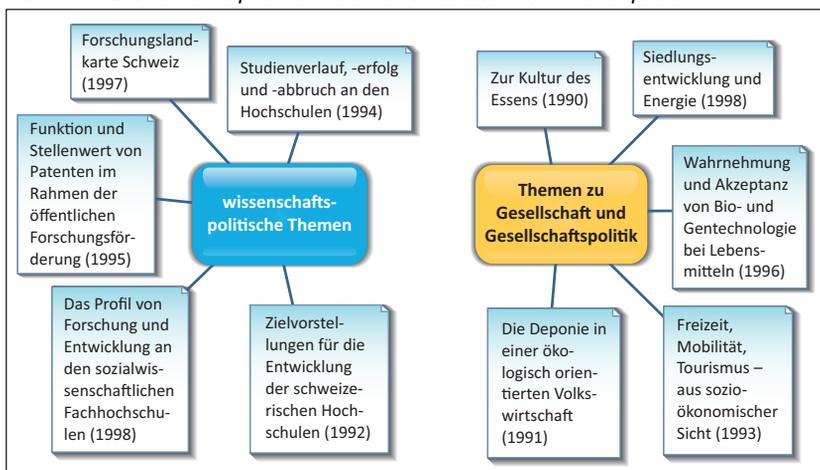
In den 90er Jahren waren neben der Struktur des Hochschulsystems vor allem die Evaluation und Messung wissenschaftlicher Leistungen Gegenstand von Kontroversen, insbesondere mit den Universitäten. Der Rat hatte sich bemüht, zu einer Evaluationsinstanz zu werden und mit Bibliometrie die Leistungsbilanz der Universitäten transparent zu machen. Daneben betrieb der SWR in den 1990er Jahren als ein Hauptgeschäft, anzustrebende wissenschaftspolitische Ziele des Bundes auszuarbeiten.

Im Jahr 2000 wurde eine Verkleinerung und Reorganisation des Rates, nun Wissenschafts- und Technologierat (SWTR), vorgenommen. Das vergleichsweise eigenständig agierende Generalsekretariat wurde abgeschafft. Die Besetzung des Rates erfolgte fortan ausschließlich mit Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen. Der SWTR suchte sich als „Sprachrohr der Wissenschaft“ zu profilieren, der insofern frei von institutionellen Partikularinteressen agiert.

SWR und SWTR unterschieden sich deutlich im Blick auf die Breite der behandelten Themen bzw. Fokussierung auf Kernthemen. Das lässt sich anhand des Publikationsoutputs nachvollziehen. Vom SWR von 1990 bis 1999

- wurde ein sehr breites Spektrum an Themen abgedeckt, die von harten forschungspolitischen bis zu vergleichsweise ‚weichen‘ gesellschaftsbezogenen Fragestellungen reichten (Übersicht 14);
- war das Publikationsaufkommen thematisch auf die Bereiche „Forschungspolitik“ (FOP) und „Forschungspolitische Früherkennung“ (FER) konzentriert, zudem wurde nach seiner Einführung im Jahr 1991 der Bereich „Technikfolgenabschätzung“ zunehmend wichtig;
- nahmen ab 1995 die „internen Arbeitspapiere“ deutlich zu; das Hauptvolumen entfällt dabei auf den Bereich „FER“.

Übersicht 14: Themenspektrum der SWR-Publikationen: exemplarische Titel



Beim SWTR von 2000 bis 2009

- trug das Hauptvolumen der Publikationen das dem Rat zugeordnete Zentrum für Wissenschafts- und Technologiestudien (CEST, Auflösung im Jahr 2008) und
- fokussierten die Veröffentlichungen zunehmend auf aktuelle hochschul- und forschungspolitische Themen.

Seit 2001 konzentrierte sich der SWTR dagegen auf wissenschaftsinterne und -politische Fragen. Unter seinen Publikationen dominierten nunmehr die Themenfelder „Forschung“ und „Finanzierung, Struktur, Internationales“ sowie das Thema „Nachwuchsförderung“:

- Im Themenfeld „Forschung“ bildeten Veröffentlichungen zu Naturwissenschaften und Medizin den Schwerpunkt.
- Die Nachwuchsförderung dominierte das Themenfeld „Wissenschaftliches Personal“.

- Im „Finanzierung, Struktur, Internationales“ waren fast alle ausgewerteten Einzelthemen prominent vertreten: Wissenschaftsfinanzierung, Wissenschafts- und Hochschulorganisation und -struktur, FH-Entwicklung, wissenschaftspolitische Kompetenzwahrnehmung sowie Internationalisierung.
- Mittlere Aufmerksamkeit genoss das Themenfeld „Innovation“.

Im übrigen ist als herausgehobene Beteiligung des SWTR an der wissenschaftspolitischen Problemdefinition und Politikprogrammierung festzuhalten, dass er die wissenschaftspolitischen Leitlinien der BFI-Botschaften (Bildung Forschung Innovation) von Bundesrat (Regierung) sowie National- und Ständerat (Parlament) formulierte.

Inwiefern vermochte der Rat dazu beizutragen, die Rationalität politischen Entscheidens zu steigern? Welche Akzeptanz als kompetenter Akteur und hilfreicher Gesprächspartner erlangten der SWR bzw. SWTR? Welche Wirkungen zeitigten die aktive Beteiligung von SWR/SWTR an Themensetzungen und Themenverstärkungen sowie das erfolgreiche Einspeisen von Expertise?

Der SWR leistete zum einen die Bereitstellung und Aufbereitung von Daten und andere Services, zum anderen führte er Begutachtungen und Evaluationen durch und erarbeitete Stellungnahmen. Durch seine Zusammensetzung arbeitete der SWR als Stakeholder-Plattform und konnte im Vorfeld von Bundesentscheiden Vorentscheide herbeiführen. So wurde für die Periode 1992–1999 vom SWR die alleinige Urheberschaft für die Implementierung dreier Programme reklamiert:

- das Nachwuchsprogramm des Bundes, verankert in der BFI Botschaft 1992–1995,
- das Schwerpunktprogramm „Die Schweiz morgen“ in Folge der Evaluation der Sozialwissenschaften,
- der Schwerpunktbereich Geisteswissenschaften in der Wissenschaftsbotschaft 2000–2003 ebenfalls in Folge einer Evaluation.

Auch war der SWR daran beteiligt, die Life Sciences als Schwerpunkt in der Schweiz zu etablieren. Er hat das Thema Ressortforschung aufgegriffen und bewirkt, dass der Umgang damit auf Bundesseite rationaler geworden ist. Der SWR hat früh die Fachhochschulen thematisiert, deren Einrichtung empfohlen und versucht, über die Forschungspolitische Früherkennung an der Ausgestaltung des Forschungsbegriffs für Fachhochschulen mitzuwirken. Schließlich wurde von ihm das Thema Technology Assessment eingeführt und durchgesetzt.

Der 2000 neu konstituierte SWTR war dagegen eher indirekt an der Implementation von Politik beteiligt. Dies entsprach auch seinem neuen Selbstverständnis als „Sprachrohr der Wissenschaft“ gegenüber der Politik bzw. politischen Administration. Die Bundesverwaltung hatte inzwischen eigene Ressourcen aufgebaut, um die Grundlagen für die Analyse des Wissenschaftssystems selbst zu leisten, eine entsprechende Politik zu entwerfen und umzusetzen. Der SWTR bearbeitete weiterhin erteilte Mandate, die sich insbesondere auf Evaluationen und Investitionsbegutachtungen bezogen. Damit versuchte er, aktiv Themen zu setzen:

- Unterstützung langfristiger (Grundlagen-)Forschung,
- verstärktes Engagement für die Geistes- und Sozialwissenschaften,
- differenzierte Politik in den besonders kostenintensiven Bereichen,
- Verbesserung des Wissenstransfers,
- Innovationsmonitoring,
- Nachwuchsförderung und Post-Doc-Phase,
- koordinierte Finanzierung durch Bund und Kantone auf Basis von Leistungsindikatoren mit langfristigen Zielvereinbarungen und Globalkrediten sowie die Einrichtung eines Overheads für Drittmittelbeiträge,
- Kritik der einseitigen Fokussierung auf den ETH-Bereich,
- Gleichbehandlung der Fachhochschulen in der Forschungsförderung,
- Zusammenführung der Bundeskompetenzen im BFI-Bereich in einem Departement.

Ein Dauerthema sowohl von SWR seit 1990 als auch von SWTR stellte die Hochschulmedizin dar. Dabei ging es insbesondere um die Koordination zwischen Gesundheits- und Ausbildungssystem – Ausbildung von mehr Ärztinnen und Ärzten –, die Stärkung der klinischen Forschung – die Anzahl der klinischen Forscher/innen in der Schweiz galt als zu klein –, den steigenden Bedarf an Pflegepersonal und naturwissenschaftlich-technisch ausgebildeten Ärzten, die Aufgabentrennung zwischen Allgemeinmedizinern (Hausarzt) und Spezialisten, die Trennung der Budgets für Lehre und Forschung von den Spitalbudgets sowie die politische Steuerung einer für notwendig erachteten Konzentration bestimmter Spitzenmedizinischer Leistungen auf wenige Spitäler.



Im Vergleich zum SWR war die Arbeit des SWTR inhaltlich deutlich fokussierter geworden. Mit kleinerer Besetzung wurde innerhalb des wissenschaftspolitischen Feldes ein dennoch breites Themenspektrum abgedeckt. Die Stakeholder-Orientierung des SWR war getauscht worden gegen einerseits größere Unabhängigkeit, andererseits lobbyistischen Mehraufwand bei der Platzierung der eigenen Positionen. Sämtliche Akteure des wissenschaftspolitischen Feldes außer dem SWTR vertraten partikuläre Interessen (jenseits des egoistischen Interesses am Organisationsüberleben, das grundsätzlich allen Akteuren, also auch dem SWTR, zu eigen ist). Der SWTR war

dagegen der einzige Akteur, der *als Gremium* statt Partikularinteressen ein übergreifendes Gesamtinteresse vertrat, dass sich auf das Wissenschaftssystem in Gänze bezog.

2015 erfolgte die Umwandlung zum heutigen SWIR. Er evaluiert als außerparlamentarische Kommission im Auftrag des Eidgenössischen Departements für

Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF) die Fördermaßnahmen des Bundes, die Forschungsorgane und die Förderinstrumente und nimmt zu forschungs- und innovationspolitischen Problemen Stellung. Weiterhin kann der SWIR vom WBF mit übergeordneten Stellungnahmen zu Ergebnissen der periodischen Überprüfung der BFI-Politik, deren Koordination oder mit der Durchführung der Überprüfung beauftragt werden.

Die Positionierung des heutigen SWIR in der wissenschaftspolitischen Arena erweckt 50 Jahre nach seiner Gründung den Eindruck einer fragilen Unabhängigkeit, gepaart mit einer profitablen Unbestimmtheit hinsichtlich Funktion und Auftrag. Dies ist ebenso seine Stärke wie auch eine potenzielle Schwäche. Begegnet wird dieser ambivalenten Situation mit einer Kombination aus Diskretion und Fachlichkeit. Absichtsvoll dezent wirkt der SWIR im Hintergrund der politischen Bühne und muss Akteure, die durch die Verfassungsordnung und/oder durch ihre Beteiligung an der Finanzmittelverteilung privilegiert sind, mit inhaltlichen Argumenten zu irritieren suchen.

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack/Henning Schulze: *Wissenschaftliche Wissenschaftspolitikberatung. Fallstudie Schweizerischer Wissenschafts- und Technologierat (SWTR)*, Institut für Hochschulforschung (HoF) an der Martin-Luther-Universität. Halle-Wittenberg 2011, 96 S., auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_7_2011.pdf; Anhang, 66 S., URL http://www.hof.uni-halle.de/dateien/Anhang_AB_7_2011.pdf

☞ Peer Pasternack/Isabell Maue: *Die BFI-Policy-Arena in der Schweiz. Akteurskonstellation in der Bildungs-, Forschungs- und Innovationspolitik*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, Tobias Kolasinski und Henning Schulze, BWV Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 327 S.

Jenseits der Zielerreichung

Hochschulreformen auf der Zeitachse

Peer Pasternack

Fortwährend neue Hochschulreformen sind seit Jahrzehnten eine Dauererscheinung. Aufreger stellen aber immer nur die jeweils aktuellen Reformen dar. Dagegen erschließt eine Betrachtung über zwanzig Jahre ein Wissen, das im Reformalltag nicht präsent ist. Plötzlich verlieren z.B. geringe Zielerreichungsgrade ihr Überraschungs- und Empörungspotenzial, denn sie erweisen sich als hochschulreformerischer Normalfall. Auch wird deutlich, dass Versuche, an den Hochschulen selbst Mehrheiten für eine Reform zu erobern, vermessend sind: Man kann allenfalls dafür sorgen, dass die Hochschulangehörigen nicht mehrheitlich gegen die Reform sind.

Nun müsse man noch „von der Studienreform zur Studienqualität“ gelangen, lautete 2012 das Resümee des Wissenschaftsrates nach über einem Jahrzehnt Bologna-Reform in Deutschland. Diese Einschätzung war insofern bemerkenswert, als in der Rhetorik des Bologna-Prozesses Studienreform und Studienqualität nahezu als Synonyme verstanden wurden. Vergleichbares lässt sich aber auch für andere Hochschulreformerfahrungen der letzten zwei Jahrzehnte feststellen.

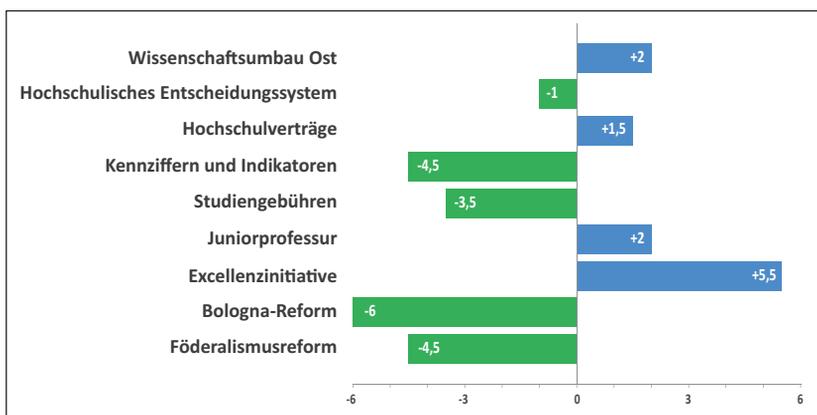
Untersucht wurden neun Hochschulreformen der 1990er und 2000er Jahre auf ihre Reformqualitäten hin: der ostdeutsche Wissenschaftsumbau, die Neugestaltung des hochschulischen Entscheidungssystems, die Einführung (und Abschaffung) von Studiengebühren, die Etablierung von Kennziffern und Indikatoren als Steuerungsinstrumente, die Juniorprofessur als neuer Weg der wissenschaftlichen Qualifikation, das Kontraktmanagement qua Hochschulverträgen, die Exzellenzinitiative und die Föderalismusreform.

Erreichten sie ihre proklamierten Ziele oder ggf. andere? Gab es hinreichende Ziel-Mittel-Zusammenhänge? Führten defizitäre Zielerreichungen zu Reformanpassungen? Wie wurden Reformergebnisse geprüft? Kurz: Wie stand es um die Qualität der Hochschulreformen?

Im Ergebnis wird, um ein Gesamtbild dieses zurückliegenden Reformgeschehens zu gewinnen, eine vergleichende Bewertung der neun Reformen unternommen. Dies geschieht unabhängig von Wünschbarkeiten. Stattdessen liegen der vergleichenden Bewertung Einschätzungen des realisierten Reformpotenzials zur Lösung der jeweils zuvor definierten Probleme zugrunde. Die Bewertungen werden also reformimmanent vorgenommen. Dazu finden vier Kriterien Anwendung: (1) die Problemadäquatheit der Reformziele und -umsetzung, also das Verhältnis von Problem und Problemlösung, (2) die Ausfinanzierung der reformbedingten Mehrkosten, (3) das Kosten-Nutzen-Verhältnis der Reform sowie (4) die Reformziele, differenziert anhand der drei Teilkriterien Zielerrei-

chungschancen, Zielkonstanz und Zielerreichungsgrad. Auf einer vierstufigen Bewertungsskala werden den analysierten Reformen Punktwerte für die herangezogenen Kriterien zugewiesen – womit zugleich an die Rezeptionsgewohnheiten im „Zeitalter der Kalkulation“ (Steven Muller) angeschlossen wird. Vier der neun analysierten Reformen landeten danach im positiven Bereich, fünf Reformen im negativen.

Übersicht 15: Reformimmanente Gesamtbewertungen der Hochschulreformergebnisse



Jenseits dieser Punktbewertung führt die vergleichende Betrachtung auch zu den zentralen Risikofaktoren für den Erfolg von Hochschulreformen. Sie finden sich sowohl in den Reformprogrammierungen als auch den Reformimplementationen. Als wiederkehrende Programmierungsschwächen erweisen sich drei:

- Unterfinanzierung – insbesondere die Nichterstattung reformbedingter Mehrkosten, und eine daraus folgende Qualitätsorientierung als schlichte Ausweichreaktion auf Kostendruck („Qualität statt Kosten!“) – produziert Akzeptanzprobleme für Reformmaßnahmen.
- Übermäßig viele Interessenkollisionen, die Reformmaßnahmen mit sich bringen, entstehen durch Situationsferne und Ignoranz gegenüber der akademischen Leistungstypik.
- Wird nicht berücksichtigt, dass Bildung und Forschung vom Grundsatz her nichtfinalisierbare Prozesse sind und ein prinzipielles Handeln in einer Situation der Ungewissheit darstellen, dann kann nicht bedacht werden, dass Hochschulreformziele immer lediglich pragmatische Zwischenschritte formulieren können.

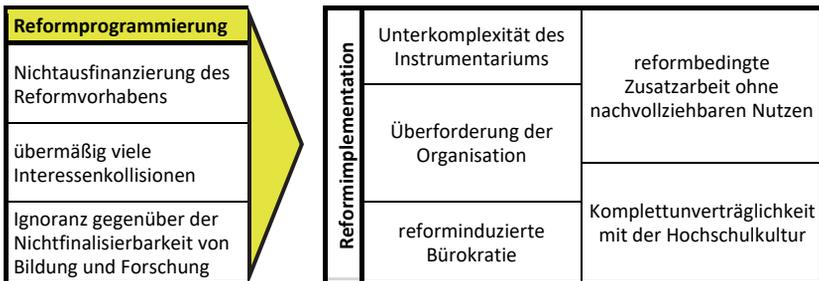
Auch die Reformimplementationen offenbaren regelmäßig wiederkehrende Schwächen:

- Hemmend wirkt die Unterkomplexität des Reform-Instrumentariums, wenn ein einziges oder einige wenige Reforminstrumente gewählt werden, von

dem bzw. denen dann die Lösung sämtlicher Fragen erwartet wird, obgleich jedes Instrument nur über einen begrenzten Wirkungsgrad verfügt.

- Eine Überforderung der Organisation ergibt sich dann, wenn für Forschung, Lehre und Administration parallel bzw. überlappend zahlreiche jeweils neue Verfahren eingeführt werden: Es entsteht ein „Overkill durch Parallelaktionen“ (Ada Pellert).
- Reformbedingte Zusatzarbeit ohne hinreichend nachvollziehbaren Nutzen in Gestalt von Aufwandsminderung an anderer Stelle erzeugt Widerstände. Insbesondere Doppel- oder Dreifach-Aufbereitungen immer gleicher Daten für immer wieder andere Verwendungen wirken motivationstötend.
- Die Entstehung reforminduzierter Bürokratie: Die Reformmaßnahmen haben typischerweise einen ausgeprägten Dokumentationsaspekt, da nur so Status-quo-ante- und Soll-Abweichungen nachvollziehbar werden. Zu diesem Zweck aufzubauende bzw. neu auszurichtende Verwaltungseinheiten können sinnvoll sein, um die Wissenschaftler/innen zu entlasten. Sie können aber auch zu einem bürokratischen Apparat werden. Für die eigentlichen Reformziele steht dann weniger Zeit zur Verfügung.
- Maßnahmen, die infolge ihrer Komplettunverträglichkeit mit der Hochschulkultur keine Akzeptanz zu erlangen vermögen, provozieren nahezu zwangsläufig obstruktives Handeln – und zu dessen Entfaltung wiederum ist kaum eine Berufsgruppe talentierter als die der Wissenschaftler/innen.

Übersicht 16: Risikofaktoren von Hochschulreformen



Bei all dem wird man gleichwohl einen realistischen Blick bewahren müssen. Einerseits besteht bei Nichteinbeziehung derjenigen, auf deren Mitarbeit jede Hochschulreform angewiesen ist, die Gefahr der Ausbildung zielignoranten Verhaltens. Andererseits verfügt das Hochschulpersonal über Obstruktionsmöglichkeiten, die potenziell umso größer sind, je mehr es einbezogen wird. Dieses Dilemma lässt sich nicht eliminieren, nur prozessieren.

Entsprechend ist eine realistische Einschätzung nötig, welches Unterstützerpotenzial für Hochschulreformen generell zu gewinnen ist. Institutionelle Autonomie und individuelle Wissenschaftsfreiheit – beides hohe Güter – bewirken, dass man sich hier wird bescheiden müssen. Am Ende entsteht flächendeckende Akzeptanz von Veränderungen im Wissenschaftsbetrieb immer erst dann,

wenn sie kulturell verankert sind. Daher stellt sich die Akzeptanz im allgemeinen über einen Wechsel der akademischen Generationen ein. Insofern Hochschulreformen auf Innovationen zielen, gilt: Jegliche Innovation ist zunächst das Noch-nicht-Mehrheitsfähige. Sobald sie mehrheitsfähig ist, ist sie Mainstream. Hernach erstarrt dieser zur Orthodoxie, um damit reif zu sein für die Ablösung durch die nächste Innovation.

Für Hochschulreformen heißt das: Kurzfristig sind in den Hochschulen selbst typischerweise nicht *Mehrheiten für* eine Reform zu erobern; vielmehr ist dafür zu sorgen, dass die Hochschulangehörigen *nicht mehrheitlich gegen* die Reform sind. Dabei könnten nachvollziehbare Qualitätsstandards für Hochschulreformen unterstützend wirken. Hierzu müssten die Hochschulreformakteure ihren Fokus verschieben: von qualitätsorientierten Reformen hin zur Qualität solcher Reformen. Sie wären das – wie es im Qualitätsmanagement heißt – Pflichtenheft für Hochschulreformen, also die permanent im Blick zu behaltende Checkliste: Sobald eine Abweichung zu beobachten ist, besteht ein Anpassungserfordernis.



Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack: *Qualitätsstandards für Hochschulreformen. Eine Auswertung der deutschen Hochschulreformqualitäten in den letzten zwei Jahrzehnten*, UniversitätsVerlagWebler, Bielefeld 2014, 224 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/2014_Qualitätsstandards.pdf

Hochschulzeitgeschichte

Handlungsoptionen für einen souveränen Umgang

Daniel Hechler | Peer Pasternack

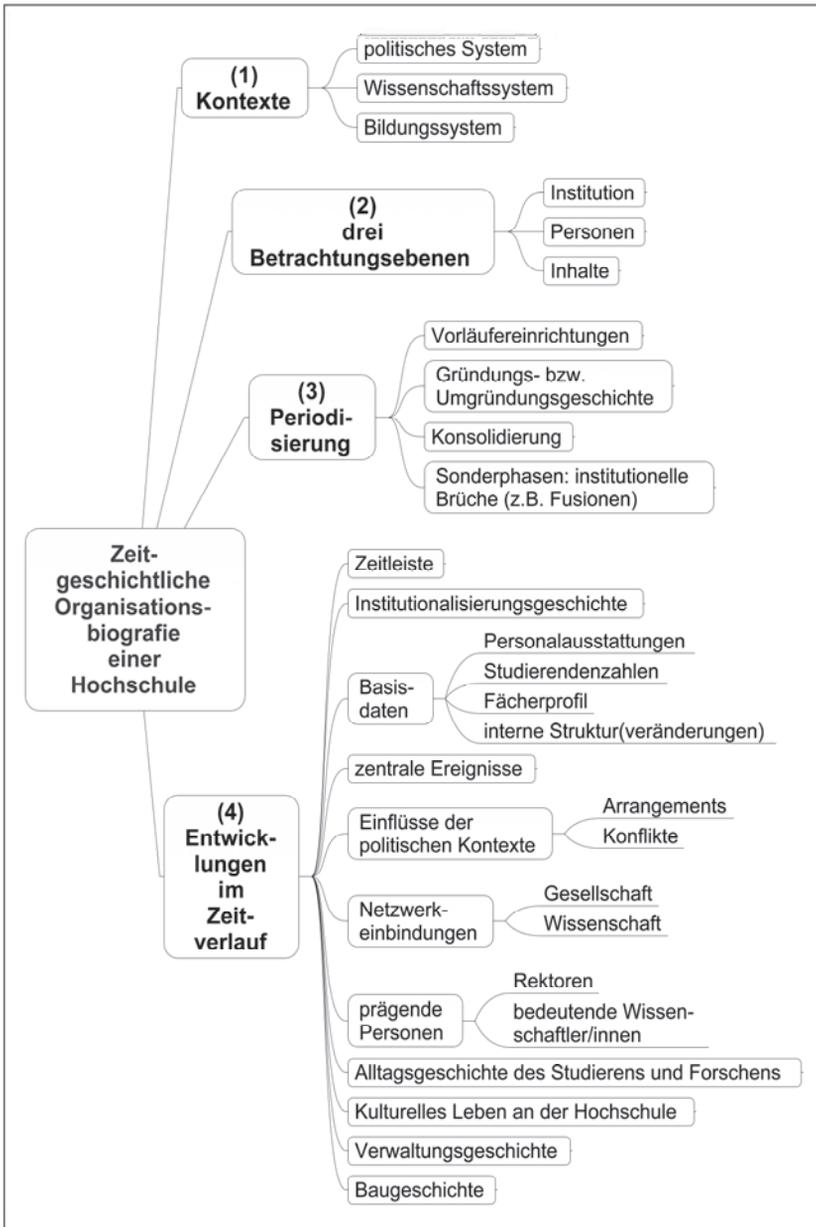
Wird die jeweils eigene Zeitgeschichte skandalisiert, zeigen Hochschulen oftmals nur eine geringe Souveränität, wenn es gilt, angemessen darauf zu reagieren. Was kann unternommen werden, um dem zu entgehen? Dazu wurden Handlungsoptionen entwickelt, die einem realistischen Ansatz folgen: Wie kann unter Berücksichtigung einschränkender Rahmenbedingungen – z.B. Ressourcenproblemen – ein adäquater Umgang mit der hochschulischen Zeitgeschichte gefunden werden?

Zeitgeschichte ist gegenwartsrelevant. Sie liegt erst mehr oder weniger kurz zurück und reicht in ihren Wirkungen in die Gegenwart hinein. Zahlreiche Institutionen haben in jüngerer Zeit eine Aufarbeitung ihrer Zeitgeschichte unternommen oder begonnen: so das Auswärtige Amt, das Bundesamt für Verfassungsschutz, der Bundesnachrichtendienst, das Bundesministerium für Verbraucherschutz, Ernährung und Landwirtschaft oder das Bundesjustiz- und das Bundesfinanzministerium. Dabei ging es regelmäßig um die Aufarbeitung der NS-Geschichte – der eigenen bzw. der jeweiliger Vorgänger – und den Umgang mit dieser NS-Geschichte nach dem Kriegsende.

Die deutschen Hochschulen befassen sich seit den 1960er Jahren verstärkt mit ihrer Zeitgeschichte. Einen bedeutenden Schub erhielt dies durch die deutsche Vereinigung 1990: Seither stehen insbesondere die ostdeutschen Hochschulen unter besonderer Beobachtung hinsichtlich ihres Verhältnisses zur je eigenen DDR-Geschichte. Damit wurde Hochschulgeschichte mehr als die übliche Traditionsmobilisierung, wie sie insbesondere Universitäten mit einer langen Geschichte pflegen.

In jüngerer Zeit waren es auch häufig äußere Anlässe, welche die hochschulische Befassung mit der eigenen Zeitgeschichte angestoßen oder intensiviert haben. Meist handelte es sich dabei um mediale Skandalisierungen zeitgeschichtsbezogener Tatbestände (oder Vermutungen). Deren öffentliches Empörungspotenzial ist häufig recht hoch. Die Souveränität der Hochschulen, darauf zu reagieren, fällt dagegen nicht selten ab. Ob etwa deutsch-deutsche Medikamententests an DDR-Uni-Kliniken vor 1989 oder die NS-Elitenkontinuität im Universitätswesen der Nachkriegszeit thematisiert werden – die Einrichtungen haben regelmäßig Schwierigkeiten, eine angemessene Krisenkommunikation zu betreiben. Der Grund: Das Wissen um die eigene Zeitgeschichte ist in der Regel unsystematisch, lückenhaft und selbst dann, wenn entsprechende Aufarbeitungen längst vorliegen, ungenügend präsent.

Übersicht 17: Zeitgeschichtliche Organisationsbiografie einer Hochschule:
Inhalte



Skandalisierungen mit zeitgeschichtlichen Bezügen zu vermeiden oder ihr Erregungspotenzial niedrig zu halten, gelingt aber nur solchen Hochschulen, die bereits auf Aktivitäten ihrer zeithistorischen Selbstaufklärung verweisen können. Um diese zu strukturieren, werden informierte Zieldefinitionen benötigt. Sie setzen zweierlei voraus:

■ Zunächst sollte ein Überblick über den bisherigen Wissens- und Aktivitätsstand gewonnen werden. Dieser liegt oftmals nicht in systematisierter Form vor. Eine entsprechende Bestandsaufnahme macht einerseits Lücken sichtbar. Andererseits erschließt sie häufig auch weniger bekannte Vorarbeiten. Beides zusammen wiederum ermöglicht einen effektiven Ressourceneinsatz.

■ Zudem sollte eine Einordnung des bereits erreichten Niveaus der Hochschulzeitgeschichtsbearbeitung im Hinblick auf die Stärken und Schwächen erfolgen. Dazu bedarf es einer hinreichenden Kenntnis der hochschulgeschichtlichen Feldes, der dort etablierten Standards und sichtbaren Trends. Diese Kenntnis muss ggf. über externe Beauftragung organisiert werden.

Eine vergleichsweise überschaubare Zieldefinition besteht darin, eine Organisationsbiografie der Hochschule zu erstellen (Übersicht 17).

Geschichtliche Darstellungen von Hochschulen sollten wissenschaftlich informiert, perspektivenreich und ausgewogen, aber auch publikumsorientiert sein. Wie sich diese Ansprüche im konkreten Fall umsetzen lassen, wird insbesondere durch die Quellenlage und den bereits vorhandenen Wissensstand bestimmt. Wichtig erscheinen aber auch inhaltliche Leitlinien, die dafür sorgen, dass die zentralen Gesichtspunkte permanent präsent bleiben. Solche inhaltlichen Leitlinien sollten den Ansprüchen der Wissenschaft und aufklärerischer Selbstreflexion verpflichtet sein. Denkbar erscheinen Leitlinien folgender Art:

1. Grundsätzlich wird die integrierte Behandlung der institutionellen, personellen und kognitiven Aspekte der hochschulzeitgeschichtlichen Entwicklungen angestrebt.
2. Statt auf allein der Imagebildung dienende Konstruktionen – z.B. von institutionellen Aufstiegs geschichten – zielt die Arbeit auf die Dekonstruktion von bestehenden Kontinuitäts- wie Diskontinuitätsfiktionen.
3. Die Hochschulzeitgeschichte wird dort, wo Fusionen stattgefunden haben, grundsätzlich unter Einbeziehung aller Quellen- bzw. Zuflusseinrichtungen aufgearbeitet.
4. Vermieden werden institutionelle Selbstviktimsierung und Selbsttheroisierung.



Übersicht 18: Instrumente der zeitgeschichtlichen Selbstaufklärung von Hochschulen, gegliedert nach Kostenaufwand

kostenneutral bzw. keine direkten Kosten	<ul style="list-style-type: none"> • Mobilisierung vorhandener Expertise zur Hochschulgeschichte • Bildung Hochschulgeschichtskommission • regelhafte Verpflichtung zur Präsentation von Zwischenergebnissen • Einbindung der Studierendenvertretung • Einbindung ehemaliger Hochschulangehöriger • Anlaufstelle für studentische und außerhochschulische Interessenten • Artikelserien in Hochschulzeitschrift • Themenhefte der Hochschulzeitschrift • Online-Thesepapiere mit Kommentarfunktion 	<ul style="list-style-type: none"> • Prüfung der Listen der Ehrendoktoren, Ehrensenatoren und Ehrenbürger • Auslobung eines Preises mit dem Namen einer zeitgeschichtlich bedeutenden Persönlichkeit • individuelle Rehabilitierungen von Opfern repressiver Strukturen • Ringvorlesungen • Benennungen von Gebäuden oder Hörsälen nach Personen oder Ereignissen • Lehrforschungsprojekt • Auslobung eines Studierendenwettbewerbs zur Hochschulzeitgeschichte • Vergabe von Themen für Studienabschlussarbeiten
überschaubare Kosten	<ul style="list-style-type: none"> • Bildung eines Beirats • mediale Mehrfachnutzungen einmal erarbeiteter Inhalte • Unterstützungsangebote für Institute/Fachbereiche, die ihre Geschichte schreiben möchten • prägnante Hochschulgeschichtsdarstellung in Broschürenform, die allen Neuimmatrikulierten überreicht wird • moderierter Blog zur Hochschulzeitgeschichte • ‚Erfindung‘ von Jubiläen (Aufwertung ‚halbrunder‘ Jahrestage) 	<ul style="list-style-type: none"> • verstetigtes Veranstaltungswesen • Begehen ‚kleinerer‘ Jubiläen, etwa solche von Gebäuden • Gedenktafeln: Ereignisse, Personen • Beschriftung aller nach Personen benannten Raumelemente • Beschriftung der Campuskunst: Kunst am Bau, im Freiraum und in den Gebäuden • Unterstützungen für Studiengänge, die im Rahmen der Wahlpflichtbereiche oder Schlüsselqualifikationsmodule disziplingeschichtliche Angebote unterbreiten möchten
kostenintensiv	<ul style="list-style-type: none"> • Forschungsprojekt zur Erarbeitung einer systematischen Hochschulgeschichte • Beauftragung externer Historiker • Graduiertenkolleg zur Hochschulzeitgeschichte oder Promotionsstellen • monografische Gesamtdarstellung der Hochschul(zeit)geschichte • Sammelband zur Hochschulgeschichte • Zeitzeugeninterview-Bände • Dokumentation der Hochschulbauten und Campus-Kunst 	<ul style="list-style-type: none"> • Schriftenreihe für Zwischenergebnisse der Erforschung bzw. Detailstudien • CDs oder DVDs, z.B. für Audio- oder Videodokumentationen • Online-Portal zur Hochschulgeschichte • Online-Professorenkatalog • Digitalisierung wichtiger Quellen • Kalender hochschulzeitgeschichtlich bedeutsamer Daten bzw. Jahrestage-Datenbank • Ausstellungen • Ausstellungskataloge

5. Perspektivenvielfalt wird zugelassen und gesichert: Die Hochschulzeitgeschichte wird ebenso als Herrschaftsgeschichte, als Geschichte von Widerstand, Opposition und Renitenz, wie auch als Alltagsgeschichte aufgearbei-

tet. Forschungen und Darstellungen beziehen sich sowohl auf wissenschaftliche Höhepunkte als auch auf den Normalbetrieb. Sie thematisieren die Entwicklungen immer in der Doppelperspektive auf Leitungs- und Arbeitsebene. Neben der Binnen- wird auch die Außensicht auf die Hochschule einbezogen. Es werden gleichermaßen retardierende, konservierende und innovierende Entwicklungen verhandelt.

6. Ausgangspunkte sind die Bestandsaufnahme und Problematisierung des vorhandenen Wissens sowie existierender Formen der Erinnerungs- und Gedenkkultur. Die weitere Reflexion baut darauf auf.
7. Deutungskonflikte werden zum einen dokumentiert. Zum anderen werden Möglichkeiten geschaffen, sie breit zu diskutieren.
8. Die Etablierung einer differenzierten Gedenk- und Erinnerungskultur wird als Teil der Geschichtsbearbeitung betrachtet. Sie zielt ebenso auf eine Verankerung der Forschungsergebnisse im institutionellen Gedächtnis wie auf eine kritische Auseinandersetzung mit diesen.

Die einsetzbaren Instrumente sind vielfältig, und ihre Anwendbarkeit ist von gegebenen lokalen Umständen abhängig. Um eine möglichst starke Wirkung der Anstrengungen erreichen zu können, ist es hilfreich, sich die potenziell zur Verfügung stehenden Instrumente permanent präsent zu halten und fortlaufend auf ihre Einsetzbarkeit zu prüfen. Dabei gibt es auch eine Reihe von Instrumenten, mit denen sich die Hochschulzeitgeschichte kostenneutral oder mit überschaubarem finanziellen Aufwand aufarbeiten lässt. (Übersicht 18)

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack/Daniel Hechler: *Hochschulzeitgeschichte. Handlungsoptionen für einen souveränen Umgang*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2013, 98 S.; auch unter <http://www.hof.uni-halle.de/journal/texte/Handreichungen/HoF-Handreichungen1.pdf>

II.

Jenseits der Hochschulen: Bildungsgeschichtliches

Zunächst mal entakademisiert

Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1817

Jens Hüttmann | Peer Pasternack

Seit dem Ende des 16. Jahrhundert lassen sich in Wittenberg zwei Linien wissenschaftlicher und wissenschaftsnaher Aktivitäten unterscheiden: die reformationsbezogenen und die nicht auf die Reformation bezogenen. Wittenberg hatte sein städtisches Leben gleichermaßen als Erbe-Verwalter des großen Höhepunkt seiner Geschichte wie als ‚ganz normale‘ Stadt mit jeweils aktuellen und in die Zukunft gerichteten Interessen zu gestalten. Diese Doppelgleichseitigkeit schlug sich unter anderem auch in wissenschaftsbezogenen Aktivitäten nieder.

1815 war dem preußischen König infolge der Territorialbereinigungen des Wiener Kongresses das zuvor sächsische Wittenberg zugefallen. Daraufhin hob dieser 1817 neben anderen die Wittenberger Universität Leucorea faktisch auf – administrativ vollzogen als Vereinigung mit der Friedrichs-Universität zu Halle/Saale. Es sollte 177 Jahre dauern, bis wieder universitäres Leben in die Stadt zurückkehrte.

Gerade an Orten, denen die traditionellen Agenturen der Wissenserzeugung, -speicherung und -vermittlung abhanden gekommen sind, lässt sich mehrererlei ergründen: Welche neuen Formen der Institutionalisierung wurden mit welchen Wirkungen durch die Großtrends der Verallgemeinerung von Rationalisierung und Verwissenschaftlichung des gesellschaftlichen Lebens im 19. und 20. Jahrhundert erzeugt? In welcher Weise partizipierten periphere Orte – im Unterschied zu den Metropolen – an der rasanten, vor allem industrialisierungsbedingten Verbreiterung von Qualifikationserfordernissen und Bildungsbedürfnissen? Hatten die deutschen Provinzen eine Chance, im Zuge von Industrialisierung, Bevölkerungsverschiebungen sowie Neuordnungen des Staats- und Verwaltungsaufbaus nach dem Wiener Kongress 1815 und nach der deutschen Reichseinigung 1871 zu geistigen Selbstversorgern zu werden – wenigstens in Teilen? Oder ließen die magnetisch wirkenden Absorptionskräfte der Zentren nichts übrig für die peripher gelegenen Orte? Wie stand es um den geistigen Selbstbehauptungswillen der Provinz?

Der Verlust der Universität im Jahre 1817 hatte vielfältige Auswirkungen auf Wittenberg – bis hin zu dem Umstand, dass der städtische Singschor einging, „da die Studenten, die bisher die Männerstimmen gestellt hatten, fehlten“. Doch auch im übrigen hatte die zerschossene, durch den Krieg und die napoleonische Besetzung verarmte Stadt zunächst nicht mehr viel zu bieten: Sie lebte nach 1815 nur noch von Handwerk und Gewerbe, vor allem von Brauerei, Tuchmacherei und Leinweberei, daneben auch vom Handel mit Getreide und Flachs aus der ländlichen Umgebung. Sie beherbergte eine preußische Kreisver-

waltung und eine starke Garnison. Erst später kam es zu verkehrstechnischen und industriellen Entwicklungen, die der Stadt auch neue Perspektiven eröffneten.

Eine genaue Betrachtung lässt jedoch eine durchaus beträchtliche Fülle an wissenschaftlichen und wissenschaftsnahen Betätigungen auch ohne Universität entdecken. Teils waren diese durch Institutionen verstetigt, teils vollzogen sie sich als – z.B. jubiläumsbedingte – Einzelaktivitäten. Wird diese Fülle einer Betrachtung hinsichtlich ihrer Aktivitätsmodi unterzogen, so lässt sich festhalten:

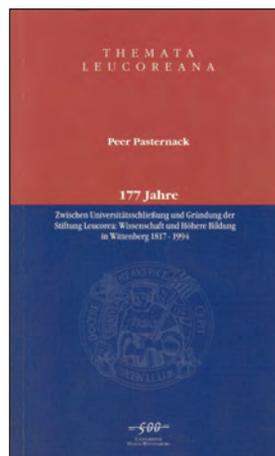
(1) *Forschung* fand sich im nachuniversitären Wittenberg in zweierlei Grundformen: Auch ohne den Universitätshintergrund vor Ort gab es die professionalisierte Suche nach historischer Erkenntnis sowie nach naturwissenschaftlichem System-, technischem Produkt- und technologischem Verfahrenswissen.

Die archivische Funktion Wittenbergs wie die Funktion eines Ortes auch eigenständiger reformationsgeschichtlicher Forschung hatte 1883 eine beträchtliche Stärkung erfahren: Die zum 400. Geburtstag Luthers gegründete „Lutherhalle“ – heute „Lutherhaus“ – zielte zunächst vornehmlich auf eine museale Einrichtung, ging dann aber einher mit dem Aufbau einer eigenen Spezialbibliothek und -sammlung, was die Voraussetzungen schuf, sie auch zu einer wissenschaftlichen Arbeitsstelle auszubauen. Daneben bestand mit den Universitätssammlungen, die zum Teil in der Stadt verblieben waren, sowie dem Stadtarchiv und dem Stadtkirchenarchiv eine reformationshistorische Infrastruktur, die für die Forschung bedeutsam wurde.

Eine gänzlich andere Art der Forschung wurde in Wittenberg dadurch etabliert, dass sich das – alsbald eingemeindete – Piesteritz seit Ende des 19. Jahrhunderts nicht nur zu einem aufstrebenden Wirtschafts-, sondern in der Folge auch zu einem bedeutenden *Industrieforschungsstandort* entwickelte. Vor allem das Stickstoffwerk Piesteritz (gegr. 1915) und die Gummiwerke Elbe (gegr. 1898) investierten in eigene Forschungsabteilungen.

(2) Das Vorkommen *Höherer Bildung* war in Wittenberg sehr durchwachsen. Seit 1817 arbeitet das Evangelische Predigerseminar in der Postgraduiertenausbildung – eine königliche Ausgleichsgabe für die abgezogene Universität. Im weiteren gab es wissenschaftsbasierte Bildungsaktivitäten in Gestalt eines Hebammenlehrinstituts (1837-1904), und 1914 wurde am evangelischen Krankenhaus Paul-Gerhardt-Stift eine Krankenpflegeschule gegründet.

(3) *Wissenschaftspopularisierung* wurde durch Museen und Ausstellungen betrieben und hatte auch durch die stadt- bzw. regionalhistorische sowie naturkundliche Freizeitforschung ein Standbein. Bereits 1856 war ein erster „Witten-



berger Verein für Heimatkunde des Kurkreises“ ins Leben gerufen worden. Er ging zwar bereits nach einigen Jahren wieder ein, wurde aber 1910 als „Verein für Heimatkunde und Heimatschutz zu Wittenberg“ neugegründet. 1911 begann er mit heimatgeschichtlicher Ausstellungstätigkeit, die dann in die Gründung eines Heimatmuseums mündete. Ebenfalls wissenschaftspopularisierend arbeitete das Kirchliche Forschungsheimes, das sich im Laufe seiner Existenz (1927–2004) vom naturwissenschaftlich-theologischen Gespräch zur Wissenschaftskritik vorarbeitete.

(4) Als Wittenberger Besonderheit erweist sich das Ausmaß des organisierten *Gedenkens*. Fest etablieren konnten sich die Reformationsfeierlichkeiten als Bestandteil bürgerlicher Festkultur. Insbesondere das 19. Jahrhundert mit seinem wachsenden historischen Interesse, aber auch der Instrumentalisierung des „deutschen Luther“ durch das Kaiserreich brachte eine Vermehrung der Jubiläen, die sich im 20. Jahrhundert fortsetzte. Diese zahlreichen Jubiläen beschernten der Stadt entsprechende Feierlichkeiten, Ausstellungen und Tagungen.

So boten die Jahre 1830, 1839 und 1856 Reformationsfeiern. 1848 fand in Wittenberg der erste deutsche Kirchentag statt. Dieser blieb vor allem durch die Rede Johann Heinrich Wicherns haften – sie führte zur Gründung des Deutschen Zentralausschusses der Inneren Mission und gilt daher als Gründungsdatum der Diakonie. In der Folge sollten in Wittenberg 1898, 1923 und dann auch später Jubiläumsfeiern stattfinden, die den Ausgangspunkt der diakonischen Bewegung vergegenwärtigten.

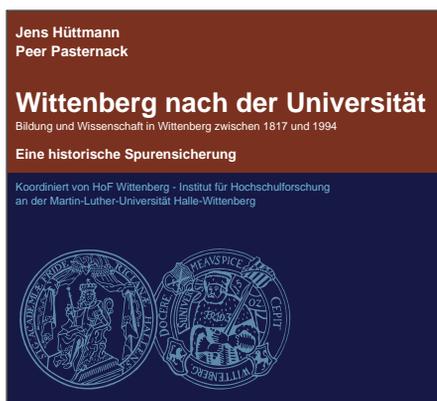
Im engeren Sinne reformationserinnernd ging es 1858 weiter, als das Gedächtnis an Bugenhagen belebt wurde, 1860 das an Melanchthon, 1872 Cranach. Vierhundertste Geburtstage wurden 1883 (Luther), 1885 (Bugenhagen) und 1897 (Melanchthon) aufwendig gefeiert. 1910 folgte ein nächstes Melanchthonjubiläum. 1920 wurde anlässlich des 400. Jahrestags die Verbrennung der Bannandrohungsbulle erinnert, 1921 der Reichstag zu Worms, 1922 die Rückkehr Luthers von der Wartburg und seine Invokativpredigten. 1925 konnte des Todes Friedrichs des Weisen und der Eheschließung Luthers gedacht werden; der Hochzeitstag Luthers wird seither als Katharinentag bezeichnet. Ebenso war das Jubiläum von Luthers 1526 veröffentlichter „Deutschen Messe“ Anlass, sie zum Reformationstag 1926 zu feiern und Wittenberg damit auch einen Platz in der liturgischen Erneuerungsbewegung des 20. Jahrhunderts zu verschaffen.

Das nächste große Jubiläum folgte 1933 – mit problematischen Implikationen: Das Zusammenfallen von Luthers 450. Geburtstag und nationalsozialistischer Machtübernahme 1933 wurde von vielen evangelischen Zeitgenossen als Fügung empfunden. Fünf Jahre später, am 10. November 1938, beging Wittenberg Luthers Geburtstag. Parallel stürmten und verwüsteten SA- und SS-Angehörige die jüdischen Geschäfte in der Stadt. Das Kriegsende sollten von ursprünglich etwa 70 jüdischen Bürgern nur vier in Wittenberg erleben.

(4) Schließlich entfaltete die *Wittenberger Universität*, die immerhin über dreihundert Jahre bestanden hatte, ein *Nachleben*. Zu vielfältig waren ihre Hinterlassenschaften – Schriften, Sammlungen, Gebäude, Personal, Erinnerungen, Symbole usw. –, als dass diese umstandslos hätten zu den Akten gelegt werden

können. Dieses Nachleben bestand aus drei Elementen. Zunächst ging es um ganz praktische Vorgänge wie die Aufteilung der universitären Bibliotheks- und Archibestände und die Bewirtschaftung des universitären Grundbesitzes. Daneben gab es einige politisch initiierte Ausgleichsaktivitäten, die der Stadt Wittenberg den Abschied von der akademischen Bedeutsamkeit erleichtern sollten. Schließlich sind hier die Gedächtnisfeiern zu runden Jahrestagen der Vereinigung von Wittenberger und Hallescher Universität bzw. der Wittenberger Gründung von 1502 zu nennen.

Überblickt man dies insgesamt, lässt sich sagen: Zwar hatte es nach 1817 in Wittenberg kein akademisches Leben im engeren Sinne gegeben, sehr wohl hingegen fanden Wissenschaft und wissenschaftsnahe Aktivitäten in beachtenswertem Umfang statt. Wittenberg hatte mit der Universität zweifelsohne etwas Gewichtiges verloren, doch alsbald hat die Stadt aus sich heraus auch wieder Eigenes entwickelt und Kräfte aus anderen Quellen geschöpft. Dabei kamen ganz unterschiedliche Gründe zum tragen.



Teils waren es praktische Gründe, bspw. solche der technologisch-industriellen Innovation, teils strukturpolitische Gründe, die zur Ansiedlung nichtuniversitärer Forschungs- und Bildungseinrichtungen führten. Kulturelle Motive bildungsbürgerlicher Distinktionsbedürfnisse spielten eine Rolle, vor allem aber auch reformationshistorische Gründe, die sich etwa im Vorhandensein überregional bedeutender Archive unabweisbar materialisierten.

Schließlich war es die zunehmende Verwissenschaftlichung zahlreicher gesellschaftlicher Bereiche, die sich niederschlug in sozial verbreiteten Bildungsbedürfnissen, verstärkten Notwendigkeiten der Wissenschaftspopularisierung und einer Auswietung von Freizeitforschungsaktivitäten.

Insofern werden in der Entwicklung der Stadt auch allgemeine Modernisierungsentwicklungen erkennbar. So lagen bspw. nur 100 Jahre zwischen dem Zeitpunkt, zu dem die traditional organisierte Universität und der an ihr das „höchste Lehramt“ ausfüllende Professor das Leitbild des erkenntnissuchenden Akademikers bestimmte, und dem Zeitpunkt, zu dem das Bild des Forschers nun vom Chemiker und Verfahrenstechniker in den anwendungsorientierten Forschungsabteilungen der Piesteritzer Chemiewerke geprägt wurde. Hier haben wir einen sinnfälligen, an einem Ort verdichteten Ausdruck eines grundstürzenden Kulturwandels, der sich in bis dahin ungekannter Geschwindigkeit vollzog: Er veranschaulicht die Modernisierungswirkungen der Industrialisierung für den Bereich der Wissenschaft.

Der eigentliche historische Standortvorteil Wittenbergs indes scheint mehr von außen und als Reaktion auf entsprechendes externes Interesse denn von innen immer wieder aktualisiert worden zu sein. Wittenberg war mit dem Verlust der Universität etwas abhanden gekommen, das sich ohne den unmittelbaren akademischen Hintergrund nur noch sehr mühsam und im Laufe der Jahrzehnte immer weniger reproduzieren ließ: die Bedingungen für die Erhaltung und insbesondere intergenerationelle Aufrechterhaltung eines starken intellektuellen Milieus.

Daher wurde Wittenberg ein Referenzort, auf den man sich andernwärts bezog, den man nutzte, um Bedürfnisse nach Authentizität zu befriedigen, von dem selbst aber authentische Impulse nach außen oder innen nur in geringem Maße ausgingen. Als zwar Provinz-, aber auch Industriestadt konnte sich Wittenberg den auch wissenschaftsbezogenen Wirkungen der Modernisierung nicht entziehen. Doch die durchaus zahlreichen Einzelaktivitäten verdichteten sich nicht zu einer übergreifenden Milieuprägung.

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack: *177 Jahre. Zwischen Universitätsschließung und Gründung der Stiftung Leucorea: Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1817–1994*, Stiftung Leucorea, Wittenberg 2002, 122 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/wb-nach-der-uni/download/177_jahre.pdf

☞ Jens Hüttmann/Peer Pasternack (Hg.): *Wittenberg nach der Universität. Eine historische Spurensicherung, Wittenberg 2003*, URL <http://www.hof.uni-halle.de/wb-nach-der-uni/index.html>

Ambivalenzen der frühen Reformpädagogik

Julius Lohmann (1869–1919) und das Landerziehungsheim Schondorf am Ammersee

Claudius Gellert

Julius Lohmann, heute nur noch Eingeweihten bekannt, hatte evangelische Theologie in Erlangen und Berlin studiert, war dann Vikar in Augsburg und ab 1894 Pfarrer in Schwabing. Er baute das Landerziehungsheim Schondorf auf, erbrachte damit einerseits eine überragende Leistung und scheiterte andererseits letztlich grandios. Der Fall ist durchaus exemplarisch zu nehmen für die reformpädagogisch inspirierten Landerziehungsheime vor dem und während des 1. Weltkrieges.

Lohmann empfand während seiner sechsjährigen Pfarrerszeit eine immer stärkere Berufung als Erzieher, ließ sich daher im Jahr 1900 vom Pfarramt beurlauben und wurde in München Religionslehrer. Dort wiederum war er von den Zuständen, mit denen die Jugendlichen zu kämpfen hatten, erschüttert: „die Einflüsse der großstädtischen Umgebung und des jeweiligen Familienlebens erwiesen sich stärker als die des Erziehers und ließen uns mit unserer pädagogischen Führung nicht durchkommen“, notierte er 1909. Die an dem staatlichen Gymnasium und seinem Umfeld gesammelten Erfahrungen waren dann Anlass und Vorbereitung für die Gründung eines Landerziehungsheimes in Schondorf am Ammersee. Hinzu traten allerdings auch fortwährende Auseinandersetzungen mit Behörden und Vorgesetzten, Zweifel an der orthodoxen Kirchenlehre und ein gewisser Unwille, sich im Unterricht an den vorgeschriebenen Lehrplan zu halten.

1904/1905 quittierte er auch diesen Dienst, nun mit der Absicht, ein Internat nach englischem Vorbild aufzubauen und anknüpfend an die reformpädagogischen Konzepte von Hermann Lietz. Ihm stand er auch in seinen politischen Ansichten nahe, was sich in martialischer Terminologie Ausdruck verschaffte: „Der Staatsdienst in den gewohnten Bahnen hat etwas unendlich verweichlichendes. [...] Wenn du das haben willst, dann stell dich nicht an die Spitze einer jugendlichen Schar, die in den Kampf geführt werden will! ...“

Pädagogisch folgte den Hauptlinien von Lietz, „der unbedingte Primat der Erziehung vor dem Unterricht und der Bildung vor Stoffvermittlung und Berechtigungsverleih, sowie der genossenschaftlichen und kameradschaftlichen Zusammenarbeit“ (Walter Tröger). Einen Unterschied zwischen beiden gab es dann aber gleichwohl: Lietz wollte „einen Adel deutscher Jugend als zukünftige bessere Führer der Nation heranbilden“, während Lohmann danach strebte, die „ihn tief bewegende Not der Jugend“ zu lindern, sie mit einem „kräftigen Selbstschutz von innen heraus“ zu wappnen, sie in die Lage versetzen, später ihre „Lebenslage zu beherrschen“ (Johanna Preetorius).

In allen praktischen, organisatorischen und finanziellen Angelegenheiten erwies sich Lohmann als ungeheuer geschickt, in finanzieller Hinsicht als wahres Genie. Sein Landerziehungsheim war von der Bezirksregierung als „private Mittelschule“ ohne Zeugnisberechtigung genehmigt worden, so dass Schüler, die einen Abschluss anstreben, als Externe die Prüfungen ablegen mussten. Was die Belegungszahlen betrifft, so war das 1905 eröffnete Heim von Anfang an sehr erfolgreich.

Übersicht 19: Julius Lohmann als Unterrichtender



Quelle: Archiv Stiftung Landheim Schondorf am Ammersee

Vieles von dem, was dann späteren Landheimgenerationen vertraut war, entstand bereits unter Lohmann, zum Beispiel die Landheimfeste wie Fasching oder die Nikolausfeier, bei der Lehrer und Schüler durch den Kakao gezogen wurden, oder die Einrichtung der „Mentoren“ für die auch schon damals so genannten „Frösche“ oder die „Schülermitverantwortung“, auch wenn sie damals noch anders hieß.

Zugleich ergaben sich auch Konflikte um die erzieherischen Leitideen des Schuldirektors. Sie waren letztlich darin begründet, dass seine systemlos-anarchische Pädagogik unverwechselbar in seiner Persönlichkeitsstruktur wurzelte, die sich als „schwieriger Charakter“ umschreiben lässt, und dass die realisierte Pädago-

gik mit seiner Person als Leiter stand oder fiel. Lohmann hatte seinen didaktischen Ansatz und alles Spontan-Intuitive darin nicht aus einer analysierenden Reflexion heraus entwickelt. In einem undatierten Papier fasste er dennoch die Grundzüge seiner Pädagogik zusammen, um prospektiven Eltern eine Orientierung an die Hand geben zu können, was ihre Kinder zu erwarten hätten (Übersicht 20).

Übersicht 20: Allgemeine Grundsätze der Lohmannschen Pädagogik (Auszüge)

„... dient uns in allen Stücken als Vorlage die Familie, welche wir, soweit irgend möglich, dem Kinde ersetzen möchten“.

Für die Anleitung „ist uns in erster Linie die spezielle Eigenart des Kindes maßgebend, welche nirgends durch Beeinflussung oder gar durch Zwangsmittel gehemmt oder vernichtet werden, sondern nur in die nötigen Schranken gewiesen und zu selbständiger Entfaltung gebracht werden soll“

„Wir treffen ... alle unsere Anordnungen nicht nach einem bestimmten System, das vorher in Paragraphen zerlegt fertig vorliegt und dem die kindlichen Individualitäten schonungslos geopfert werden“.

„Weil nach meinen bisherigen Erfahrungen im Unterricht kein Kind länger als eine halbe Stunde sich intensiv mit ein und demselben Gegenstande beschäftigen kann, halten wir die Durchführung des Halbstundensystems für diese Abwechslung als entsprechend und gönnen unseren Kleinen nach jeder halben Stunde eine Erholungspause.“

„Das methodische Prinzip ... soll in allen Fächern heißen: von der Anschauung zum Begriff – und: selbsttätige Mitarbeit der Schüler. Alles, was ... in den Realien aus der ungezwungenen Naturbeobachtung gewonnen werden kann, wird den Kindern auf dem Spaziergange oder während des Aufenthaltes im Ferien gezeigt und hierauf im Unterrichte besprochen. Die Kinder werden dringend angehalten, durch eigenes Fragen das Freie gezeigt und hierauf im Unterrichte besprochen. Die Kinder werden dringend angehalten, durch eigenes Fragen das ihnen Unverständliche sich erklären zu lassen und wird hierbei jede Äußerung, die zur Sache gehört, von dem Lehrer und den Mitschülern gewürdigt und ernst genommen. [...] soll und darf der ganze Unterricht nur eine Anleitung zum selbständigen Arbeiten der Kinder sein ...“

„Bei jeder körperlichen und geistigen Beschäftigung ist es unser Bestreben, alle Sinnlosigkeiten zu vermeiden, jede Arbeit muss dagegen Zweck und Nutzen haben. Hierfür genüge ein Beispiel: Anstelle der eintönigen unnatürlichen Turnübungen tritt leichte Haus- und Gartenarbeit oder für die Knaben militärische Spiele mit kindlicher Bewaffnung und Exerzierreglement. Jedes Kind bekommt, auf Wunsch, sein Gartenbeet, dessen Ertrag in der Küche verwendet wird. Kleine Werkstätten für Buchbinder- und Schreinerarbeiten werden eingerichtet.“

Die Ambivalenzen, die Schondorf dann auch exemplarisch machen für die frühe Landschulheimbewegung in Deutschland, traten mit dem 1. Weltkrieg und vor allem im Angesicht der absehbaren deutschen Niederlage offen zutage. Ein durchaus zeittypischer Patriotismus steigerte sich bei Lohmann in eine Selbstdestruktion, die 1919 mit seinem Tod endete. Dessen Umstände konnten zwar nicht aufgeklärt werden, doch sprechen alle Anzeichen für einen Freitod.

Fritz Linn, seinerzeit Schüler, in der Bundesrepublik dann Leiter des Landerziehungsheims, berichtet von einem Ausbruch Lohmanns im Oktober 1918:

„... regte er sich furchtbar darüber auf, daß dies alles nur deshalb gekommen sei, weil unsere letzte Offensive nicht geglückt sei und die sei es deshalb nicht, weil alles, bis in die kleinsten Einzelheiten, von deutschen Männern verraten worden sei und dann

zum Schluss noch das Friedensangebot usw. Es sei eine Schande, eine Demütigung vor unseren Kindern später. Unsere militärische Lage sei noch nicht derart und zum Schluss rief er: „Wenn das deutsche Volk einen Frieden eingeht, der seine Ehre angreift, dann scheidet mich von ihm und gehe aus Deutschland!“

Bereits zur Jahreswende 1915/16 dokumentierte ein Vortrag Lohmanns seine deutsch-nationale Einstellung. Es ging darin um „das deutsche Wesen“ und dessen Einfluss auf den Krieg. Dieses deutsche Wesen sei zum einen bescheiden: „Es hat keinen Grund sich zu verbergen oder zu schämen und doch blickt es nur scheu durch sein schlichtes Kleid, während sich lateinisches und englisches Wesen frech, russisches dummdreist hervordrängt, um den Erdball zu überfluten.“ Doch werde, so Lohmann weiter, ein „Neues Deutschland als Offenbarung unseres tiefsten Wesens entstehen, ein Siegesglauben“, der ein „Stück Gottes, etwas Heiliges war und ist“ und der am besten als „Kraftbewußtsein“ zu bezeichnen ist. Dabei habe der Krieg „eine verjüngende ... Wirkung, ... neues Leben und neue Kräfte weckend“.

Hier lag eine fast fantastische Verbissenheit vor, die nicht mehr allein durch die allgemeine Kriegsbegeisterung zu Beginn erklärbar ist. Auch damals, im Oktober 1914, hatte Lohmann schon an die im Feld stehenden Ex-Landheimer geschrieben: „Mit jedem Feind, den ihr tötet, rettet ihr einem von uns und Euren Lieben daheim das Leben.“ Und:

„Euch kommt die stolze Aufgabe zu es zu erneuern, zu erlösen von allem, was sich in den 43 Friedensjahren an Ungesundem, Minderwertigem, Hässlichem eingenistet hatte, dass unser Volk gesunde und genesende durch dies Blutbad, genesende bis ins Mark hinein, das doch schon von dem oder jenem was wir ‚Dekadenz‘ nannten, angefault war.“

Die völkische und deutsch-nationale Verbissenheit, in die sich Lohmann verannt hatte, hat wohl letztendlich zu seinem eigenen Untergang beigetragen. Zu groß war der Widerspruch zwischen Wahn und Wirklichkeit, zu sehr muss ihm am Ende die Erkenntnis zugesetzt haben, dass er selbst mit seinen fanatischen Überlegenheits- und Durchhalteparolen mitgeholfen hatte, seine geliebten Schüler einem aberwitzigen Unternehmen zu opfern. Insoweit ist Lohmann schließlich selbst Opfer seiner dogmatischen Gesinnung geworden.

Auch wenn viele Aspekte in seinem Leben von immens widerstreitenden Kräften und massiver Zerrissenheit in seiner Persönlichkeit zeugen, von einer ausgeprägten Sensibilität und Empfindlichkeit z.B. im Verhalten seinen Vorgesetzten gegenüber ebenso wie von großer Herzenswärme im Umgang mit Kindern und Jugendlichen, von tapferem Mut und Tatendrang bei der Durchführung seiner Gründungspläne genauso wie von Weichheit und Zögerlichkeit vor allem im Kollegenkreis, von humanistischen Überzeugungen bei der Entfaltung seiner Pädagogik wie von dumpf-wabernder deutsch-nationaler Ideologie angesichts des Krieges: ‚Am Ende des Tages‘ bleiben doch ganz unbestreitbar Lohmanns überragende Leistungen im Dienste der jungen Menschen bestehen, denen er ein gesichertes und geborgenes Zuhause schaffen wollte.

Vielleicht waren seine erzieherischen Konzepte für lange Zeit zu wenig durchdacht oder geplant, vielleicht bedurfte es erst der zupackenden Souveränität seines Nachfolgers Ernst Reisinger, das noch fragile Schulwerk auf ein wirklich

solides Fundament zu stellen. Aber Julius Lohmann war der Mann, der gegen alle Widerstände und mit geringen eigenen Mitteln, nur mit seiner Empathie für junge Menschen, seinem organisatorischen Enthusiasmus und seiner Begeisterungsfähigkeit das Landerziehungsheim Schondorf am Ammersee entstehen ließ und ihm zu überraschend schneller Blüte verhalf.

Zum Weiterlesen:

☞ Claudius Gellert: *Julius Lohmann (1905–1919)*, in: Rolf Mantler (Hg.), Stiftung Landheim Schondorf am Ammersee: Festschrift zum 100. Jubiläum des Landheims. Bd. 1: Schondorfer Geschichte. Pädagogische Porträts. Julius Lohmann, Ernst Reisinger, Fritz Linn, Georg Reimann, Lipp Verlag, München 2005, S. 35–64.

Bildung nach Plan?

Bildungs- und Beschäftigungssystem in der DDR

Helmut Köhler | Manfred Stock

Untersucht wurde die Bildungs- und Beschäftigungsentwicklung in der DDR im Kontext bildungsökonomischer Steuerungsversuche. Deren Ergebnisse blieben deutlich unter den Erwartungen: Die Vorgaben der Wissenschaft, die Entscheidungen des Planungsapparates und das faktische Handeln der Bildungsbeteiligten wirkten nicht nach dem Modell einer strikt gekoppelten Kausalkette zusammen.

Bis Ende der 1950er Jahre war die Entwicklung des Bildungssystems in der DDR gekennzeichnet durch das Bemühen, einen neuen Schulaufbau mit einer einheitlichen achtjährigen Grundschule durchzusetzen und soziale und regionale Unterschiede der Bildungsbeteiligung zu beseitigen. Die Expansion der Bildungsmöglichkeiten betraf alle Stufen des Bildungssystems bis hin zur Hochschulbildung:

- Einerseits konnte sich diese Expansion auf einen offensichtlichen Mangel an ausgebildeten Fachkräften für den Aufbau der neuen Gesellschaftsordnung berufen, der als unmittelbare Kriegsfolge, durch die Entnazifizierung und durch die massive Abwanderung insbesondere qualifizierter Arbeitskräfte in den Westen entstanden war.
- Andererseits wurden der Abbau sozialer Unterschiede beim Bildungszugang sowie die Bildungsexpansion als Mittel verstanden, um die alten Funktionseliten durch eine „sozialistische Intelligenz“ zu ersetzen, die sich aus der Arbeiterklasse rekrutieren sollte.

Obgleich das Bildungswesen expandierte, gelangten in dieser Zeit viele Arbeitskräfte auch ohne entsprechende formale Bildungstitel auf Leitungspositionen. Ein beträchtlicher Teil von ihnen erwarb Qualifikationen auf dem Wege der Weiterbildung. Insgesamt ging man davon aus, dass die Erhöhung des Bildungsniveaus eine wichtige Voraussetzung für den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft sei.

Die Entwicklung der Planwirtschaft bezog sich zunächst nur sehr vermittelt auf das Bildungswesen. Die Festlegung der Ziele für die Bildungsentwicklung beruhte auf politischen Entscheidungen, die sich nicht auf konkrete Bedarfsgrößen oder konkrete Zielvorgaben für die wirtschaftliche Entwicklung stützten. Maßnahmen zur Arbeitskräfte lenkung blieben auf Teilgebiete und Problemzonen beschränkt. Ein Instrumentarium zur Nachwuchslenkung gab es so gut wie nicht. Bei der Ausbildung von Hoch- und Fachschulabsolventen gab es wechselnde Schwerpunkte für die Festlegung von Zulassungszahlen, wobei die Öffnung des Hochschulzugangs und die Einführung von Fern- und Abendstudien-

formen eine wichtige Rolle spielten. Eine abgestimmte Planung der Entwicklung der einzelnen Teile des Bildungssystems und der Beziehungen zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem gab es nicht.

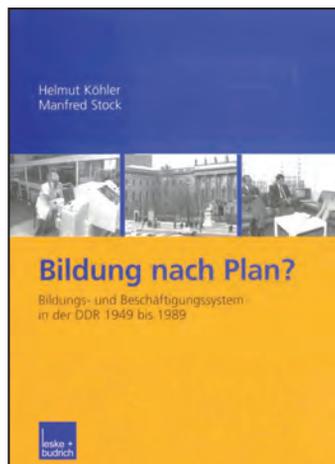
Mit dem Bildungsgesetz von 1959 trat die bildungspolitische Diskussion in eine neue Phase ein. Die Verlängerung des einheitlichen Schulbesuchs auf zehn Jahre, die Regelungen für den Zugang zu weiterführenden Bildungsgängen, die Integration von allgemeiner und beruflicher Bildung sowie eine Neubestimmung der Inhalte standen auf der Tagesordnung. Mit den Reformen des „Neuen Ökonomischen Systems der Planung und Leitung“ wurden neue Steuerungssysteme etabliert und die Anforderungen an Prognosen und laufende Planabstimmungen verstärkt. Nach der Schließung der innerdeutschen Grenze und der weiteren Kollektivierung der Wirtschaft konnte auch der Arbeitsmarkt in die umfassende Planung einbezogen werden.

Wie in den westlichen Ländern entwickelten sich auch in der DDR Anfang der 1960er Jahre Bildungsökonomie und Bildungsplanung. Eine allseitig abgestimmte langfristige Planung von Bildung und Beschäftigung erschien als wissenschaftlich begründbar und auch als umsetzbar. Immer umfassendere Steuerungs- und Planungsinstrumente wurden entwickelt, und die entsprechenden Planvorgaben sollten durch bildungsökonomische Forschungen begründet werden. Die beginnende Abstimmung zwischen einem unterstellten Qualifikationsbedarf und dem Erwerb von Qualifikationen im Bildungssystem führte zu einer strengeren Klassifikation der Stellen nach Qualifikationsanforderungen. Dabei setzte sich ein Schema durch, das im Bildungswesen erzeugt worden war: Die Stellen wurden nach dem Schema der formalen Bildungstitel klassifiziert. Auf dieser Grundlage wurden erste Versuche unternommen, den qualifikationsgerechten Einsatz der Arbeitskräfte zu überprüfen.

Während es Anfang der 1960er Jahre in einer Phase demografisch rückläufiger Schulabgängerzahlen noch Schwierigkeiten bei der Durchsetzung des zehnjährigen Schulbesuchs gab, wurde der Abschluss der 10. Klassenstufe bis Anfang der 1970er Jahre zur Norm und damit zur Voraussetzung für die berufliche Ausbildung in den meisten Berufen. Der Übergang in weiterführende Bildungseinrichtungen und in die Berufsausbildung wurde an den allgemeinbildenden Abschluss gekoppelt, und der Verbleib der Schulabgänger wurde bereits frühzeitig nach den vorhandenen Ausbildungsplätzen für die einzelnen Abgängerkategorien kanalisiert. Die Nachwuchslenkung wurde auf allen Ebenen zu perfektionieren versucht, um die Zuweisung eines Ausbildungsplatzes und den Übergang ins Beschäftigungssystem mehr und mehr einer staatlichen Kontrolle zu unterwerfen.

Zur selben Zeit, als in der Bundesrepublik die Bildungsökonomie neben wirtschaftlichen Bedarfsansätzen auch individuelle Bedarfsansätze verfolgte, herrschte in der DDR allein die Orientierung an einem wirtschaftlichen Qualifikationsbedarf, den man langfristig zu prognostizieren versuchte. Dabei ging man in den 60er Jahren im Zusammenhang mit den euphorischen Hoffnungen, die mit der wissenschaftlich-technischen Revolution verbunden wurden, von einem Ansatz der beständigen „Höherqualifizierung“ aus. Dies betraf insbeson-

dere Erwartungen im Hinblick auf den Bedarf an Hoch- und Fachschulingenieuren. Der Ingenieur wurde gewissermaßen zur bildungspolitischen Leitfigur unter den Bedingungen der Politik des „Neuen Ökonomischen Systems des Sozialismus“ der Ära Ulbricht. Im Bereich der Hoch- und Fachschulbildung verzeichnete die Ingenieurausbildung die höchsten Expansionsraten. Die Begründungen dieser Bildungsentwicklung, die auf Erfordernisse der wissenschaftlich-technischen Revolution verwies, machte sich die „sozialistische Intelligenz“ zur Legitimation ihrer Ansprüche zu eigen. Es entstand eine Funktionselite technokratisch eingestellter Experten, die ihre Ansprüche inhaltlich unter Verweis auf technische Sachzwänge und formell unter Verweis auf Bildungstitel begründen konnte.



Doch es wurde zunehmend schwieriger, gerade diese Gruppe mit Stellen zu versorgen, die ihrer Qualifikation entsprachen. Es zeigte sich, dass die Steuerung der Besetzung von Arbeitsplätzen nach formalen Abschlüssen nicht durchzusetzen war und selbst die sehr grobe Einteilung von Stellen und Titeln erhebliche „Fehlbesetzungen“ zutage brachte. Die Furcht vor einer „Überproduktion“ von Hochqualifizierten wurde immer lauter geäußert. Verstärkt wurde dies durch die Tatsache, dass in der DDR nach der Verfassung jedem eine Beschäftigung entsprechend seiner Qualifikation zustand.

In Reaktion auf diese Situation wurden die Zulassungszahlen für das Hoch- und Fachschulstudium mit dem politischen Machtwechsel 1971, der das Ende des „Neuen ökonomischen Systems“ bedeutete, plötzlich gesenkt. Die neuen Machthaber, die ihre Position eher unter Berufung auf revolutionäre Tugenden des proletarischen Klassenkampfes und auf Vorstellungen materialer Gleichheit zu legitimieren versuchten, sahen zudem die technokratisch eingestellten Expertenkulturen als Bedrohung an. Durch eine drastische Begrenzung des Hochschulzugangs sollte auch deren Entstehungsort geschwächt werden. Dieser Schritt wurde bildungsökonomisch begründet. Die Sachzwänge der technischen Entwicklung, so lautete nun das Argument, schlugen sich nicht in einem wachsenden Bedarf an Hochschulabsolventen, sondern in einem wachsenden Bedarf an Facharbeitern nieder. Die Kürzung der Studienplätze führte zu einer restriktiven Quotierung des Zugangs zur Abiturstufe. Der Facharbeiter avancierte zur neuen bildungspolitischen Leitfigur.

Auch nach dem Ende der Expansion der Hoch- und Fachschulen gelang es in der Arbeitswelt nicht, das Angebot und den unterstellten Qualifikationsbedarf auszugleichen:

- So war es nicht möglich, jenen Beschäftigten, die in Mangelsituationen oder aufgrund politischer Strategien ohne entsprechende Titel in eine bestimmte Position gekommen waren, eine weniger qualifizierte Stelle zuzuweisen. Vielmehr wurde versucht, Ungleichgewichte durch eine formale Umwertung von Stellen und durch die Schaffung neuer Stellen für Hochqualifizierte zu mildern. In der Folge traten die faktischen Anforderungen auf diesen Stellen zunehmend in Widerspruch zu ihrer formalen Klassifizierung.
- Ferner zeige sich, dass die Arbeitsplätze für unqualifizierte Tätigkeiten keineswegs weggefallen waren. Sie mussten mit beruflich ausgebildeten Personen besetzt werden und wurden in großem Umfang nun als Facharbeiterstellen ausgewiesen. Auch hier zeigten sich zunehmend Widersprüche zwischen der formellen Definition der Stellen und den faktischen Anforderungen.

Nach dem Abbruch der Bildungsexpansion 1971 hieß es insbesondere in den 80er Jahren, dass sich in der Wirtschaft eine feste Verteilungsrelation zwischen den Qualifikationsstufen herausgebildet habe, die langfristig konstant gehalten werden müsse, um eine „proportionale“ Entwicklung zu gewährleisten. Dem habe das Bildungswesen zu folgen. Stabilisierung und Konsolidierung kennzeichneten nun die Bildungs- und Beschäftigungspolitik nach den Veränderungen der vorangegangenen Jahrzehnte. Die Fortschreibung des Status quo war in der Bildungspolitik wie in anderen Bereichen die herrschende Maxime. Der Versuch, eine perfekte Anpassung von Bildungs- und Beschäftigungssystem durch planwirtschaftliche Mechanismen herzustellen, hatte einerseits zu formalen Gleichgewichten geführt und zugleich faktische Ungleichgewichte verdeckt. Andererseits hatte er die staatlichen Zuteilungsroutinen festgeschrieben.

Im Westen sah man die Lösung von Beschäftigungskrisen in der Entkoppelung von Bildungssystem und Beschäftigungssystem, wehrte damit Ansprüche auf eine angemessene Beschäftigung ab und forderte den Individuen Anpassungsleistungen auf dem Arbeitsmarkt ab. In der DDR hingegen hatte man auf eine immer engere Koppelung von Bildungs- und Beschäftigungssystem gesetzt. Damit war eine Strategie gewählt worden, die den Individuen sichere und kanalisierte Wege ins Beschäftigungssystem garantierte, damit aber dem staatlichen Arbeitgeber eine Verantwortung für den qualifikationsgerechten Einsatz zuschob, die letztlich nur sehr formal einzulösen war.

Die Wissenschaft entwickelte im Laufe der DDR-Geschichte für die Planung des Bildungswesens ganz unterschiedliche Vorgaben, um dieses auf die (unterstellten) „objektiven Erfordernisse“ der Beschäftigungsentwicklung abzustimmen. Diese Vorgaben sollten die Planungsentscheidungen begründen und anleiten und schließlich in den Systemen von Bildung und Beschäftigung die intendierten Wirkungen hervorbringen. Es zeigt sich jedoch, dass die Vorgaben der Wissenschaft, die faktischen Entscheidungen des Planungsapparates und endlich das faktische Handeln der Bildungsbeteiligten nicht nach dem Modell einer strikt gekoppelten Kausalkette zusammenwirkten. Es kam zu einer losen Koppelung, wobei die Zurechnungsprozesse zwischen den wissenschaftlichen Vorgaben, planerischen Entscheidungen und dem faktischen Handeln der Bildungsbe-

teiligten nicht nur von „oben nach unten“, sondern in verschiedene Richtungen verliefen.

Zum Weiterlesen:

☞ Helmut Köhler/Manfred Stock: *Bildung nach Plan? Bildungs- und Beschäftigungssystem in der DDR 1949 bis 1989*, Leske + Budrich, Opladen 2004

☞ David. P. Baker/Helmut Köhler/Manfred Stock: *Socialist Ideology and the Contraction of Higher Education. Institutional Consequences of State Manpower and Education Planning in the Former East Germany*, in: *Comparative Education Review* 51, 2007, S. 353–377.

Parallelwelt

Konfessionelles Bildungswesen in der DDR

Uwe Grelak | Peer Pasternack

Zu den Erstaunlichkeiten der DDR gehörte der Umstand, dass es neben dem „einheitlichen sozialistischen Bildungssystem“ ein höchst vielfältiges konfessionell bzw. kirchlich gebundenes Bildungswesen gab. Zu den Erstaunlichkeiten der Aufarbeitungsbemühungen zur DDR gehörte es, dass diese Parallelwelt zum staatlichen Bildungswesen bis 2017 nicht systematisch dokumentiert war.

In der SBZ waren 1945 insgesamt 43 Kirchen und Religionsgemeinschaften zugelassen worden. Zwei davon – die Zeugen Jehovas und der Gemeinschaftsverband der deutschen Pfingstbewegung – wurden in den 50er Jahren verboten, blieben gleichwohl aktiv. Acht Religionsgemeinschaften stellten ihre Tätigkeit später wieder ein. Die Größe der 33 verbliebenen anerkannten Kirchen und Religionsgemeinschaften bewegte sich von zweistelligen Mitgliederzahlen bis zu mehreren Millionen. Weitgehend mit der Größe, zum Teil aber auch mit dem Aktivitätsspektrum sowie den Besonderheiten der lehrmäßigen Ausformung der Bekenntnisse korrespondierten die jeweiligen Ausbildungsbedarfe.

Daher gab es neben dem „einheitlichen sozialistischen Bildungssystem“ ein höchst vielfältiges konfessionell bzw. kirchlich gebundenes Bildungswesen. Dies waren überwiegend Einrichtungen in Trägerschaft von Kirchen oder Religionsgemeinschaften, im Einzelfall aber auch staatlich getragene Institutionen, etwa die Theologischen Fakultäten an den Universitäten. In sich war dieses institutionelle Feld sehr heterogen: differenziert nach (Vor-)Geschichte, Existenzdauer, Einrichtungstyp, Trägerschaft, Finanzierung, Bildungsauftrag, Zugangswegen, fachlicher Orientierung, konfessioneller Bindung und geistlicher Tradition. Zu ihnen zählten:

Übersicht 21: Konfessionell gebundenes Bildungswesen in der DDR im Überblick

Kategorie	qualifizierende Angaben
Elementarbildung	
Kindergärten	1989: 275 evangelische und 142 katholische = 2,9 % aller Kindergärten in der DDR
Kinderheime	1952: mindestens 152 1987: 41 (19 ev., 22 kath.)
Schulbildung bzw. nebenschulische Bildung	
Oberschulen und Knabenkonvikte	sieben Einrichtungen
Religionsunterricht	außerschulisch, d.h. in den Gemeinden erteilt

Kategorie		qualifizierende Angaben	
Proseminare, Vorkurse		Vorbereitung von Schulabsolvent.innen auf kirchliche Ausbildung oder theologisches Studium. Evangelisch: elf Einrichtungen, Katholisch: fünf Einrichtungen Vordiakonische Kurse (ev.) bzw. Aspiranturen (kath.) an 50 evangelischen, 30 katholischen sowie an zwei freikirchlichen Einrichtungen	
Berufsbildung			
berufliche Ausbildungen	evangelisch	Kinderdiakonie/Fürsorgerin, psychiatrischer Pflege, Heilerziehung, Rehabilitationspflege, Geriatriepflege, Wirtschaftsdiakonie, Paramentik (mind. 19 Einrichtungen)	
	katholisch	Kinderpflegerin und Gruppenerzieherin, Kindergärtnerin, Heimerzieher/in, Fürsorgerin, Jugendleiter/innen und Seelsorgehelfer/in (mind. acht Einrichtungen)	
	Krankenpflegeschulen	An konfessionellen Krankenhäusern. Insgesamt 30: elf katholische, 19 evangelische	
Postsekundäre Ausbildungen für den diakonischen, katechetischen bzw. gemeindepädagogischen Bereich		evangelisch	19 Einrichtungen
		freikirchlich	zwei Einrichtungen
		katholisch	zwei Einrichtungen
Akademische Bildung und Wissenschaft			
53 Ausbildungseinrichtungen i.e.S.			
Ausbildungen bis zum ersten Theologischen Examen	Theologische Hochschulen	drei evangelische Einrichtungen, eine katholische	
	evangelische Theologische Fakultäten/Sektionen	an den sechs staatlichen Voll-Universitäten	
	Predigerseminare zur Ausbildung von Predigern und Pfarrern	BEK-Bereich: drei; Freikirchen und sonstige Konfessionsgemeinschaften: fünf	
Ausbildungen für das zweite Theologische Examen	Seminare für die Vikariats- und Priesteramtskandidaten-Ausbildung	sieben evangelische, zwei katholische	
Weitere (quasi-)hochschulische Ausbildungen	hochschuladäquate Ausbildungen für Kirchenrecht, wissenschaftliches Archiv-/Bibliothekswesen, Gemeindepädagogik	Kurse für Kirchenjuristen; postgraduale Fortbildungen wissenschaftliches Archiv-/Bibliothekswesen; eine gemeindepädagogische Ausbildungseinrichtung mit Hochschulniveau	
	Kirchenmusikausbildungen	neun Einrichtungen	
Studierende	Studentengemeinden	35 ESGn und 22 KSGn	
	Konvikte	sieben evangelische Theologenkonvikte	
Institute ohne Ausbildungsfunktionen, wissenschaftl. Arbeitsgemeinschaften	Wissenschaftlich-theologische Arbeitszusammenhänge: mind. 16		
	kirchlich-theologische Arbeitszusammenhänge: mind. 27		
wissenschaftliche Informationsinfrastruktur	konfessionell gebundene wissenschaftliche Bibliotheken, Verlage und Fachzeitschriften		
Quartäre Bildung			
Kirchenmusik-C-Ausbildungen	ev.: mind. acht Einrichtungen; kath.: 1959–1971 Schirgiswalde, dann in Koop. mit ev. Kirche		
Fortbildungseinrichtungen für kirchliche Dienste	Ev. Landeskirchen: Pastoralkollegs der Landeskirchen, Diakonisches Qualifizierungszentrum, Burkhardt-Haus Berlin, Kirchlicher Fernunterricht; Freikirchen: Fernkurse für Laienprediger		

Kategorie	qualifizierende Angaben
Evangelische Akademien und Bildungshäuser	Träger einer staatsunabhängigen politischen Erwachsenenbildung; fünf Ev. Akademien: Berlin, Mecklenburg, Meißen, Sachsen-Anhalt und Thüringen, eine Akademiearbeit (Görlitzer Kirchengebiet); ca. zehn katholische Bildungshäuser
Kunstdienste u.ä.	acht evangelische: Sächsischer, Berliner (EKU) und Rostocker Kunst- dienst, Kunstdienste der Landeskirchen Anhalt, Görlitzer Kirchengebiet, Greifswald, KPS und Sachsen; Katholisch: Filmdienst
CDU	parteiinterne Schulungsarbeit, insbes. an der Schulungsstätte Burgscheidungen

Die Anzahl der Einrichtungen über alle Bildungsbereiche hinweg summiert sich auf ca. 218, incl. der Kindergärten und -heime Ende der 80er Jahre auf 676. Die hier interessierenden Einrichtungen stellten in der DDR den einzigen Bereich dar, der sich ganz überwiegend außerhalb des sozialistischen Bildungssystems befand, und die dort angesiedelten Einrichtungen waren entsprechend dem staatlichen Zugriff weniger ausgesetzt.

Schaut man sich exemplarisch die Bereiche der Elementar- und Schulbildung an, so ergeben sich auch dabei weithin wenig bekannte Sachverhalte.

Unmittelbar nach Kriegsende hatten die evangelischen Landeskirchen und die katholische Kirche ihre Kindergärten sowie Kinder- und Jugendheime wiedereröffnet. In den Wirren der Nachkriegszeit unterstützten sie dabei meist aktiv die Besatzungsmacht und die lokalen Verwaltungen. Im Fortgang der Entwicklungen änderte sich jedoch die offizielle Position zu den kirchlichen Kindereinrichtungen: Die Staatsmacht der 1949 gegründeten DDR beanspruchte ein Erziehungsmonopol, und dieses sollte bereits im frühkindlichen Alter volkspädagogisch umgesetzt werden.

Hier mussten sich Brüche zwischen staatlichen und kirchlichen Einrichtungen ergeben. Immerhin bestand der grundsätzlich eigenständige Schwerpunkt letzterer in der religiösen Vorschulziehung. Im Grundsatz aber hatten auch die kirchlichen Kindereinrichtungen die staatliche Kindergartenordnung mit all ihren Verordnungen und Reglementierungen des Tagesablaufes umzusetzen. Allerdings gab es keine staatlichen Kontrollen in den kirchlichen Einrichtungen, lediglich eine innerkirchliche Aufsicht.

Das im weiteren dann gültige Arrangement bestand darin, die Existenz der bestehenden Kindergärten und -heime zwar nicht infrage zu stellen, aber keine Neugründungen mehr zuzulassen. Parallel bemühten sich die Kirchen, die religiöse Unterweisung der vorschulpflichtigen Kinder auf gemeindlicher Ebene zu organisieren, zumal nicht überall konfessionelle Kindergärten zur Verfügung standen.

Das kirchliche Engagement im Bereich der allgemeinen Schulbildung ist genauer als ein solches in den entsprechenden Altersstufen zu bezeichnen, denn zum größeren Teil handelte es sich um *begleitende* Aktivitäten zur staatlichen Schulbildung: gemeindlicher Religionsunterricht, Schülerkonvikte, Proseminare und berufsorientierende Vorseminare.

	Institut für Hochschulforschung (HoF) <small>an der Universität Halle-Wittenberg</small>	
	Uwe Grelak Peer Pasternack Konfessionelles Bildungswesen in der DDR <small>Elementarbereich, schulische und nebenschulische Bildung</small>	
104	HoF-ARBEITSBERICHTE	

Zwar hatte es unmittelbar nach Kriegsende noch vereinzelte Wiedereröffnungen konfessioneller Schulen gegeben. Doch bald danach setzte eine Entwicklung ein, die darauf abzielte, das Schulwesen ausschließlich in staatlicher Trägerschaft zu betreiben. Am Ende war es nur eine Schule, die katholische Theresienschule in Berlin, die bis 1989 in kirchlicher Trägerschaft betrieben wurde. Die Kirchen unterhielten dann ersatzweise Konvikte, in denen Schüler lebten, während sie tagsüber eine staatliche Oberschule besuchten, und Proseminare bzw. berufsorientierende Vorseminare, die zwischen POS-Abschluss und kirchlicher Ausbildung bzw. Studium besucht wurden.

Daneben gab in den evangelischen Landeskirchen Erziehungskammern, Schülerarbeit, ausgestattet mit eigenen Pfarrern und ReferentInnen in den kirchlichen Verwaltungsbehörden, Landesjugendpfarrer, auf Gemeindeebene die Jungen Gemeinden. Ebenso unterhielten die Freikirchen jeweils eine eigene Kinderarbeit und Jugendarbeit, die katholische Kirche Junge Gemeinden. Auf der Ebene der EKD-Ost arbeitete seit 1946 die Erziehungskammer-Ost und dann seit Gründung des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR die Kommission für Kirchliche Arbeit mit Kindern und Konfirmanden.

Zu bewältigen war mit diesen Strukturen eine intensive Konfliktgeschichte, die sich durch die gesamten DDR-Jahrzehnte hinzog und durch folgende Stichworte kennzeichnen lässt:

- Junge-Gemeinde-Krise in den 50er Jahren,
- Verdrängung des Religionsunterrichts aus den staatlichen Schulen,
- atheistische Propaganda,
- elterliches Erziehungsrecht,
- Streit um die Jugendweihe,
- Zugang für christliche Schüler/innen zu Abitur und Studium,
- Offene Arbeit für Kinder und Jugendliche seit den 70er Jahren,
- Einführung des Wehrkundeunterrichts 1978.

Zum Weiterlesen:

☞ Uwe Grelak/Peer Pasternack: *Konfessionelles Bildungswesen in der DDR: Elementarbereich, schulische und nebenschulische Bildung*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2017, 105 S.; online unter http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/ab_104.pdf

☞ Uwe Grelak/Peer Pasternack: *Theologie im Sozialismus. Konfessionell gebundene Institutionen akademischer Bildung und Forschung in der DDR. Eine Gesamtübersicht*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 349 S.

Die Offene Arbeit in den Evangelischen Kirchen der DDR

Fallbeispiel Halle-Neustadt

Sebastian Bonk | Florian Key | Peer Pasternack

Die Offene Arbeit war ein innerhalb des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR entwickelter Ansatz einer akzeptanzbasierten Jugendarbeit. Er reagierte auf vor allem zwei Umfeldbedingungen: einerseits eine religionsferne Mehrheitsbevölkerung, andererseits ein politisch normiertes und normierendes Bildungs- und Erziehungssystem. In diesem Kontext zielte die Offene Arbeit darauf, Freiräume für Selbsterfahrung, weltanschauliche und kulturelle Horizonterweiterung, politische Diskussionen und Selbstermächtigung zu schaffen. Einer ihrer zentralen Orte war von 1977 bis 1983 die Evangelische Kirchengemeinde Halle-Neustadt.

1977 suchte die Evangelische Gemeinde Halle-Neustadt einen Jugenddiakon. Die Aufgabe übernahm der 24jährige Thüringer Lothar Rochau. Mit der Idee der Offenen Arbeit (OA) im Gepäck wollte er die kirchliche Jugendarbeit in der Gemeinde revolutionieren: offene Kirchentüren und ein offenes Ohr für jedermann. Am Rande der rasant wachsenden Chemiarbeiterstadt wuchs ein bis dahin unbekannter Freiraum.

Die Offene Arbeit war in den 1970er Jahren ein neuartiger und kreativer Ansatz der evangelischen Jugendarbeit. Die Öffnung einer Jungen Gemeinde versprach die uneingeschränkte Aufnahme aller, die kamen. Radikal wurde das Modell einer Kirche für andere erprobt. Der Schutz der Kirche ermöglichte Gespräche ohne Vorbehalte und die vorurteilsfreie Annahme jedes Menschen. In den Kirchen bildete sich ein Freiraum für Heranwachsende – egal ob Christ oder nicht.

Die Gemeindeleitung gestand dem Diakon das Beschreiten unkonventioneller Wege zu. Und unkonventionell entwickelte sich die Offene Arbeit in Halle-Neustadt – bald geläufig als OA. Dem Mangel an Räumlichkeiten etwa half die Herrichtung eines alten Bauwagens für die OA-Abende ab. Dieser stand fortan auf dem Gemeindegelände für die Jugendarbeit zur Verfügung.

Es wurde ein erstaunliches, in mehreren Hinsichten gänzlich unerwartbares staatsfernes Angebot an Jugendliche und junge Erwachsene etabliert. Dessen Besonderheit wird nachvollziehbar, wenn man sich zweierlei vergegenwärtigt:

■ Die anderen Zentren der Offenen Arbeit – so in Halle (Altstadt), Leipzig, Karl-Marx-Stadt, Jena, Erfurt, Berlin und einigen weiteren Städten – waren in alten, d.h. baulich und sozialstrukturell gewachsenen Städten angesiedelt. Solche erzeugen und ermöglichen jenseits politischer Steuerung des städtischen Lebens auch Sektoren der Autonomie. Für Städte ist es konstitutiv, dass gewachsene stadträumliche Strukturen und ihre symbolische Inbesitznahme es Indivi-



duen und Gruppen ermöglichen, Kontrollansinnen auszuweichen – je nach Kontrolldichte mehr oder weniger. Da sich gewachsene Städte unabhängig vom Gesellschaftssystem immer nur begrenzt bändigen lassen, war auch in der DDR die übliche Heterogenität von Altstadtbevölkerungen durch die typische Mischung aus Konformität und Nichtkonformität gekennzeichnet.

■ Anders in den DDR-Planstädten. In diesen waren von vornherein keine Freiräume für – aus Sicht des sozialistischen Systems – deviante Aktivitäten gegeben: Diese Städte waren vielmehr funktional so gebaut, dass sie Normenkonformität fördern. Abweichungen von den vorge-

gebenen Normen des sozialistischen Lebens sollten systematisch ausgeschlossen werden. Die Normerwartungen waren besonders hoch, und in die Normbefolgung wurde beträchtliche Aufmerksamkeit und Aktivität investiert. In einer solchen Stadt für Jugendliche und junge Erwachsene ein Angebot der Offenen Arbeit zu installieren war eine besondere Herausforderung, traf aber auch auf besonderes Interesse – wie auf besondere politische Aufmerksamkeit.

Vor diesem Hintergrund ergab es sich, dass die Offene Arbeit in Halle-Neustadt einen sehr eigenen und singulären Charakter tragen musste und trug. Es war ein Angebot in einer Stadt, die auf Grund ihrer Entstehungs- und Besiedlungsgeschichte im Vergleich mit anderen DDR-Städten besonders intensiv durch politischen und kulturellen Konventionalismus charakterisiert war. Auf viele Jugendliche in Halle-Neustadt wirkte zudem die uniforme Erscheinung der Stadt als Teil einer Zurichtung auf eine uniforme Haltung.

Dass Halle-Neustadt seiner Jugend auch andere Möglichkeiten hätte bieten müssen, machte der Erfolg der Offenen Arbeit offenkundig. Keine Mehrheit der Neustädter Jugendlichen sammelte sich dort, aber eine relevante Minderheit. Das MfS verfolgte die Entwicklung von Beginn an argwöhnisch. Nach seinen Schätzungen sammelten sich in der OA bereits im ersten Jahr bis zu 150 Jugendliche und junge Erwachsene im Alter von 15 bis 25 Jahren.

Mit viel Engagement entstand ein Alltagsbetrieb aus Seelsorge und praktischer Hilfe mit Sprechstunden, gemeinsamen Abenden, Hauskreisarbeit, Wochenendausflügen, Besuchen anderer Zentren der Offenen Arbeit und Rüstzeiten. Besonders beliebt wurde der offene Freitagabend im Bauwagen – mit Diskussionen bei Rockmusik und Bier.

Die Offene Arbeit Halle-Neustadt war in ein DDR-weites Netzwerk eingebunden, das sie mit ähnlichen Strukturen in anderen Städten verband. Seit 1978 veranstaltete die OA, anfangs noch zweimal im Jahr, eigene Gemeindefeste, die auch zu überregionalen Ereignissen wurden – die *Werkstattage*. Wie das MfS

aufgeschreckt vermerken musste, erfuhren sie rasch und viel Zulauf. Sie brachten der Offenen Arbeit in Halle-Neustadt Renommee weit über die Grenzen des Bezirkes Halle hinaus. Die *Werkstatttage* wurden zum festen Bestandteil der Reisebewegungen in der republikweiten Szene – erkennbar an jungen Leuten in Parka, Jeans, Jesuslatschen und mit langen Haaren.

Wer anreiste, konnte ein Wochenende lang den Ausnahmezustand vom grauen Alltag der allgegenwärtigen Bevormundungen durch den Staat erleben. Offenheit und Authentizität prägten den Umgang miteinander. Die *Werkstatttage* boten zudem politisch unliebsamen Künstlern eine Bühne. Die Liedermacherin Bettina Wegner, außerhalb der Kirchen bereits mit Auftrittsverbot belegt, hatte 1979 in Halle-Neustadt einen ihrer seltenen DDR-Auftritte, bevor sie 1983 in die Bundesrepublik ausreiste. Die Mischung des Programms der *Werkstatttage* ließ bei den TeilnehmerInnen vorübergehend das Gefühl von Freiheit aufkommen.

Von Veranstaltung zu Veranstaltung wuchsen die Besucherzahlen stetig. Bereits zu den 4. *Werkstatttagen* konnten über 450 Teilnehmer auf dem kleinen Passendorfer Kirchengelände verzeichnet werden. Im Mai 1980 dann platzte die Kirche bei den 5. *Werkstatttagen* mit ca. 700 Teilnehmern aus allen Nähten. So kamen zum inzwischen gewachsenen Unmut in der Gemeindeleitung über den fortwährenden Ärger mit dem Staat pragmatisch drängende Sorgen hinzu.

Übersicht 22: Werkstatttage in der Halle-Neustädter Kirche, Frühjahr 1980



Die bewusste Erweiterung der bisherigen konventionellen Formen kirchlicher Jugendarbeit hatte zu massiven Störungen des herkömmlichen Gemeindelebens geführt. Zugleich gelang es dem Staat, beinahe unmerklich, die aufgetretenen innerkirchlichen Befindlichkeiten auf die Person des Jugenddiakons zu fokussieren. Dazu wurden durch das MfS ein dichtes IM-Netz gespannt und fortwährend mehr oder weniger freiwillige Gespräche staatlicher Stellen mit Kir-

chen- und Gemeindevertretern genutzt. Damit wurde die Frage nach der Zukunft der Offenen Arbeit vor Ort zu einer Frage nach dem Verbleib des Jugenddiakons im Amt gewandelt.

Der Konflikt mit der Gemeinde über den Politisierungsgrad dieser Arbeit weitete sich auf den Kirchenkreis aus und führte schließlich 1983 zu Rochaus Entlassung. Anschließend, nicht mehr durch den Status des kirchlichen Mitarbeiters geschützt, wurde er inhaftiert, zu drei Jahren Haft verurteilt und später in die Bundesrepublik abgeschoben. Die Szene, die sich um die Offene Arbeit herum gebildet hatte, zog nach Halle-Altstadt. Ein Teil verließ frustriert die DDR.

Von 1977 bis 1983 hatte es einen für Halle-Neustadt einmaligen Freiraum des offenen Diskutierens gegeben. Ein Resultat des staatlichen Vorgehens gegen dieses Angebot bestand darin, dass anschließend keine Stelle mehr für eine solch unkonventionelle Jugendarbeit in der Kirchengemeinde Halle-Neustadt vergeben wurde.

Ein anderes Resultat war: Wo immer sich fortan in Halle politische Opposition regte, waren ehemalige OAler aus Halle-Neustadt stets zugegen. So auch im Jahr der friedlichen Revolution 1989, etwa bei der Aufdeckung des Wahlbetruges im Mai oder der ersten Montagsdemonstration im Herbst. Am 26. Oktober des Jahres mussten staatliche Vertreter auf einer freien Bürgerversammlung auch ihnen das erste Mal Rede und Antwort stehen. Das System fiel zusammen.

Zum Weiterlesen:

☞ Sebastian Bonk/Florian Key/Peer Pasternack: *Rebellion im Plattenbau. Die Offene Arbeit in Halle-Neustadt 1977–1983. Katalog zur Ausstellung*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2013, 48 S.; auch unter http://oa-halle-neustadt.de/wp-content/uploads/Brosch%C3%BCre_OA-HaNeu.pdf

☞ <http://oa-halle-neustadt.de>

Übersicht 23: Eingangssseite der OA-Homepage



Zentrale Peripherie

Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945

Jens Hüttmann | Peer Pasternack

Wittenberg, Anfang des 19. Jahrhundert noch kursächsisch, war seit 1815 Bestandteil der preußischen Provinz Sachsen, hat dann das Kaiserreich, die Weimarer Republik, den Nationalsozialismus sowie die DDR erlebt – und jedes neue politische System pflegte einen veränderten Umgang mit dem reformatorischen Erbe Wittenbergs, hinterließ Spuren in der wirtschaftlichen Entwicklung und bewirkte Strukturwandlungen der städtischen Öffentlichkeit – so auch die DDR.

Die Zeit zwischen 1945 und 1990, gekennzeichnet durch den staatssozialistischen Modernisierungspfad, brachte vor allem zweierlei: einen wechselhaften Umgang mit der reformationsgeschichtlichen Tradition Wittenbergs und die volkswirtschaftliche Integration in das Halle-Bitterfelder Chemierevier. Es folgten ab 1990 die Demokratisierung der Stadt, ihre (nicht vollständige, jedoch beträchtliche) De-Industrialisierung sowie eine Neuorientierung, in deren Ergebnis unter anderem 1994 die Stiftung Leucorea gegründet wurde. Sie sollte den Impetus der 1817 nach Halle fusionierten Universität neu erwecken. Werden die Spuren von Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945 hinsichtlich ihrer Aktivitätsmodi ermittelt, so lässt sich festhalten:

(1) *Forschung* fand sich in Wittenberg in zweierlei Grundformen: Auch ohne den universitären Hintergrund vor Ort gibt es die professionalisierte Suche nach historischer Erkenntnis, nach naturwissenschaftlichem Systemwissen und technologischem Produktwissen. Daneben ist insbesondere die naturkundliche und stadt- bzw. regionalhistorische Freizeitforschung sehr ausgeprägt.

Am bedeutsamsten war dabei die Industrieforschung, die seit den 50er Jahren in eigenen Struktureinheiten der Stickstoffwerke Piesteritz und des Gujmmiwerks Elbe aufgebaut wurde. Doch die Industrialisierung erzeugte auch Gegenbewegungen: die kritische Auseinandersetzung mit den Risiken und Gefährdungen, die durch wirtschaftliche und technologische Entwicklungen entstehen bzw. entstehen können.

Sie wurden in Wittenberg vor allem durch die Arbeit des Kirchlichen Forschungsheimes (KFH) repräsentiert, das sich im Laufe seiner Existenz vom naturwissenschaftlich-theologischen Gespräch zur Wissenschaftskritik vorarbeitete. Es war 1927 als „Forschungsheim für Weltanschauungskunde“ von der Kirchenprovinz Sachsen gegründet worden und entwickelte sich in den DDR-Jahrzehnten zu einer Stätte des Nachdenkens über den „Konflikt Mensch – Erde“ – wie es im Untertitel der seit 1980 herausgegebenen KFH-Zeitschrift heißt.

Eine staatlich veranlasste Gründung war die 1975 erfolgte Ansiedlung des Bereichs Umweltschutz des Instituts für Wasserwirtschaft Berlin, der später als Zentrum für Umweltgestaltung (ZUG) bzw. Institut für Umweltschutz (1989) firmierte und ab 1991 als Staatliches Amt für Umweltschutz (STAU) tätig war.

Einen gänzlich anderen Charakter hatten die naturkundlichen Fachgruppen innerhalb des Kulturbunds der DDR. Der Kulturbund war organisatorische Heimstatt für zahlreiche Aktivitäten, die im weitesten Sinne mit Kultur zu tun hatten, wozu auch Freizeitforschungsaktivitäten gehörten. „Regte sich irgendwo ein neues Interesse, z.B. Postkarten oder Streichholzschachteln sammeln, Heimcomputer (Westimporte) betreiben, schwupp in den Kulturbund, Deckel drauf“, resümiert launig die Homepage des heutigen Wittenberger Kulturbund e.V. den Charakter der Organisation in der DDR. Derart kam es aber auch dazu, dass sich unter dem Dach der örtlichen Gliederung des Kulturbunds zahlreiche naturforscherische Aktivitäten sammelten. Die Gruppen betrieben aktiven Bestands- und Artenschutz, als dessen Voraussetzung methodisch geleitete Bestandserfassungen durchgeführt wurden. Hier sammelte und entwickelte sich – betrieben von Freizeitinteressenten – ein Potenzial an beachtlicher angewandter Forschung.

(2) Das Vorkommen an *Höherer Bildung* war sehr durchwachsen. Wissenschaftsbasierte Bildungsaktivitäten gab es nach 1945 durch die Krankenpflegeschule am Paul-Gerhardt-Stift (gegr. 1914). Darüber hinaus erhielt das Stift 1950 die Berechtigung zur Facharztausbildung und ist seit 1992 Akademisches Lehrkrankenhaus der Universität Halle-Wittenberg. Die Stickstoffwerke waren auch im Bereich der postsekundären Erwachsenenbildung engagiert: Im Auftrag und unter Verantwortung von Ingenieur- und Fachschulen führte die werkseigene Betriebsakademie Abendstudiengänge durch. Ausgebildet wurden in diesem Rahmen Ingenieure in den Fachrichtungen Chemie, chemischer Apparatebau, Elektrotechnik, BMSR-Technik, Maschinenbau und Bauwesen sowie Fachschulökonominnen.

Auf den reformatorischen *genius loci* bezogen sich – neben dem seit 1817 bestehenden Evangelischen Predigerseminar – zwei weitere kirchliche Schulen. Die Wiederbelebung des seminaristischen Betriebs nach dem Ende des II. Weltkrieges hatte nicht nur mit der erneuten Inbetriebnahme des Predigerseminars begonnen, sondern am 1. Juni 1948 nahm auch eine Evangelische Predigerschule ihre Arbeit auf: Dort sollte Spätberufenen auf dem zweiten Bildungsweg ein Zugang zum Pfarramt eröffnet werden, ohne dass sie ein herkömmliches Theologiestudium absolvieren müssen. Der Hintergrund war vor allem der übergroße Pfarrermangel in den Gemeinden. Ausgebildet wurden fortan – bis zum Umzug der Schule nach Erfurt 1960 – in Wittenberg auch Prediger.

1949 begann daneben eine von der Kirchenprovinz Sachsen unterhaltene Ausbildungsstätte ihre Arbeit in den Räumlichkeiten des Predigerseminars, deren Aufgabe Katecheten für Oberschulen auszubilden war. Für dieses „Katechetische Oberseminar“ blieb Wittenberg aber nur Geburtshelfer. Lediglich ein Semester residierte es in der Stadt, wurde bereits im April 1950 nach Naumburg

verlegt, wo es sich in der Folgezeit zu einer Kirchlichen Hochschule entwickelte, die bis 1992 existierte.

Die Umzüge erst des Katechetischen Oberseminars nach Naumburg, dann der Predigerschule nach Erfurt zeigen, dass der *genius loci* Wittenbergs nicht als zwingend erforderlich empfunden wurde, um evangelische religionspädagogische und theologische Ausbildungen durchzuführen. Zwar wird der Bezug zum Ort immer wieder betont. Stärker aber waren am Ende dann doch praktische Erwägungen der Durchführbarkeit von Ausbildung und Unterbringung.

(3) *Wissenschaftspopularisierung* wurde durch Museen und Ausstellungen betrieben und hatte auch durch die erwähnte naturkundliche Freizeitforschung ein Standbein in Wittenberg. Wichtig war hier vor allem das Museum für Natur- und Völkerkunde „Julius Rieme“, 1948 gegründet und auf die Privatsammlung des Berliner Lederhandschuhfabrikanten Rieme (1880-1958) zurückgehend. Nach einem zwischen Rieme und der Stadt Wittenberg abgeschlossenen 99jährigen Leihvertrag erhielt das entstehende Museum ab 1954 einen eigenen Etat im städtischen Haushalt. Im Sinne klassischer Volksaufklärung widmeten sich dessen naturkundliche und völkerkundliche Abteilung vor allem der Stammesgeschichte der Tiere einerseits sowie den alten Kulturen Afrikas, Australiens, Ozeaniens und Japans andererseits. Daneben nahm das Museum auch heimatkundliche Aufgaben wahr. So wurde in den 80er Jahren begonnen, in einer eigenen Schriftenreihe entsprechende Erkenntnisse, etwa über die „Geologie des Kreises Wittenberg“ oder „Fische im Kreis Wittenberg“, zu publizieren.

Im 20. Jahrhundert entwickelte sich auch eine intensive Kultur der Heimat- und Regionalgeschichtsschreibung. Sie wurde wesentlich ehrenamtlich getragen, zielte auf die Bewahrung eines lokalen Gedächtnisses, verfolgte die Einrichtung eines Heimatmuseums und differenzierte sich in den DDR-Jahrzehnten in zwei Linien aus: Neben das übliche Verständnis als Geschichte eines sozialgeografischen Raumes – der Stadt oder der Region – trat als mindestens gleichgewichtiger Aktivitätsstrang die Erforschung der Arbeiterbewegungsgeschichte. Da die Darstellungen der letzteren sinnvollerweise in die Zeitumstände der Untersuchungsgegenstände eingebettet werden mussten, ergab sich daraus auch eine gestärkte Aufmerksamkeit für wirtschafts- und sozialgeschichtliche Fragestellungen. Hierdurch sind diese Recherchen, abseits ihrer damals vor allem legitimatorischen Funktionen, auch heute noch als quellenerschließende Arbeiten von Interesse. Das betrifft insbesondere betriebsgeschichtliche Forschungen, wie sie z.B. zum Stickstoffwerk Piesteritz veröffentlicht wurden. Neben der loka-



len Arbeiterbewegungsgeschichte spielte zudem die antinazistische Widerstands- und die Nachkriegsaufbaugeschichte eine wichtige Rolle. Ort all dieser Aktivitäten war insbesondere die Gesellschaft für Heimatgeschichte im Kulturbund der DDR.

In den DDR-Jahrzehnten trat überdies auch die Staatliche Lutherhalle mit Beiträgen zur nichtreformationsbezogenen Lokalgeschichte Wittenbergs hervor. Jahrestage insbesondere waren es, die Anlass zu Untersuchungen und Ausstellungen gaben. So wurden materialreiche Untersuchungen anlässlich des 50. Jahrestages des Novemberpogroms 1938 zum Schicksal der Wittenberger Juden vorgelegt – verbunden mit einer Ausstellung „Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung jüdischer Mitbürger der Lutherstadt Wittenberg zwischen 1933 und 1945 vor dem Hintergrund des antisemitischen Mißbrauchs des Reformators Martin Luther“.

(4) Als Wittenberger Besonderheit erweist sich auch nach 1945 – wie zuvor schon – das Ausmaß des organisierten *Gedenkens*. Die zahlreichen Jubiläen beschernten der Stadt entsprechende Feste, Feierlichkeiten, Ausstellungen und Tagungen. Wittenberg bekam durch diese fortwährenden Aktivitäten innerhalb seiner Mauern zum einen regelmäßige Schübe der Erneuerung urbaner Lebendigkeit, wie sie in anderen 50.000-Einwohner-Städten so nicht selbstverständlich ist. Zum anderen blieb die Stadt ein überregional relevanter Fixpunkt in den diversen Jubiläumskalendern.

So boten die Jahre 1948, 1973 und 1998 Jubiläumsfeiern, die den Ausgangspunkt der diakonischen Bewegung vergegenwärtigten – 1848 hatte der erste deutsche Kirchentag in Wittenberg stattgefunden, der vor allem durch die Rede Johann Heinrich Wicherns haften blieb, die zur Gründung des Deutschen Zentralaussschusses der Inneren Mission führte und daher als Gründungsdatum der Diakonie gilt.

Im engeren Sinne reformationserinnernd begannen nach dem Ende des II. Weltkriegs die neu einsetzenden Gedenkaktivitäten 1947 mit einer Sonderausstellung in der Lutherhalle zum 450. Geburtstag Melanchthons. Weitere Melanchthon-Ehrungen sahen die Jahre 1952 und 1960. 1952 feierte man (neben Halle) auch in Wittenberg das 450. Universitätsjubiläum. Deutlicher als früher wurde nun auch der Unterschied zwischen staatlichen und kirchlichen Festivitäten erkennbar. 1960, zum 400. Todestag Melanchthons, führten sowohl das Melanchthon-Komitee der DDR als auch die Evangelische Kirche der Union je eine zentrale Veranstaltung in Wittenberg durch. 1967 wurde ein Reformationsjubiläum begangen, dessen Anlass der 450. Jahrestag des Thesenanschlags war. Auch hier fand sich die Trennung zwischen einer großen staatlich organisierten Aktivität und kirchlichen Veranstaltungen. Cranach-Ehrungen fanden 1953 und 1972 statt. 1983 jährte sich Luthers Geburtstag zum 500. Male. Wittenberg richtete einen von sieben Kirchentagen aus, die aus diesem Anlass in der DDR durchgeführt wurden. Dem 1978 eingeleiteten Entkrampfungsprozess zwischen DDR-Staat und evangelischen Kirchen korrespondierte auch eine beginnende Zusammenarbeit auf dem wissenschaftlichen Feld der Reformationsgeschichte. 1986 wurde der 500. Geburtstag Johannes Bugenhagens gefeiert.

Mit dem Systembruch 1989/90 wurde unter anderem der Möglichkeitsraum geöffnet, um an eine Universitätswiedergründung denken zu können. Ab 1992 fand sich diese Idee auch ernsthaft in der städtischen Öffentlichkeit ventiliert. 1994 erfolgte die Gründung der Stiftung Leucorea. Keine Universität Wittenberg wurde neu errichtet: Dafür bestand angesichts des Halbkranzes von Universitäten ringsherum – Leipzig, Halle, Magdeburg, Potsdam, FU, TU und Humboldt-Universität zu Berlin – kein hinreichend belegbarer Bedarf. Aber es entstand mit der Stiftung Leucorea ein eigenständiger Standort für wissenschaftliche Forschung, der in enger Assoziiertheit zur Martin-Luther-Universität in Halle (Saale) Möglichkeiten eröffnete, universitäres Leben in Wittenberg neu zu entfalten.

In den Jahren seither hat die Leucorea zahlreiche Gründungen gesehen. Nicht jede war erfolgreich (Sektion Gesundheits- und Pflegewissenschaften, MESROP Zentrum für Armenische Studien, Leopold-Zunz-Zentrum für jüdische Geschichte, Sektion Wirtschaftswissenschaften, Zentrum zur Erforschung des Genossenschaftswesens, ZUSAS Zentrum für USA-Studien). Dass nicht alle der in unterschiedlichen Phasen unternommenden Initiativen Dauerhaftigkeit erlangten, liegt freilich auch in der Natur von Gründungs- und Anfangsinitiativen: Nur wo einiges probiert wird, kann auch manches gelingen. Zu dem, was gelungen ist, sich also über die Jahre hin konsolidieren konnte, zählen die Stiftung Leucorea selbst, das Institut für deutsche Sprache und Kultur, das Wittenberg-Zentrum für Globale Ethik und das Institut für Hochschulforschung (HoF).

Zum Weiterlesen:

☞ Jens Hüttmann/Peer Pasternack (Hg.): *Wissensspuren. Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945*, Drei-Kastanien-Verlag, Wittenberg 2004, 414 S.; auch unter <http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Wissensspuren.pdf>

Wissens- und Ideengeschichte von DDR-Planstädten

Das Beispiel der „sozialistischen Chemiarbeiterstadt“ Halle-Neustadt

Peer Pasternack

Halle-Neustadt, errichtet von 1964 bis 1989, kann als prototypische Plattenbaustadt in Ostdeutschland gelten: Wie ein Großteil der vergleichbaren Planstädte und -siedlungen, so hat auch diese ein Vierteljahrhundert seiner bisherigen Existenz in der DDR und unterdessen ein weiteres Vierteljahrhundert im vereinigten Deutschland zugebracht. Beides hatte Folgen, die der dramatische Einschnitt der Jahre 1990ff. unübersehbar machte: Halle-Neustadt verwandelte sich in rasend kurzer Zeit vom Prototyp der geplant expandierenden sozialistischen Stadt in der DDR zum Prototyp der ungeplant schrumpfenden Stadt in Ostdeutschland.

In der DDR war Halle-Neustadt das größte Stadtbauprojekt gewesen. Die einzige DDR-Neuplanung einer ganzen Großstadt gewesen zu sein, ihr Modellcharakter für den gesamten DDR-Wohnungsbau und die lange Bauzeit von 1964 bis 1989: Das begründet die Singularität dieses Projekts.

Am Anfang hatten zwei Probleme gestanden, die nicht allein DDR-typisch waren: Wohnungsmangel und unzulängliche Wohnqualität. Angesichts dessen wurde die Lösung der Wohnungsfrage zu einem Kernpunkt des ökonomischen Wettbewerbs mit der Bundesrepublik erhoben. Sowohl ökonomische Gründe als auch das Gleichheitsversprechen des Sozialismus führten dazu, dass genormte Lösungen den Wohnungsmangel beheben und die Wohnqualität erzeugen sollten. Dies wurde seinerzeit nicht als defizitär empfunden, sondern als gerecht. Plausibilität gewinnt das, wenn man sich die Wohnsituation der Bevölkerungsmehrheit zwanzig Jahre nach dem Kriegsende vergegenwärtigt.

Daneben wurde der Aufbau Halle-Neustadts mit einer gleichsam zivilreligiösen Aufrüstung verbunden. Recht markante Vorstellungen, die in Bezug auf die Stadt – d.h. für sie, in ihr, durch und über sie – produziert wurden, verdichteten sich in den DDR-Jahren zu einem städtischen Ideenhaushalt. Halle-Neustadt sollte vieles sein: sozialistische Stadt, Chemiarbeiterstadt, Modell für den Städtebau in der DDR, Großstadt, Stadt der Jugend. Also: *sozialistische Chemiarbeiter-Modellgroßstadt der Jugend.*

Die Rekonstruktion des Ideenhaushalts ergibt eine Kombination von kleinem Glück mit großen Ansprüchen. In den Absichten – nicht zwingend auch in der Umsetzung – und den Ideen, die das Realgeschehen überwölbten, verbanden sich:

Übersicht 24: Ideenhaushalt Halle-Neustadts

<ul style="list-style-type: none"> ▪ Funktionalismus, Rationalität, Typisierung und Planung, kurz: Modernität ▪ Funktionstrennung, Weite, Licht und grüne Stadt ▪ Perfektion und Effizienz der Ressourcenbewirtschaftung sowie optimale Organisation familiären und kommunalen Lebens ▪ Chemie als Basis einer individuellen wie gesellschaftlichen Wohlstandsverheißung 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ soziale Gleichheit und Glücksversprechen ▪ Gemeinschaftlichkeit, Nachbarschaft und Kollektivität ▪ sozialistische Lebensweise mit der Übereinstimmung von gesellschaftlichen und individuellen Interessen sowie normgeleiteter Bedürfnisbefriedigung
<ul style="list-style-type: none"> ▪ Arbeitsethos und Bildungsoptimismus ▪ historische Einbettung in die Tradition der kommunistischen Arbeiterbewegung und sozialistische Kulturrevolution ▪ Sinnlichkeit und Steigerung architektonischer Aussagen durch Kunst, also ästhetisch vermittelte Weltaneignung 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Zeitersparnis und Freizeitgewinn ▪ Freizeitwert und Aufenthaltsqualität der Stadt ▪ großstädtischer Charakter ▪ Gegenentwurf zu Alt-Halle ▪ Planbarkeit pulsierenden urbanen Lebens
<ul style="list-style-type: none"> ▪ Familienorientierung und Frauenemanzipation ▪ Neuer Mensch bzw. allseitig entwickelte sozialistische Persönlichkeit ▪ (systemverträgliche) Partizipation der Einwohner 	<ul style="list-style-type: none"> ▪ Modellhaftigkeit der Stadt ▪ Überlegenheit im Systemwettbewerb, Gewissheit des „unaufhaltsamen Sieges“ des Sozialismus und Zukunftsoptimismus

Dieser Ideenhaushalt wurde im Zeitverlauf politisch und alltagsweltlich bewirtschaftet: beginnend bei den Bedeutungen, die Halle-Neustadt als einer zu verwirklichenden Idee von politischer Seite angesonnen worden waren, über die Penetration und Persistenz dieser ideologischen Maximalversorgung im damaligen Alltagsbewusstsein und heute im Gedächtnis seiner Alt-Einwohner/innen, dann die Idee der 2000er Jahre, die Teilstadt im Zuge der IBA „Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010“ durch kreative Impulse von außen neu erfinden zu lassen, bis hin zu den anhaltenden Schwierigkeiten der heutigen (halleschen) Stadtpolitik, ein tragfähiges Leitbild für Halle-Neustadt zu entwickeln.

Nach 1990 hatte das alte Leitbild nicht mehr gegriffen, da der tragende gesellschaftspolitische Bezugsrahmen entfallen war. Allenfalls historische Bedeutung konnte ihm noch zugeschrieben werden. Im übrigen schien das symbolische Feld – abgesehen von alltagskulturell verankerten, weitgehend nostalgischen Zuschreibungen – leer und also neu beschreibbar:

■ Das implizite DDR-Leitbild war die *eindeutige Stadt* gewesen, eine architektonisch wie kulturell gebändigte Stadt. Die zugrundeliegende Stadtkonstruktion zielte darauf, Deutungsoffenheiten, konkurrierende Deutungen, Normenkonflikte, alternative Optionen, Paradoxien, Dilemmata oder Zielkonflikte systematisch auszuschließen. Eine strikte Funktionalität erstreckte sich auf die stadt-räumliche Gestalt und die praktischen Lebensvollzüge der in ihr lebenden Menschen. Derart sollte der Neue Mensch entstehen.

- Der Versuch, im Rahmen der IBA Stadtumbau (2002-2010) neue leitbildfähige Ideen für die (seit 1990) Teilstadt zu erzeugen, litt nicht unter einem Mangel an kreativen Ideen. Er blieb aber dennoch stecken: in der temporären Wahrnehmung und Inszenierung der *Stadt als Ereignis*. Das narrative Feld wurde neu formatiert, aber es gelang nicht, dieses auch neu zu beschreiben. Es blieb dabei, Heterogenität künstlich zu induzieren. Die inzwischen tatsächlich vorhandene Heterogenität – sozial und ethnisch – dagegen konnte nicht leitbildfähig formuliert werden. Die Teilstadt verbleibt einstweilen im Stadium des Diffusen.

Übersicht 25: Stadtwappen Halle-Neustadt



Die eine Stadtkonstruktion war intentionalistisch und vollzog sich in einem kybernetischen Modus; die andere war situationistisch und vollzog sich in einem kreativen Modus. Erstere zielte auf die Realisierung eines „sozialistischen Wohnkonzepts“ und einer „sozialistischen Lebensweise“; letztere zielte auf einen produktiven Umgang mit der schrumpfenden Stadt. Während die eine von 1964/65 bis 1989 Geltung hatte, prägte die andere in den 2000er Jahren das Nachdenken über Halle-Neustadt:

- *Intentionalistisch* war die dominierende Stadtkonstruktion in den DDR-Jahrzehnten insofern, als die Stadt ein exemplarisch gedachter Bestandteil eines Gesellschaftsprojekts gewesen ist, das sein Ziel kannte und das zur Zielerreichung gewillt war, jegliche Irritationen als irrelevant zu ignorieren oder ggf. aus dem Weg zu räumen – statt sie zu bearbeiten.
- *Kybernetisch* war der Modus, in dem dies umgesetzt wurde, insofern die Stadt als ein selbstreguliertes System geplant und gebaut wurde, in welchem funktionale Eindeutigkeiten das störungsfreie Voranschreiten zum sozialistischen Leben und Streben ermöglichen sowie steuernde Interventionen politischer oder ideologischer Natur gleichsam algorithmisch in Abläufe und Selbstbild der Stadt implementiert werden. Eine Stadt-Mensch-Kopplung war angestrebt, in der durch die Stadtmorphologie und das Institutionengefüge verhaltenssteuernde Nachrichten an die Bewohner/innen übertragen werden, welche sich dann in den determinierten Regelkreisen bewegen.

■ *Situationistisch* vollzog sich die Stadtkonstruktion in den 2000er Jahren, da der abrupte Wandel von der wachsenden zur schrumpfenden Stadt auf strategische Rat- und Hilflosigkeit traf. Das strategische Defizit wurde, um überhaupt etwas zu tun, mit einem taktischen situationsbezogenen Aktionismus gefüllt.

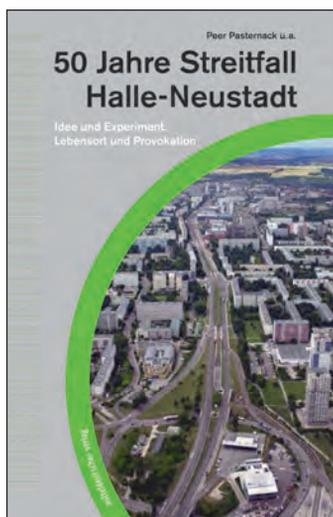
■ Der Modus dessen war ein *kreativer*: Jede Idee ist erlaubt, damit überhaupt Ideen zustande kommen. Vor allem junge Architekten, Künstler und Soziologen, typischerweise in gemischten Teams, wurden auf die Stadt angesetzt, um sie symbolisch zu rekonstruieren. Da vor der Problemfülle des aktuellen Halle-Neustadts die administrativen Routinen versagen, wurde nahezu ungehemmt etwas zugelassen, das kommunale Administrationen üblicherweise nur in sehr eingegegneten Varianten protegieren: Kreativität ohne Auflagen.

Bis 1989 war die Stadt überdeterminiert, insofern sie ideell und symbolisch übertversorgt wurde. Die Einwohnerschaft nahm dies als Bestätigung einer privilegierten Wohnform hin. Im übrigen aber lebte sie vornehmlich neben den überfordernden Ansprüchen, die der Stadt politisch angesonnen wurden.

Fernseher, Kleingarten oder die mühevoll Individualisierung der Plattenbauwohnungen – das vor allem bestimmte die Freizeit vieler Neustädter. Doch war auch die Toleranz gering, wenn es um Abweichungen von gängigen Üblichkeiten ging. Ob lange Haare bei männlichen Jugendlichen, öffentlicher Unmut gegen die unübersehbare Umweltverschmutzung durch die Chemiewerke oder Wehrdienstverweigerung: So etwas war den meisten Neustädtern eher suspekt. Das bekamen vor allem die zahlreichen Jugendlichen zu spüren. Für deren Entfaltung bot die Stadt kaum Freiräume.

Individualismus wurde nur in den beengenden Grenzen des sozialistischen Systems gefördert, etwa als Erfindertum für die „Messe der Meister von morgen“ (MMM) oder als „Junger Mathematiker“ in der „Station Junger Techniker und Naturforscher“. Die wenigen Jugendklubs betrieb die Staatsjugendorganisation Freie Deutsche Jugend (FDJ). Die Schulen waren vergleichsweise gut ausgestattet und vermittelten erfolgreich Grundlagenbildung. Doch zugleich waren sie, wie überall in der DDR, politische Disziplinaranstalten. Renitenz wurde streng geahndet mit Sanktionen, Ausschluss aus der FDJ und Verweigerung weiterführender Bildung.

Nach 1989 setzte sich die Bewirtschaftung des realsozialistischen Ideenhaushalts postmortal fort. Zum einen aktivierten die Bewohner/innen die materiell bestätigungsfähigen Ideen – Modernität, Weite, Licht, grüne Stadt – zur Stabilisierung zufriedenstellender Selbstkonzepte gegen eine Abwertung von außen.



Zum anderen durchläuft das vormalige sozialistische Halle-Neustadt beständig neue Deutungsschleifen. Die situationistischen Belebungsversuche, auf neue Ideen für den Stadtteil zielend, blieben unterm Strich aber Episoden.

Auf eine einheitliche Bewertung lassen sich die Urteile über Halle-Neustadt nicht bringen: Halle-Neustadt polarisiert vielmehr, nicht erst nach 1989, sondern von Beginn an. Es war dauerhaft Idee und Experiment, Lebensort und Provokation. Der industrielle Plattenbau brach gründlich mit der Vorstellung von der gewachsenen Stadt. Neuankömmlinge in der Stadt, die lange Zeit zudem eine Großbaustelle war, waren hin- und hergerissen zwischen dem seinerzeit ungewöhnlichen Wohnkomfort und der etwas spröden Anmutung der Betonhäuser. Auswärtige konnten sich meist nie recht vorstellen, dass man sich inmitten dieser Architektur heimisch fühlen könne.

Die Architekten fochten Dauerkämpfe aus, um die Typenbauten durch sogenannte Sonderlösungen attraktiver zu machen. Die Bauleiter schlugen sich mit unzulänglichen Zulieferungen herum und suchten fortwährend, die Baustellenorganisation in den Griff zu bekommen. Künstler beschwerten sich, immer erst dann, wenn alles schon beschlossen sei, zur Aufhübschung herangezogen zu werden.

Das Stadtzentrum sollte der gestalterische Höhepunkt werden, blieb aber in seinem zentralen Teil bis weit in die 90er Jahre eine Brache. Da der geplante Kulturpalast nie gebaut wurde, hatte die Hochkultur dauerhaft keine Heimstatt in Halle-Neustadt. Die Magistrale erwies sich in der umgesetzten Form als Fehlplanung.

Halle-Neustadt war Dauer-Großbaustelle und sich entwickelnde Stadt. Dann war es ein Problemstadtteil, der sich wieder einigermaßen stabilisierte. Die Stadt war gebraucht worden für 90.000 Menschen, und der Stadtteil wird heute gebraucht für 45.000. So wie es in der DDR kaum möglich gewesen wäre, derart viele Menschen anderweitig mit akzeptablem Wohnraum zu versorgen, so wäre es auch heute nicht möglich, die 45.000 Einwohner/innen außerhalb der Neustadt angemessen zu beherbergen.

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack u.a.: *50 Jahre Streitfall Halle-Neustadt. Idee und Experiment. Lebensort und Provokation*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2014, 608 + XXXII S.

III.

Pars pro toto: Institutionen und Fächer

40 Jahre + 25 Jahre Nachleben

Die DDR-Gesellschaftswissenschaften post mortem

Peer Pasternack

Die Gesellschaftswissenschaften fassten in der DDR die Geistes- und Sozialwissenschaften zusammen. Die ihnen zugehörigen Fächer hatten seit 1990 zu einem beträchtlichen Teil ihre staatlich unterhaltenen Strukturen verloren. Zugleich aber entfalteten die DDR-Gesellschaftswissenschaften ein postmortales Nachleben: in Gestalt der Dokumentation ihrer Hinterlassenschaften und der Erfahrungen ihrer Protagonisten, der Sicherung von Datenbeständen sowie wissenschaftlicher Erkundungen durch Dritte. Daraus entstand ein Literaturgebirge von rund 1.700 selbstständigen Publikationen. Dieses wurde im Überblick ausgewertet und, mit Annotationen versehen, bibliografisch dokumentiert.

Die Wissenschaften von der Gesellschaft sollten in den realsozialistischen Ländern nicht in idealistischer Tradition unterschieden werden zwischen den Wissenschaften von den Ideen und den Wissenschaften vom Handeln. Dagegen waren die Gesellschaftswissenschaften gekennzeichnet durch die normative – und im Rahmen des staatgewordenen Sozialismus unaufgebbare – Bindung an den Marxismus-Leninismus als „wissenschaftliche Weltanschauung“, gemeint: als ‚wahre‘ Weltanschauung, deren Wahrheitsgehalt überempirisch ist, da aus kanonisierten Gesetzesaussagen folgend und folglich auch erfahrungswissenschaftlich nicht irritierbar.

Dies bestimmte die Gesellschaftswissenschaften einerseits und erzeugte andererseits Spannungen: Ausschließlich normativ und gänzlich empiriefrei ließ sich die Forschung nicht betreiben. Ein Großteil der wissenschaftlichen Energien war deshalb darauf zu verwenden, die vorgegebene Theorie mit der Empirie so zu synchronisieren, dass die Theorie keinen Schaden nahm.

Die zugehörigen Fächer hatten seit 1990 zu einem beträchtlichen Teil ihre staatlich unterhaltenen Strukturen verloren, verbunden mit massenhafter Exklusion ihres Personals aus den (anschließend neu aufgebauten) Institutionen. Zugleich aber entfalteten die DDR-Gesellschaftswissenschaften ein postmortales Nachleben: zum einen in Gestalt einer sogenannten Zweiten Wissenschaftskultur, zum anderen durch die Dokumentation ihrer Hinterlassenschaften und der Erfahrungen ihrer Protagonisten, die Sicherung von Datenbeständen sowie wissenschaftliche Erkundungen durch Dritte.

Von 1990 bis 2015 sind infolgedessen rund 1.700 selbstständige Publikationen zu den DDR-Gesellschaftswissenschaften erschienen – statistisch aller sechs Tage ein neuer Titel. Wer dies intensiver zur Kenntnis nehmen wollte, hätte sich auf die Lektüre von etwa 400.000 Seiten einzustellen. Hinzu tritt eine unüberschaubare Anzahl von Zeitschriftenaufsätzen und Artikeln in Sammelbänden.

Das Literaturgebirge der selbstständigen Publikationen wurde im Überblick ausgewertet und, sachthematisch gegliedert sowie mit Annotationen versehen, bibliografisch dokumentiert.

Übersicht 26: 1990–2015 quantitativ herausgehoben behandelte Themen und Forschungsfelder (Anzahl der selbstständigen Publikationen)



Die Auswertung schlägt eine Reihe von Sichtachsen durch die Fülle der Literatur: hinsichtlich des Verhältnisses von Politik und Gesellschaftswissenschaften, des Ineinandergreifens von Herrschafts- und Alltagsgeschichte, der Konfliktthaltigkeit gesellschaftswissenschaftlichen Arbeitens, der Charakteristika von Textproduktion und Texten in der DDR, der Frage, ob die gesellschaftswissenschaftlichen Hinterlassenschaften reaktivierungsbedürftige Wissensbestände enthal-

ten, des Umbaus in den 1990er Jahren, der Unterscheidung von Forschung und Erinnerung, der individuellen und der institutionell gebundenen Erinnerungsbearbeitung sowie der Differenzen zwischen den Einzeldisziplinen, was deren DDR-bezogene Selbstaufklärung betrifft. Auffälligkeiten ergeben sich dabei vor allem in folgenden Hinsichten:

■ Besonders häufige Behandlung finden die unmittelbare Nachkriegszeit als Zeit der Hoffnungen, die diversen 50er-Jahre-Krisen – 17. Juni, Stalins Tod, Ungarn-Aufstand und -Invasion, nationalkommunistische Opposition gegen Ulbricht – mit ihren dogmatisierenden Auswirkungen auf die Gesellschaftswissenschaften in der DDR, die theoretischen Grundlegungen der Ulbrichtschens Modernisierungsversuche des politischen Steuerungssystems in den 60er Jahren und deren Scheitern sowie die 80er Jahre als Stagnationsjahrzehnt, für das hinter einer Fassade der Parteitreu zunehmendes Rumoren und zaghafte Öffnungstendenzen beschrieben werden. Damit sind zugleich deutliche Themenverschiebungen zwischen den DDR-Gesellschaftswissenschaften bis 1989 und ihrem Nachleben seit 1990 markiert: Was bis 1989 randständig behandelt wurde bzw. nicht anders als am Rande, möglichst unterhalb des Radars der ideologischen Gralshüter behandelt werden konnte, findet sich seither eher in den Mittelpunkt gerückt.

■ Durchgehend wird in der Literatur das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik in der DDR im allgemeinen und dasjenige zwischen Gesellschaftswissenschaften und Politik im besonderen behandelt. Da sich die Gesellschaftswissenschaften selbst als politisch verstanden, war hier dauerhaft eine fundamentale Spannung zwischen den partikularen Ansprüchen der Politik und den universalen Ansprüchen wissenschaftlicher Erkenntnisproduktion zu prozessieren.

■ Gab es gesellschaftswissenschaftliche Innovationen, so mussten sich diese in der gegebenen politisch-epistemischen Anordnung als Entfaltung des Kanonischen tarnen. Innovation unterscheidet sich von Mainstream und Orthodoxie, insofern sie immer das Noch-nicht-Mehrheitsfähige ist. Gesellschaftswissenschaftliche Innovationen in der DDR aber waren darauf angewiesen, sich mindestens als Mainstream, häufig auch als Orthodoxie zu inszenieren. Die Technik dieser Inszenierung waren codierte Sprachregelungen, die es dem den heutigen Leser oft mühsam machen, das Innovative in DDR-gesellschaftswissenschaftlichen Texten zu erschließen.

„Der Anfang vom Ende ist immer diskret“ (H. M. Enzensberger): Dies galt auch für die DDR. Das Ende der DDR wäre auch ohne ihre Gesellschaftswissenschaften gekommen. Aber neben Kunst und Kultur waren es die Gesellschaftswissenschaften, die für die Discretion sorgten, mit ihren Leistungen und ihren Fehlleistungen. Mit denen legitimier-



ten sie sich universalistisch als Wissenschaften, mit den anderen partikularistisch als staatliche Wissenschaft.

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack: *Die DDR-Gesellschaftswissenschaften post mortem: Ein Vierteljahrhundert Nachleben (1990–2015). Zwischenfazit und bibliografische Dokumentation*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, BWV Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 613 S.

Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmuster

Die Reflexion der DDR-Wissenschaftsgeschichte in den Einzeldisziplinen nach 1989

Peer Pasternack

Für die 90er Jahre ließen sich vier Fallgruppen der disziplinären Selbstreflexion festhalten: Fächer, die sich frühzeitig bemüht haben, ihre DDR-Geschichte aufzuarbeiten; Fächer, die ihren Umbau seit 1989 (Abwicklung, Evaluierung, Personalüberprüfungen, Stellenneubesetzungen usw.) durch intensive fachinterne und ost-west-gemischte Debatten begleiteten; Fächer, die beides miteinander kombinierten, also sich sowohl mit der DDR als auch der Transformation befassten; schließlich Fächer, in denen nur wenig Geschichtsaufarbeitung und keine Diskussion der seinerzeit aktuellen Umgestaltungen vorkamen.

Wissenschaft ist aus systematischen, hermeneutischen und methodischen Gründen auf zweierlei Betrachtungsebenen angewiesen. Es sind nicht allein die jeweiligen Untersuchungsgegenstände zu bearbeiten, sondern immer auch die Erkenntnisprozesse selbst, deren Voraussetzungen, Bedingungsgefüge wie ihre externen Wirkungen zu reflektieren. ‚Wissenschaftliche Selbstreflexion‘ ist das diesbezügliche Stichwort. Wird dies vorausgesetzt, so liegt eine Annahme nahe: Ein wissenschaftsgeschichtlich ziemlich beispielloser Vorgang wie der ostdeutsche Wissenschaftsumbau nach 1989 müsste zu besonders intensiver Selbstreflexion Anlass gegeben haben. Anhand dreier Kriterien konnte dies geprüft werden: Diskussionsintensität, thematische Debattenrichtungen und beteiligte Akteure.

Die *Diskussionsintensität* reichte in den 90er Jahren von unterhalb der Wahrnehmbarkeitsschwelle bis zu zeitweilig überdrehter Hysterie. In den Natur- und Ingenieurwissenschaften herrschte weitgehend selbstreflexive Stille. Die kleinen geisteswissenschaftlichen Fächer, die Sprach- und Literaturwissenschaften und die Rechts- und Wirtschaftswissenschaften wurden ebenso geräuscharm umgebaut, wie die Bemühungen um ihre DDR-Geschichte dort lange Zeit überschaubar blieben. Für diese diskursive Stille sind verschiedene Gründe festzustellen:

- Rechts- und Wirtschaftswissenschaften sahen sich nicht als eigentliche Erben ihrer DDR-Vorgänger. Das führte zu einer nur gering ausgeprägten Neigung, sich mit deren Vertretern auseinanderzusetzen.
- Die Sprach- und Literaturwissenschaften, Kleinen Fächer sowie Natur- und Ingenieurwissenschaften hingegen sahen sich hinsichtlich ihrer DDR-Vergangenheit keinen oder nur mäßigen politischen Anfragen ausgesetzt. Ihr wissenschaftliches Prestige war, im Unterschied zu einigen anderen Disziplinen, zu

mindest nicht in Grund und Boden diskreditiert. Es mangelte also an unmittelbarem Klärungsdruck.

Einige andere Fächer dagegen wurden – vergleichsweise – geradezu Epizentren disziplinärer Selbstreflexion: die Erziehungs- und die Geschichtswissenschaft, die Soziologie und die Medizin. Zwei dieser Fächer heben sich von den beiden anderen zusätzlich dadurch ab, dass sie nicht allein wissenschaftsintern umgebaut worden sind. Geschichtswissenschaft und Medizin schafften auch den Zugang auf den freien Markt der Nachrichtenpublizistik:

- Inhaltliche Gründe dafür lagen bei der Geschichtswissenschaft in deren zentraler Bedeutung für die Geschichtspolitik. Damit wurde auch die außerwissenschaftliche Öffentlichkeit wesentlicher Adressat diesbezüglicher Auseinandersetzungen. Infolgedessen war insbesondere das Feuilleton dankbarer Abnehmer entsprechender Themen und Texte.

- Bei der ostdeutschen Medizin war dreierlei wesentlich für ihre publizistische Karriere: Medizinische Themen stoßen grundsätzlich auf ein allgemeines Interesse. In den konkreten Fällen handelte es sich um *Medizinskandale*, und solche sind vorzüglich zur Erhöhung des moralischen Komforts des Publikums geeignet. Desweiteren lassen sich medizinische Themen in aller Regel hinreichend anschaulich, also allgemeinverständlich aufbereiten.

Die Erziehungswissenschaften stellten im Fächerspektrum in anderer Hinsicht eine bemerkenswerte Ausnahme dar: Sie hatten sich als einzige Disziplin dazu durchgerungen, ihren nach-1989er Auftritt in Ostdeutschland einer selbstorganisierten Evaluation zu unterziehen. Dies geschah in Gestalt einer entsprechenden Vorstandskommission der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft, 1992 eingesetzt, und einer nachfolgenden Enquête-Kommission, von 1994 bis 1996 arbeitend. Die Mehrheit der westdeutschen Erziehungswissenschaftler/innen neigte im Ergebnis zu einer – „insgesamt betrachtet“ – Erfolgs-sicht. Eine unangepasstere Fraktion (noch) Nichtetablierter nutzte ihr 1992 gegründetes Jahrbuch für Pädagogik, um die Kollegenmehrheit mit aktuellen Stellungnahmen und Dokumentationen zu den problematischeren Aspekten der Vorgänge zu ärgern. Das war nicht nur der disziplininternen Repräsentation des vorhandenen Meinungsspektrums durchaus förderlich. Es verdeutlichte auch die Gründe, die zur Einsetzung einer DGfE-Enquête-Kommission geführt hatten.

Thematische Debattenrichtungen waren zweierlei möglich: Die Auseinandersetzungen konnten sich auf die jeweilige DDR-Fachgeschichte und/oder den aktuellen Umbauprozess (und damit implizit auch die Zukunft) des Faches beziehen:

- Als auffällig erwies sich in einigen Disziplinen die organische Verbindung der beiden Debattenrichtungen. In all den Fächern, die ihren Umbau intensiver diskutiert hatten, war zugleich auch eine ausgiebige Befassung mit ihrer jeweiligen DDR-Geschichte zu beobachten: Erziehungs- und Geschichtswissenschaft, Soziologie und Medizin. Diesen vier Fächern war auch ein weiteres gemeinsam: Sie sahen sich publizistischen oder politischen Angriffen hinsichtlich ihrer DDR-Geschichte ausgesetzt.

- Die Philosophie indes, gleichfalls Ziel solcher Angriffe, hatte sich bis 1995 einer Auseinandersetzung über ihren Umbau entzogen. Hier folgten DDR-Geschichtsdebatte und (nachholende) Umbau-Diskussion zeitlich aufeinander und waren insoweit entkoppelt.
- Mehrere Fächer betrieben mit der Aufarbeitung ihrer DDR-Geschichte offenkundig Ersatzhandlungen für eine sorgfältig vermiedene Umbaudebatte. Dies betraf nicht nur die Philosophie bis 1995, sondern auch die Theologie, die Sprach- und Literaturwissenschaften sowie die Rechtswissenschaft.

So entbehren die Darstellungen zu den Sprach- und Literaturwissenschaften nahezu vollständig einer reflektierenden Bezugnahme auf die nach-89er Entwicklung. Der Umbau seit 1990 selbst wurde als politischer Vorgang nicht und in fachlicher Hinsicht mäßig diskutiert. Es gab die fachüblichen Debatten über die systematische Ein- und Zuordnung der sprach- und literaturwissenschaftlichen Einzeldisziplinen in den Korpus der Fakultäten. Daneben spielte die kulturwissenschaftliche Öffnung des Faches eine gewisse Rolle. An diesem Punkt fiel zufällig eine aktuelle westdeutsche Debatte mit dem Ost-Umbau zusammen, eine Debatte zumal, die 20 Jahre später angesichts uneingelöster Erwartungen ermüdet ist und von einer philologischen Rückbesinnung überlagert wird.

Auseinandersetzungen entstehen zwischen konfligierenden *Akteuren*. Dabei ist es hilfreich, wenn sich die Akteure als mehr oder weniger formelle Gruppen konstituieren. Einzelpersonen vermögen nicht unbedingt, ausdauernd wahrnehmbar zu bleiben. Zur Bildung von Akteursgruppen wiederum braucht es eine kritische Masse, d.h. hier eine Mindestpersonalstärke der jeweiligen Fachdisziplinen. Ohne diese minimale Personalstärke sind dauerhafte disziplininterne Fraktionierungen nur schwer möglich. Das erklärt zum Teil, warum es in den Kleinen Fächern kaum Diskussionen über ihren eigenen Umbau gegeben hat. Diese Fächer benötigten ihre gesammelten Kräfte, um sich in den Verteilungskämpfen präsent zu halten.

In Erziehungs- und Geschichtswissenschaft, Soziologie und Medizin hingegen gab es relativ festgefügte Fraktionierungen. Diese ließen sich einesteils dies- und jenseits von Ost-West-Konfliktlinien verorten. Sie wurden andernteils – zumindest in Geschichtswissenschaft und Medizin – gebrochen durch Ost-Ost- wie West-West-Interessenkonflikte. Dabei sich ergebende Schnittmengen partikulärer Ost-West-Interessenlagen waren meist nur zeitweilig und eher taktischer Natur, etwa in der Geschichtswissenschaft: Dort hatte es anfangs Interessenüberlappungen zwischen einem Teil der westdeutschen Historikerschaft und dem ostdeutschen Oppositionsverbund Unabhängiger Historikerverband (UHV) gegeben.

Die oben verhandelte Diskussionsintensität ist zwar ein Indiz für den Umfang selbstreflexiver Anstrengungen innerhalb einer bestimmten Wissenschaftsdisziplin. Sie sagt gleichwohl noch nichts über den Charakter der Debatten. Waren sie integrierenden oder ausschließenden Charakters? Bezogen sich die Wortmeldungen aufeinander? Waren die Diskussionsbeteiligten gleichberechtigt? Eine Betrachtung der Diskussionsakteure ergibt auch hier Erhellendes:

■ In drei der vier Disziplinen, die sowohl ihre DDR-Geschichte als auch ihren Umbau in den 90er Jahren intensiver debattiert hatten: Erziehungs- und Geschichtswissenschaft sowie Soziologie, lag die Zieldefinitions-macht für den Umbau nicht bei den ostdeutschen FachvertreterInnen. Sie lag bei ostdeutschen Administrationen und westdeutschen KollegInnen. Gleiches traf für die Philosophie zu. Diese asymmetrisch verteilte Zieldefinitions-macht wirkte sich auch auf die Umbaubebatten aus: Es entstanden Debattantenhierarchien.

■ Allein die Medizin unterschied sich hier: Dort lag einerseits die Zieldefinitions-macht in bedeutendem Maße bei den ostdeutschen Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen selbst. Andererseits war der Umbau des Faches zugleich von Diskussionen begleitet. Alle anderen Fächer mit einem ähnlich hohen Maß an Selbstbestimmung hingegen – etwa die Naturwissenschaften – hatten selbstbestimmt auf eine Debatte ihres Umbaus verzichtet. Warum nun ausgerechnet in der ostdeutschen Medizin die Umgestaltung weitgehend autonom verlief und trotzdem nicht flächendeckend beschwigen wurde? Dies ergab sich aus den dortigen Akteuren. Was bspw. in die Erziehungs- und Geschichtswissenschaften von außen hineingetragen wurde, weil es in vier Jahrzehnten DDR verschüttet war, das war in der ostdeutschen Medizin nach wie vor personell und habituell präsent: ein ‚bürgerliches‘ Element. Entsprechend gab es in der Medizin eine nahezu klinisch reine Spaltung der Akteure zwischen den (vormals) sozialistischen Professoren und den anderen.

■ Gründe für die unterschiedliche Verteilung der Zieldefinitions-macht sind zunächst im jeweiligen tatsächlichen oder vermeintlichen Professionalitätsniveau der einzelnen Disziplinen zu sehen. Dieses korrespondierte in der Regel mit der Bindung der fachspezifischen Methodologie an das politische System, etwa durch außerwissenschaftliche Grundannahmen. Entsprechend intensiv oder vernachlässigbar gestalteten sich nach 1989 politische Anfragen an die einzelnen Fächer. Dem entsprach, inwieweit die westdeutschen Disziplinen jeweils eine Kontinuitätslinie vom DDR-Fach zum nun in Ostdeutschland zu etablierenden Fach sahen. Am deutlichsten wurde eine solche Kontinuität in der Rechts- und der Wirtschaftswissenschaft bestritten. Entsprechend waren hier im Umbau auch fast keine relevanten ostdeutschen Akteure zu entdecken.

■ Aus der asymmetrisch verteilten Zieldefinitions-macht und den Debattantenhierarchien entstanden in den einzelnen Fächern getrennte Diskussionsstränge. Die Trennung verlief an zwei Linien: zum einen an der zwischen Ost und West; zum anderen an jener Linie, die Etablierte (aus Ost wie West) und in Folge des Wissenschaftsumbaus Herausgefallene – Abgewickelte, Gekündigte, Vorruhe-ständler – trennte. Letztere hatten sich dann vielfach in eingetragenen Vereinen zusammengeschlossen. Dort entfalteten sie ein vom etablierten Wissenschaftsbetrieb kaum zur Kenntnis genommenes reges Tagungs- und Publikationswesen. Ihre Aktivitäten beziehen sich zwar nicht nur, doch nicht unwesentlich auch auf die Geschichte der DDR- und den Umbau der ostdeutschen Wissenschaft.

■ Die strikte Trennung der Diskussionsstränge verdankte sich vielfach auch massiven Außenangriffen. Deren Folge waren Blockbildungen der Ostdeutschen. Früher (wie anhaltend) bestehende interne Differenzen konnten in die-

ser Situation nicht mehr ausgetragen werden. Sie wären als Solidaritätsverweigerung aufgefasst worden und hätten zur individuellen Marginalisierung innerhalb des marginalisierten Kollektivs geführt. In der Geschichtswissenschaft hingegen gab es einen kombinierten Außen-Innen-Angriff: Nicht allein die westdeutsche Disziplin, sondern auch die ostdeutsche fachinterne Opposition hatten sich hier zu wahrnehmbaren Akteursgruppen konstituiert.

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack: *Die Reflexion der DDR-Wissenschaftsgeschichte in den Einzeldisziplinen. Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmuster*, in: ders. (Hg.), *DDR-bezogene Hochschulforschung. Eine thematische Eröffnungsbilanz aus dem HoF Wittenberg*, Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, S. 219–238.

Es kömmt drauf an, sie verschieden zu interpretieren

Die Aufarbeitung der DDR-Philosophie nach 1989

Peer Pasternack

1996 fand eine heftige Debatte über den Umbau der Philosophie in Ostdeutschland und zur Geschichte der DDR-Philosophie statt. Eine Disziplin, der gemeinhin eine besondere Neigung zum Nachdenken über sich selbst nachgesagt wird, veranstaltete nun, nachdem alles gelaufen war, eine nachholende Debatte. Diese verspätete Diskussion hatte freilich auch Vorteile: Die Betrachtung konnte von den Ergebnissen her geschehen. Da die DDR-Philosophie final deaktiviert war, durfte die Umbaufolgenanalyse auf prozessuale Rücksichtnahmen verzichten.

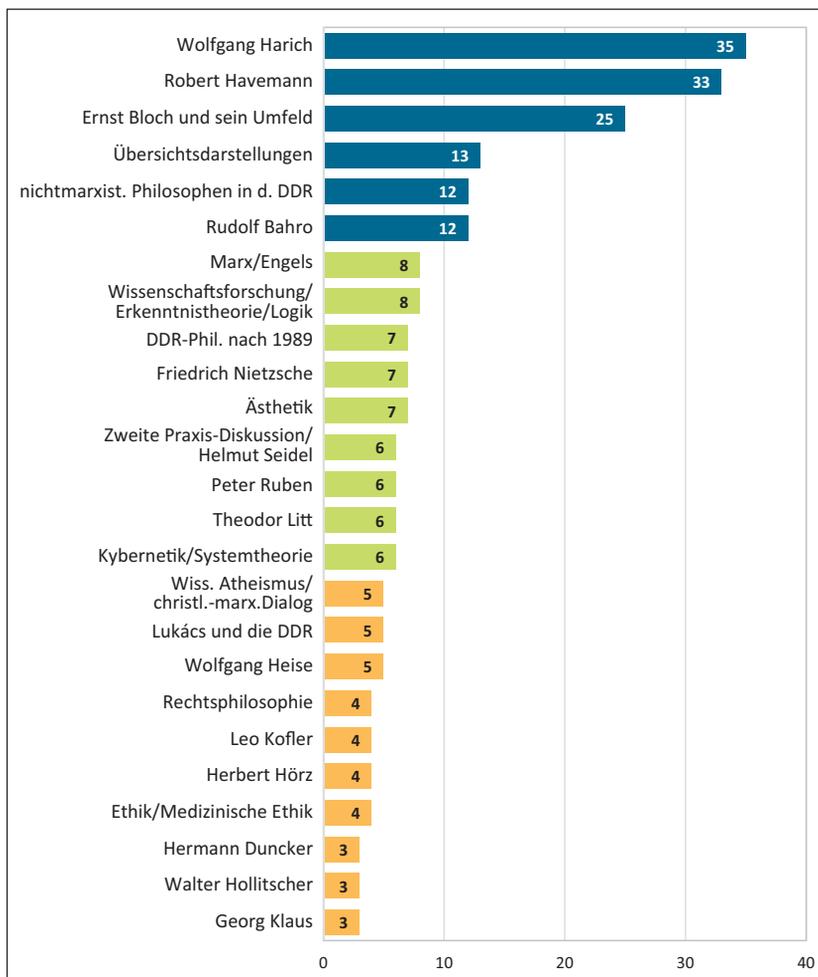
Heute (Stand 2016) lassen sich 260 selbstständige Publikationen recherchieren, die sich seit 1990 der DDR-Philosophie widmeten – in ihren Kernbereichen wie ihren Randgebieten, zu ihren Inhalten, Vertretern und Kontexten, ihrer Vorgeschichte, Geschichte und den Nachwirkungen. Diese Publikationen sind in zweierlei Hinsicht eine rezeptionserleichternde Navigationshilfe: Zum einen erleichtern sie den Gang durch die Produktion der DDR-Philosophie, die in den Katakomben der Bibliotheksmagazine lagert. Zum anderen eröffnen sie Einblicke in die dort nicht lagernden, weil in der DDR nicht veröffentlichten Ergebnisse ostdeutschen philosophischen Denkens.

Sie erschließen das Feld und schlagen Sichtschneisen in das Dickicht der DDR-Philosophie, indem jede einzelne dieser nach-1989er Veröffentlichungen auf Relevanzentscheidungen basierte: Nur das, was aus irgendeinem Grunde für hinreichend belangvoll erachtet wird, um erinnert, analysiert, aufgearbeitet oder dokumentiert zu werden, fand die personellen, intellektuellen und finanziellen Ressourcen, die eine Buchveröffentlichung benötigt.

Bei den zahlreichen Buchpublikationen gibt es zweifelsohne Relevanzabstufungen. Manche Veröffentlichung kam gewiss vor allem deshalb zustande, weil auch Philosophen professionsbedingt zur Verschriftlichung und zum publizieren neigen. Selbstredend legen sie diese Neigung auch in der ihnen neu zugewachsenen Rolle, Zeitzeugen einer untergegangenen philosophischen Kultur zu sein, nicht ab. Ebenso haben bis zum heutigen Tage auch noch keineswegs alle aufarbeitungswürdigen Themen den Weg in größere Publikationen gefunden. Doch Trends werden mit der bis dato vorliegenden Literatur durchaus schon sichtbar.

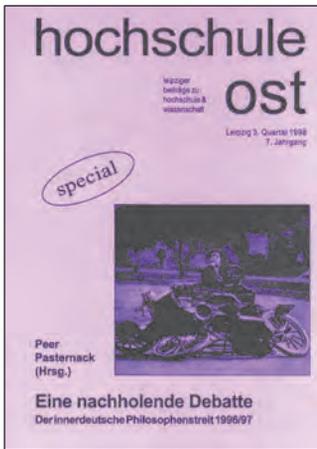
In diesem Sinne veranschaulicht Übersicht 27 die Schwerpunkte des Publikationsgeschehens: Die dort aufgeführten Themen, Debatten, Forschungsfelder und Personen haben bislang vorrangiges Interesse beansprucht, wenn es um die Philosophie in der DDR ging. Man mag das im Einzelfall für die unangemes-

Übersicht 27: Anzahl der 1990-2015 erschienenen selbstständigen Publikationen zu einzelnen Personen, Themen, Debatten und Forschungsfeldern der in der DDR betriebenen Philosophie (Schwellenwert: 3 Titel)



senen Schwerpunkte oder die falschen Personen halten. Dann sollte dieser Befund als empirische Irritation gelesen werden: Diesen Themen und Personen wurde seit 1990 mit solcher Energie nachgegangen, dass daraus mindestens drei Buchtitel entstanden sind. Schließlich verdeutlicht Übersicht 27 aber auch, dass es immerhin 13 Versuche gibt, die DDR-Philosophie-Geschichte in thematisch übergreifender Form darzustellen.

Ebenso wird in Übersicht 27 deutlich, wie heterogen all das ist, was unter das Rubrum „In der DDR betriebene Philosophie“ gehört. Zum Beispiel ist nicht alles, was sich dort aufgeführt findet, sehr philosophiehaltig. Daneben fällt auf,



dass sich unter den Personen gleichermaßen Häretiker wie auch etablierte DDR-Philosophen finden. Zwei Fragen stellen sich hier: Wird die in der DDR betriebene Philosophie nach dem Ende ihres rahmensetzenden Staates eher als philosophisches Denken oder aber vorrangig als philosophierendes Politisieren wahrgenommen? Und: Werden nach dem Ende der DDR eher die Häretiker, abweichend Denkenden, in Konflikte Verwickelten und die devianten Themen oder aber eher die ‚typischen‘ Vertreter und Themen der marxistisch-leninistischen DDR-Philosophie zum Gegenstand philosophiehistorischer Betrachtung, Untersuchung oder Erinnerung?

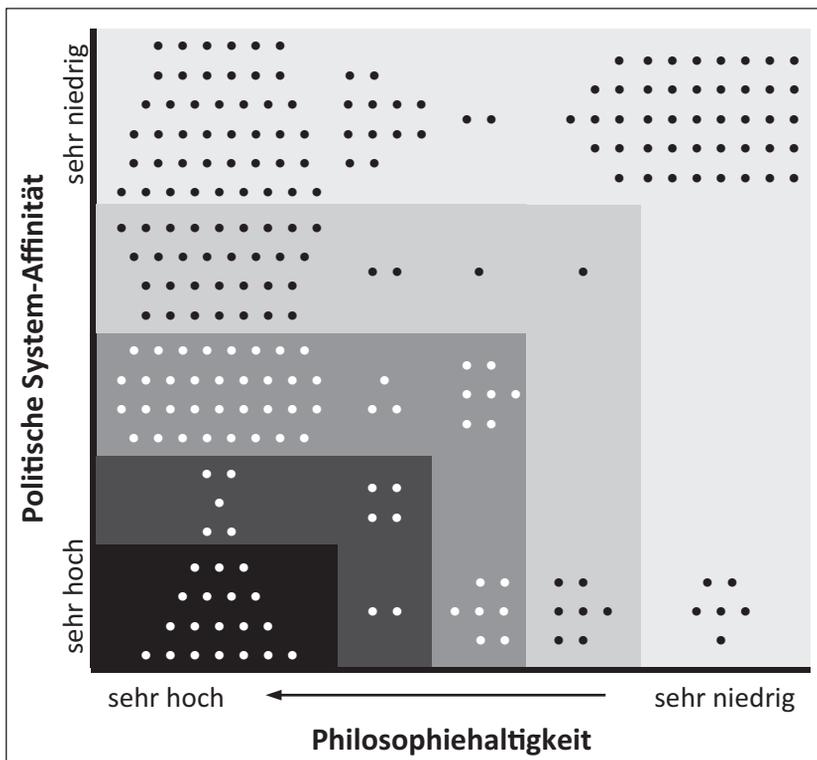
Um diese beiden Fragen zu beantworten, wurden sämtliche selbstständigen Publikationen, die seit 1990 zur Philosophie in der DDR erschienen sind, hinsichtlich zweier Dimensionen ausgewertet: „Affinität zum politischen System“ und „Philosophiehaltigkeit“. Jeder Gegenstand der 260 Buchtitel wurde auf zwei fünfstufigen Intensitätsskalen eingeordnet, so dass Clusterungen erkennbar werden. Das Ergebnis zeigt Übersicht 28. Es lassen sich folgende Auffälligkeiten notieren:

- Philosophiezugehöriges Denken, dessen Philosophiehaltigkeit eher gering ausgeprägt (und das dafür meist umso politikhaltiger) war, findet nach dem Ende der DDR nur dann Interesse, wenn es sich um politisch oppositionelles Denken handelte. Die zentralen Namen sind hier Havemann und Bahro.
- Die vielen Denkerzeugnisse etablierter DDR-Philosophen, die sowohl affirmativ politiknah als auch philosophiefiern waren, sind dagegen faktisch kein Gegenstand philosophiehistorischer Betrachtungen oder Erinnerungen.
- Die Intensität der Befassung mit in der DDR betriebener Philosophie nimmt tendenziell zu, je philosophiehaltiger die damaligen Texte, Themen und Debatten waren.
- In den ersten drei Quintilen der Dimension „Philosophiehaltigkeit“, die hohe bis mittlere Philosophiehaltigkeit ausdrücken, ist die Affinität zum politischen System gleichgültig dafür, ob ein bestimmtes Thema oder eine bestimmte Person zum Untersuchungs- oder Erinnerungsgegenstand wird: In der Dimension „Politische System-Affinität“ verteilen sich die Publikationen sehr gleichmäßig auf alle Quintile.

Am Beispiel der Philosophie lässt sich erkennen, dass die Fachnähe der konkreten Gegenstände DDR-wissenschaftsgeschichtlicher Untersuchungen und Dokumentationen eine wichtige, aber nicht die alleinige Rolle spielt. Nicht nur philosophisches Denken interessiert den retrospektiven Deutungsbetrieb, sondern auch philosophierendes Politisieren – allerdings nur dann, wenn es ein oppositionelles Politisieren war. Philosophie als reine Ideologie dagegen ist kaum ein

Gegenstand nachträglicher Aufklärungsanstrengungen. Damit sind die Beiträge, welche die DDR-Philosophie selbst für ihre zentralen hielt, als erste der wissenschaftshistorischen Entsorgungsanstalt überantwortet worden.

Übersicht 28: Publikationen zur DDR-Philosophie in der Matrix „Politische System-Affinität“ / „Philosophiehaltigkeit“



Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack (Hg.): *Eine nachholende Debatte. Der innerdeutsche Philosophenstreit 1996/97*, Hochschule Ost, Leipzig 1998, 234 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/Volltexte/1998_Philo_Heft.pdf

☞ Peer Pasternack: *Mitteilungen über ein philosophisches Nachleben. Die seit 1990 erschienene Literatur zur DDR-Philosophie*, in: Hans-Christoph Rauh, *Philosophie aus einer abgeschlossenen Welt. Beiträge zur Geschichte der DDR-Philosophie und ihrer Institutionen*, Christoph Links Verlag, Berlin 2017 [i.Dr.].

Theologie im Sozialismus

Die Einrichtungen akademischer Bildung und Forschung konfessioneller Prägung in der DDR

Uwe Grelak | Peer Pasternack

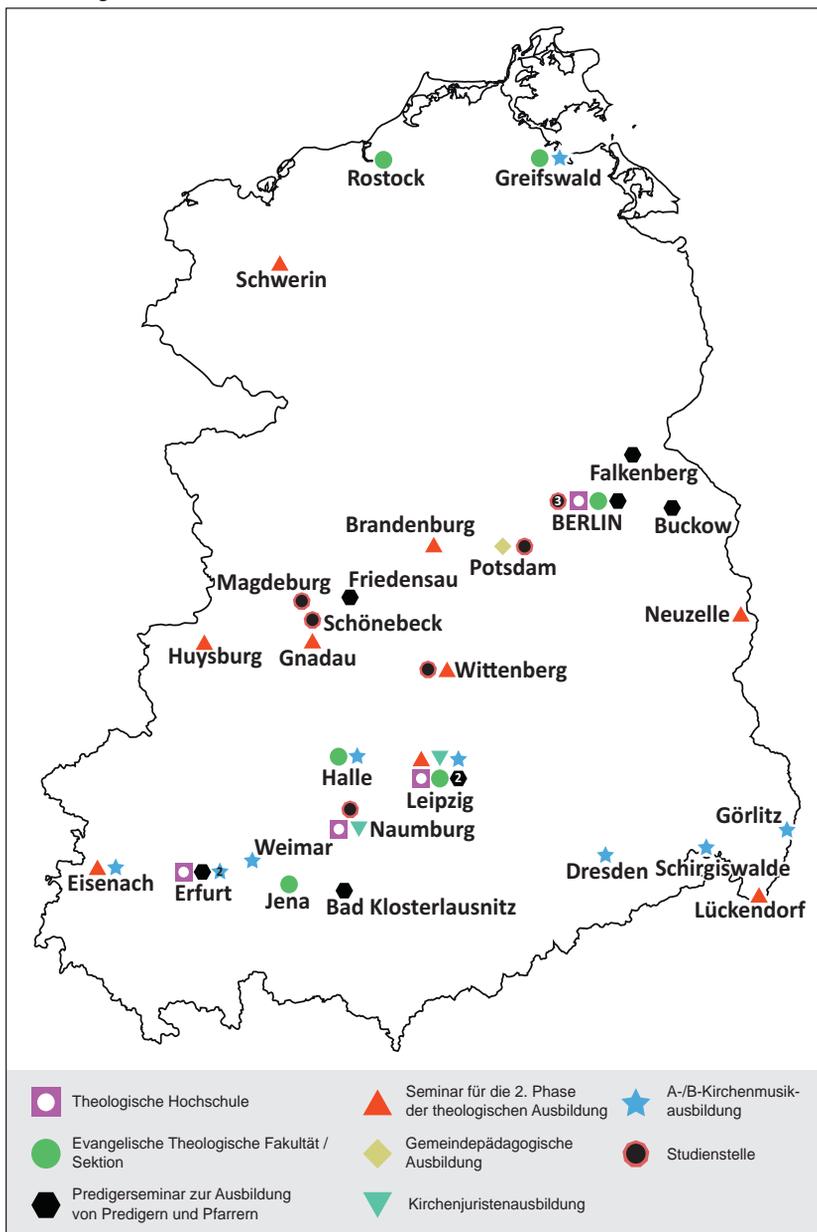
1949, im Jahr der DDR-Gründung, setzte sich die Landschaft konfessionell gebundener akademischer Bildung und Forschung aus 46 Einrichtungen und Arbeitszusammenhängen zusammen. 1989, zum Ende der DDR, bestand sie aus 94 Einrichtungen und Arbeitszusammenhängen. Sie hatte damit während der vier DDR-Jahrzehnte ihre Größe mehr als verdoppelt. Diese Parallelwelt zum staatlich gelenkten Hochschul- und Wissenschaftssystem wurde systematisch recherchiert und erfasst. Damit konnte eine bislang bestehende Lücke in der Dokumentation der DDR-Hochschul- und Wissenschaftsgeschichte geschlossen werden.

Die DDR ist, nach einer Einschätzung von Reinhard Henkys, vermutlich das osteuropäische Land mit der größten Zahl wissenschaftlich-theologischer Lehr- und Forschungseinrichtungen gewesen. Die wenigsten dieser Institutionen verfügten allerdings über eine offizielle, d.h. staatliche Anerkennung als akademische Einrichtungen. Faktisch traf dies nur für diejenigen zu, die Teil einer staatlichen Hochschule waren: die Sektionen Theologie der Universitäten und kirchenmusikalische Ausbildungen an Musikhochschulen, letztere allerdings institutionell bis zur Nichterkennbarkeit herabgestuft. Die sonstigen Einrichtungen waren nur ‚quasi-akademisch‘: Sie lehrten und/oder forschten auf akademischem Niveau, ohne über die formalen Insignien zu verfügen, die das auch nach außen hin kenntlich gemacht hätten.

Die konfessionell gebundene Institutionenlandschaft bestand in ihrem Kern aus folgenden Einrichtungen:

- Theologische Hochschulen: drei evangelische, eine katholische
- evangelische Theologische Fakultäten/Sektionen an den sechs staatlichen Voll-Universitäten
- Predigerseminare zur Ausbildung von Predigern und Pfarrern: drei im Bereich der evangelischen Landeskirchen, fünf sonstiger Konfessionsgemeinschaften
- Seminare für die Vikariats- und Priesteramtskandidaten-Ausbildung: sieben evangelische, zwei katholische
- hochschuladäquate Ausbildungen für Kirchenrecht, wissenschaftliches Archiv-/Bibliothekswesen und Gemeindepädagogik
- A- und B-Kirchenmusikausbildungen an neun Einrichtungen
- Studentengemeinden und Konvikte: 35 ESGn und 22 KSGn sowie sieben evangelische Theologenkonvikte
- Institute ohne Ausbildungsfunktionen: elf.

Übersicht 29: Konfessionell gebundene Institutionen akademischer Bildung und Forschung in der DDR*



* einbezogen sind alle Einrichtungen von 1945 bis 1989, d.h. auch solche, die während der DDR-Jahrzehnte aufgelöst worden waren

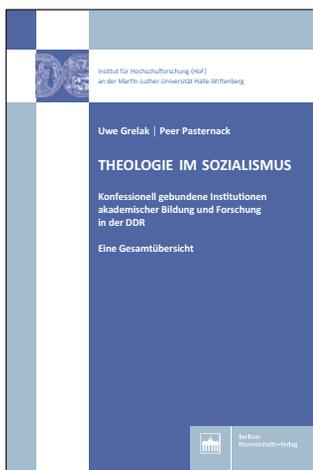
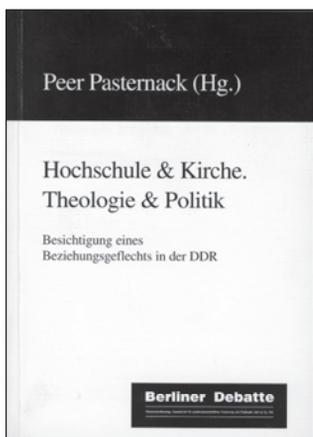
Daneben konnten weitere Arbeitszusammenhänge – wissenschaftlich-theologische sowie kirchlich-theologische Arbeitsgemeinschaften – recherchiert werden, 32 an der Zahl. Schließlich zählte zum hier interessierenden Gegenstand auch eine wissenschaftliche Informationsinfrastruktur in Gestalt konfessionell gebundener wissenschaftlicher Bibliotheken, Verlage und Fachzeitschriften.

Zu jeder der genannten Einrichtungen wurde eine nach einheitlichem Muster strukturierte Profildarstellung mit zentralen Daten und sonstigen Informationen erstellt. Die einzelnen Profile enthalten im Idealfall (d.h. soweit recherchierbar) jeweils Informationen zu zentralen Daten, insbesondere Gründungs- und ggf. Auflösungsdaten, konfessioneller Zugehörigkeit, Trägerschaft, Angaben zum inhaltlichen Profil, Statistisches und Organisatorisches, zu charakteristischen Besonderheiten, wichtigen Ereignissen der institutionellen Geschichte sowie zu Kooperationen und Netzwerkeinbindungen.

Die Auswertung dieser Profildarstellungen ergibt eine Reihe von Informationen zu Struktur und Dynamik des Feldes:

- Einige wenige der hier interessierenden Einrichtungen waren von den Nationalsozialisten aus politischen Gründen geschlossen worden, praktisch alle anderen hatten kriegsbedingt den Betrieb einstellen müssen – und beide strebten nach Kriegsende nach Wiedereröffnung. Das zog sich insgesamt von 1945 bis 1952 hin, geschah für die große Mehrzahl allerdings sehr schnell, nämlich 1945 und 1946. Die entsprechenden Genehmigungen der (insbesondere sowjetischen) Besatzungsbehörden scheinen seinerzeit vergleichsweise großzügig erteilt worden zu sein. 27 Wiedereröffnungen von Einrichtungen und Arbeitszusammenhängen, die bereits zuvor existiert hatten, lassen sich insgesamt verzeichnen.
- Parallel setzten 1945/1946 auch Neugründungen verschiedenster Art ein: Ausbildungseinrichtungen für Prediger, Priester und Kirchenmusiker, Konvente, Zeitschriften, Verlage und wissenschaftliche Diskussionsforen verschiedenster Art. Bis zum Jahre 1949, an dessen Ende die DDR gegründet wurde, gab es 18 solcher Neugründungen. Die Landschaft konfessionell gebundener akademischer Bildung und Forschung setzte sich damit zu Beginn der DDR aus 46 Einrichtungen und Arbeitszusammenhängen zusammen (von denen zwei im Laufe der DDR-Jahrzehnte ihre Tätigkeit wieder einstellten).
- Die folgenden vier Jahrzehnte sahen dann weitere 60 Gründungen. Diese waren z.T. mit dem Staat verhandelt und staatlich akzeptiert, z.T. als rein innerkirchliche Angelegenheit abgewickelt worden. Kontrastiert wurden diese durch zehn institutionelle Abbrüche. Davon gingen je fünf auf staatliche Interventionen und auf innerkirchliche Entscheidungen zurück. Saldiert erbrachten also die Jahre 1950 bis 1989 56 dauerhafte (jedenfalls für DDR-Zeit) Etablierungen.
- 1989, zum Ende der DDR, setzte sich demgemäß die Landschaft konfessionell gebundener akademischer Bildung und Forschung aus insgesamt 94 Einrichtungen und Arbeitszusammenhängen zusammen. Sie hatte damit während der vier DDR-Jahrzehnte ihre Größe mehr als verdoppelt.

■ Relativiert werden muss die oft beklagte Armut der theologisch-wissenschaftlichen Zeitschriftenlandschaft – jedenfalls unter Berücksichtigung der DDR-Verhältnisse: Disziplinen wie Soziologie oder Kunstgeschichte hatten es während der gesamten DDR-Jahrzehnte zu keiner einzigen eigenen Fachzeitschrift gebracht, und andere wie Philosophie und Germanistik waren nicht über jeweils zwei Titel hinausgekommen. Zugleich verfügte die Theologie in der DDR



über drei Zeitschriften sowie zwei mit gewisser Regelmäßigkeit erscheinende Aufsatzreihen, und im Übergangsbereich von Wissenschaft und Praxis boten weitere acht Zeitschriften Publikationsmöglichkeiten für Theologen.

■ Im engeren Sinne (quasi-)akademische Ausbildungseinrichtungen und Forschungsinstitute hatte es 53 gegeben (von denen fünf in den DDR-Jahrzehnten ihre Arbeit einstellen oder einstellen mussten). Während die staatlichen Hochschulen in der DDR mit dem Auftrag beauftragt waren, eine „sozialistische Intelligenz“ hervorzubringen, haben die konfessionell gebundenen Einrichtungen im Kontrast dazu gleichsam eine ‚nichtsozialistische Intelligenz‘ herangebildet.

Im jeweiligen Einzelfall steckten hinter den meisten Gründungen, Umgründungen, Bestandserhaltungen und Abbrüchen zahlreiche, z.T. massive Konflikte und Auseinandersetzungen zwischen Kirche und Staat, häufig langwierige Verhandlungen und Kompromisse, nicht selten Pfiffigkeit und Chuzpe.

Ihre Randständigkeit – die auch den Schutz der Nische bot – suchten die Einrichtungen durch Netzwerkaktivitäten zu relativieren. Innerhalb der DDR war dabei auffällig, dass freikirchliche und landeskirchliche Institutionen kooperierten und ebenso landeskirchliche mit katholischen. Der nichtchristliche Staat lieferte die Anlässe für eine vertiefte

innerchristliche Ökumene. Daneben überschritten die Netzwerkaktivitäten auch in vielfältiger Weise die Landesgrenzen. Die intensivsten Beziehungen wurden in die Bundesrepublik gepflegt, fast gleichauf lag die Kontaktdichte ins (sonstige) westliche Ausland, während die Intensität der Beziehungen nach Osteuropa dagegen deutlich abfiel:

■ Dass die deutsch-deutschen Beziehungen eine besondere Bedeutung hatten, kann kaum verwundern: Die Kirchen und Religionsgemeinschaften sahen in

der staatlichen Teilung eine politische Rahmenbedingung, die sie schon aus historischen Gründen nur bedingt tangierte. Hinzu trat die gemeinsame Sprache, die den Austausch erleichterte.

■ Die Kontakte ins nichtsozialistische Ausland jenseits der Bundesrepublik, sind offenbar – soweit unsere Recherchen nicht täuschen – ganz überwiegend, wenn nicht ausschließlich solche auf der nördlichen Halbkugel gewesen.

■ Die Auskünfte zu osteuropäischen Kooperationen sind in der Literatur spärlich. Auch wenn gewiss (noch) nicht über alles berichtet wurde, was stattgefunden hatte, dürfte dies darauf verweisen, dass die Kooperations- und Netzwerkaktivitäten mit Partnern in der Bundesrepublik und dem westlichen Ausland dann doch als gewichtiger bewertet werden.

Abschließend ließ sich fragen, was aus der dokumentierten institutionellen Landschaft nach dem Ende der DDR geworden ist. Für 78 der Einrichtungen und Arbeitszusammenhänge, die 1989 bestanden, waren entsprechende Informationen recherchierbar. Sie lassen sich wie folgt verdichten:

- 38, d.h. 49 Prozent, sind aufgelöst worden.
- 22 Einrichtungen und Arbeitszusammenhänge (28 %) existieren fort.
- 18 (23 %) sind mit einer anderen Einrichtung fusioniert bzw. in eine solche integriert worden.
- Dabei fanden acht Fusionen bzw. Integrationen zwischen ostdeutschen Einrichtungen statt und zehn zwischen Ost und West. Letzteres stellte häufig eine Situation wieder her, wie sie bis 1969 bereits bestanden hatte – also bis zu dem Zeitpunkt, als aufgrund sowohl der Akzeptanz der faktischen deutschen Zweistaatlichkeit als auch staatlichen Drucks zahlreiche Ost-Verselbstständigungen innerhalb bisher gesamtdeutscher kirchlicher Strukturen stattgefunden hatten.

Zusammengefasst: Die Hälfte der Einrichtungen und Arbeitszusammenhänge, die 1989 bestanden hatten, wurde in den zurückliegenden 25 Jahren aufgelöst. Rund ein Viertel existiert bis heute fort, und ein weiteres Viertel wurde mit anderen Einrichtungen zusammengelegt.

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack (Hg.): *Hochschule & Kirche. Theologie & Politik. Besichtigung eines Beziehungsgeflechts in der DDR*, Edition Berliner Debatte, Berlin 1996, 399 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Theol_Gesamt.pdf

☞ Uwe Grelak/Peer Pasternack: *Theologie im Sozialismus. Konfessionell gebundene Institutionen akademischer Bildung und Forschung in der DDR. Eine Gesamtübersicht*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 349 S.

☞ Uwe Grelak/Peer Pasternack: *Konfessionell gebundene Institutionen akademischer Bildung und Forschung in der DDR. Bibliografie der Artikelpublikationen 1990–2016*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2016, 59 S.; URL <http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Einzelartikel-Bibliographie-KoBi-ab-1990-Tertiaer.pdf>

Ein sperriger Intellektueller

Otto Kleinschmidt am Kirchlichen Forschungsheim Wittenberg (1927–1953)

Peer Pasternack | Antje Schober

1927 war in Wittenberg ein „Forschungsheim für Weltanschauungsfragen“ gegründet worden, das bis 2004 als „Kirchliches Forschungsheim“ (KFH) existierte. Die Einrichtung, gegründet von der Kirchenprovinz Sachsen, sollte sich dem Dialog zwischen Naturwissenschaften und Theologie widmen – mit dem Ziel, den Christen klarere Durchblicke durch die evolutionstheoretischen Thesen und Gedankengebäude zu verschaffen, welche zur Begründung des Atheismus herangezogen wurden. Seine prägende Figur war Otto Kleinschmidt, der das Forschungsheim durch drei politische Systeme hindurch leitete.

Kleinschmidt war Theologe und Pfarrer, Ornithologe und Entomologe, begabter Tierzeichner und Präparator, zoologischer Systematiker, Weltanschauungspublizist, Ausstellungsmacher, Herausgeber mehrerer Schriftenreihen und Dozent am Evangelischen Predigerseminar Wittenberg. Für seine Formenkreislehre, den eigenständigen Entwurf einer neuen zoologischen Systematik, hatte er 1923 die medizinische Ehrendoktorwürde der Universität Halle erhalten. Die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina wählte ihn 1926 zu ihrem Mitglied.

Seit 1927 war Kleinschmidt als Provinzialpfarrer in Wittenberg tätig. Neben seiner Tätigkeit als Forschungsheimleiter predigte, traute, taufte und konfirmierte er in Wittenberger Kirchen. Publizistisch war er außerordentlich aktiv. Neben theologischen Schriften verfasste er insbesondere ornithologisch-naturwissenschaftliche Studien, publizierte von Wittenberg aus die vogelkundliche Zeitschrift „Falco“, die Monografienreihe „Berajah“ und begründete 1949 die bis heute erscheinende populärwissenschaftliche „Neue Brehm Bücherei“.

Das Wittenberger Forschungsheim leitete Kleinschmidt durch drei politische Systeme hindurch. Sowohl zu den Nationalsozialisten als auch den Kommunisten suchte er 1933 bzw. nach 1945 Anknüpfungspunkte. In beiden Fällen ergaben sich alsbald unüberbrückbare Differenzen. Kleinschmidt erscheint als das, was landläufig eine schillernde Figur genannt wird.

2004 bis 2007 sichtete und ordnete das Institut für Hochschulforschung im Auftrag der Evangelischen Akademie Sachsen-Anhalt den damals in Wittenberg lagernden Nachlass von Otto Kleinschmidt (und bereitete ihn damit zugleich für die professionelle Archivierung vor: 2009 konnte das Konvolut in das Archiv der Leopoldina in Halle überführt werden). Die zeitweilige Affinität Kleinschmidts zum „wissenschaftlichen“ Rassismus um 1933 war Gegenstand einer 2005 am HoF erarbeiteten Magisterarbeit. Anschließend übernahm es das Institut, die Vorbereitung einer Ausstellung zu Leben und Werk Kleinschmidts wissenschaft-

lich zu begleiten. Diese Ausstellung wurde 2007 aus Anlass des 80. Gründungsjahrestages des Kirchlichen Forschungsheimes gezeigt. In diesem Zusammenhang war HoF auch Mitveranstalter der Tagung „Zwischen Biologie und Bibel. Der neue Streit um die Evolution und das Beispiel Otto Kleinschmidts“, die im Oktober 2007 in Wittenberg stattfand.

Unter Ornithologen hat Kleinschmidt bis heute einen exzellenten Ruf als Vogelkundler, Vogelzeichner und Präparator. Sein Singvogel- und sein Raubvogelbuch werden bis in die Gegenwart als Reprints neu aufgelegt. Zugleich sah sich Kleinschmidt, von der Ausbildung her Theologe, als übergreifender Systematiker und dilettierte als Anthropologe. Den Dialog zwischen Naturwissenschaften und Theologie betrieb er eher kämpferisch: „Kein neuen Fundamente! Die alten sind gut, und alles, was echt evangelisch war, hat sich auf sie gegründet. Ein Glaube, der aus den festesten Tatsachen heraus geboren ist, hat eine wissenschaftliche Begründung, Rechtfertigung oder gar Entschuldigung nicht nötig.“

Andererseits betonte er die Verbindung von Religion und Naturwissenschaft. Die Naturwissenschaft komme dann der Religion entgegen, wenn sie Ordnung und Harmonie in der Natur aufweise und damit geeignet sei, die religiöse Aufmerksamkeit auf das dahinter verborgene Göttliche zu lenken. Kleinschmidts wissenschaftliche Arbeit beinhaltete den Versuch, naturwissenschaftliche Erkenntnisse in eine christliche Weltanschauung zu integrieren.

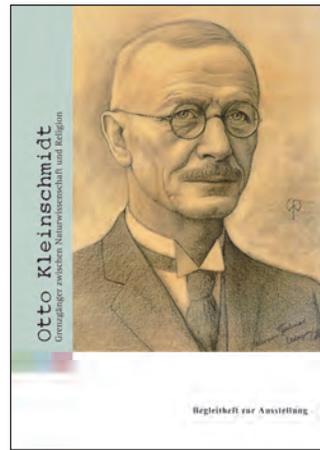
Bereits im Jahr 1900 hatte Kleinschmidt eine neue zoologische Systematik entwickelt, wengleich ihm die allgemeine Zustimmung der Fachwelt dafür versagt blieb: Seine sog. Formenkreislehre nahm vorweg, was heute polytypische Art oder Superspezies genannt wird. In den Folgejahren übertrug er seine vorrangig ornithologisch gewonnenen Erkenntnisse auf die gesamte Tierwelt und überführte sie schließlich in rassenkundlerische Aussagen über den Menschen.

Zwar wirken die Kleinschmidtschen Klassifikationsversuche menschlicher Ethnien aus heutiger Sicht befremdlich, doch bewegten sie sich damals, in den 1920er Jahren, durchaus im Rahmen des seinerzeitigen nachdarwinschen Mainstreams. Vordergründige Hierarchisierungen von menschlichen ‚Rassen‘ fanden sich hier nicht. 1933 allerdings hat Kleinschmidt dann seine Ansichten ins Rassistische radikalisiert.

„Blut und Rasse“ und „Kurzgefaßte deutsche Rassenkunde“ hießen nun seine Publikationen: Die „Rassen stehen auf verschiedenen Entwicklungsstufen“, und der „natürliche Vorrang der deutschen Rasse“ müsse anerkannt werden. „Rassen und Nationen“ galten Kleinschmidt als „Gottes Gartenbeete“, woraus er folgerte, die evangelischen Christen hätten „die Pflicht, eugenische Bestrebungen zu beachten, und die Betonung von ‚Rasse und Blut‘ dankbar zu begrüßen“.

Ebenso hatte Kleinschmidt 1933 eine klare Antwort auf die Frage „Wie haben wir uns heute als evangelische Christen zur Judenfrage zu stellen?“: „Nicht jeder Antisemitismus ist von vornherein unchristlich.“ Am Ende stand die imperative Frage: „Wann wachen die germanischen Völker, wann die weißen Rassen auf zu Rassenbewußtsein, das sie zur Rassentreue verpflichtet und verbündet?“

Der Charakter dieser Schriften war der vorherrschenden politischen Linie angepasst. Allerdings konnte Kleinschmidt auch damit nicht reüssieren, sondern wurde vielmehr heftig angegriffen. Doch letztlich ging es bei diesem Konflikt nur um einen Begriffsstreit. Offiziell habe man von nordischer, dinarischer, ostischer, westischer Rasse etc. zu sprechen, nicht jedoch – wie Kleinschmidt es tat – von einer „deutschen Rasse“, die ein Zweig der germanischen Rasse sei, die er wiederum neben anderen einer nordischen Rasse zuordnete. Denn: „Es gibt eine deutsche Sprache, ein deutsches Volk und dergleichen, rassisch jedoch ist Deutschland ein Rassengemisch“, wie das Rassepolitische Amt der NSDAP am 24.10.1934 in einem Rundschreiben an die Gauleitungen verkündete.



Briefe im Kleinschmidt-Nachlass belegen, dass Kleinschmidt bis Ende 1934 in Kontakt zu verschiedenen NS-Dienststellen stand, um für seine Rassenschriften zu werben. 1933 hatte ihn der Kampfbund für deutsche Kultur (KfDK) zum Vertrauensmann für den Stützpunkt im Kreis Wittenberg ernannt. Der KfDK, eine Art Kulturorganisation der NSDAP, wurde von Alfred Rosenberg geleitet. Nach 1934 publizierte Kleinschmidt zum Thema Rassenkunde keine Beiträge mehr. Der Fall zeigt, dass keine grundsätzliche Gegnerschaft zur nationalsozialistischen Weltanschauung nötig war, um mit dem NS-Regime in Konflikt zu geraten.

Insgesamt war Kleinschmidt wissenschaftlich eher ein Außenseiter. Seine Sonderstellung resultierte aus eigenwilligen Interpretationen der Menschheitsentwicklung, da er trotz seiner Darwinismuskritik Evolutionsgedanken und soziobiologische Theoreme in seine Rassenkunde übernahm. Eine Außenseiterrolle kam Kleinschmidt daneben aber auch durch seinen wissenschaftlichen Status – er bewegte sich deutlich außerhalb institutionalisierter Zusammenhänge – und Habitus zu. Seine Teilhabe an wissenschaftlichen Diskursen erfolgte größtenteils über eigene Medien. Diese dienten ihm als Sprachrohr für die eigene Begriffssystematik, seine biologischen Theorien und weltanschaulichen Überzeugungen. Gleichzeitig war die Reichweite dieser Veröffentlichungen aus finanziellen und organisatorischen Gründen begrenzt.

Die wissenschaftliche Isolation hatte er in der Institutionalisierung seiner Arbeit als Leiter des Kirchlichen Forschungsheimes teilweise überwinden können. Die evangelische Kirche und die Stadt Wittenberg hatten Kleinschmidt dafür einen Raum geschaffen, der sich zwar auf einen provinziellen Rahmen begrenzte, gleichzeitig aber auch einen gewissen Schutz bot.

Im Zuge der Entnazifizierung nahm Kleinschmidt 1946 zu seiner Person und zum Kirchlichen Forschungsheim Stellung. In der Beantwortung eines von der Stadt

Wittenberg zugesandten Fragebogen verwies er auf den „antifaschistischen Schauraum“ des Forschungsheimes, den er im Rahmen der nach Kriegsende eröffneten Ausstellung „Der faschistische Wahn vor dem Forum der befreiten Wissenschaft“ eingerichtet hatte. Kaum verwunderlich, fehlte darin eine Auseinandersetzung mit seinen eigenen Schriften von 1933.

1946 trat Kleinschmidt in die CDU ein, kandidierte dann auf der SED-Liste für die Stadtverordnetenversammlung Wittenberg, trat nach entsprechenden Konflikten mit der CDU aus der Partei aus und wurde als Parteiloser gewählt. Ein Jahr später trat er nach politischen Differenzen mit der SED wieder zurück. Er leitete noch bis 1953 das Kirchliche Forschungsheim, bevor sein Sohn dessen Leitung übernahm.

Mit der Berufung Hans-Peter Gensichens zum neuen Leiter im Jahre 1975 begann ein neuer Aufschwung des Forschungsheimes. In den 70er und 80er Jahren wurde es zum Kommunikations- und Vernetzungszentrum der staatsunabhängigen Umweltbewegung in der DDR. 2005 übernahm die Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt das KFH. Die neugegründete „Forschungsstelle Ökologische Bildung und Beratung“ der Akademie setzt seither dessen Tradition und Arbeit fort.

Zum Weiterlesen:

☞ Antje Schober: *Otto Kleinschmidt – Theologe, Naturwissenschaftler, Rassenkundler*. Magisterarbeit, Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig, Leipzig 2005, URL http://www.hof.uni-halle.de/wb-nach-der-uni/download/A_Schober_MA.pdf

☞ Matthias Kopischke/Michael Beileites/Thorsten Moos/Peer Pasternack: *Otto Kleinschmidt. Grenzgänger zwischen Naturwissenschaft und Religion. Begleitheft zur Ausstellung*, Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2007; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/wb-nach-der-uni/download/Ausst_Heft_O_Kl.pdf

☞ *Otto Kleinschmidt – ein sperriger Intellektueller*, in: Jens Hüttmann/Peer Pasternack (Hg.), *Wittenberg nach der Universität. Eine historische Spurensicherung*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2003, URL <http://www.hof.uni-halle.de/wb-nach-der-uni/frame16.html>

Geerbte Tradition

Die Franckeschen Stiftungen und die Universität Halle nach 1945

Jan-Hendrik Olbertz

1945/46 wurden die Franckeschen Stiftungen in die Martin-Luther-Universität eingegliedert und verloren damit ihre rechtliche Selbstständigkeit. In gewissem Maße hielt die Universität zwar den Stiftungsgedanken und die Traditionen der Schulstadt wach, doch die Handlungsspielräume waren inhaltlich wie organisatorisch entschieden eingeengt. Fortan waren die Stiftungsgebäude eng mit den universitären Erziehungswissenschaften verknüpft. 1991 konnte die Selbstständigkeit der Stiftungen wieder hergestellt werden, und es begann eine bis heute andauernde Aktualisierung dieses historischen Erbes.

Das Ende des Nationalsozialismus 1945 fiel nahezu unmittelbar mit dem Ende der Selbstständigkeit der Franckeschen Stiftungen zusammen. In der Sowjetischen Besatzungszone wurden das öffentliche Schulwesen und der Hochschulsektor unter die Kontrolle der Sowjetischen Militäradministration (SMAD) gestellt. Das Schicksal der Franckeschen Stiftungen wurde vor allem durch eine Verfügung der Präsidialregierung vom 4. Dezember 1945 besiegelt, wonach die Stiftungen in ihrer Gesamtheit als Pädagogisches Institut der Universität anzugliedern waren.

Zunächst gab es um die Zukunft der Franckeschen Stiftungen noch harte Auseinandersetzungen mit der Stadtverwaltung. Doch am 20. September 1946 folgte eine Verordnung, der zufolge die Stiftungen als „Franckesche Stiftungen, Pädagogisches Institut der Martin Luther-Universität Halle-Wittenberg“ zum Bestandteil der Universität erklärt wurden. Durch diese Verfügung bestätigte die Provinzialregierung die Stiftungen als *Landesinstitution* (bzw. Teil einer solchen). Dadurch, so die Hoffnung in Halle, könne das Stiftungsziel im Rahmen der Universität zumindest partiell aufgehoben und weiterverfolgt werden.

Die Stiftungen wurden jedoch nicht einfach von der Universität vereinnahmt – in gewisser Beziehung begaben sie sich auch unter ihren Schutz. Dennoch mussten sie für dieses Überlebenskonzept einen hohen Preis zahlen: den Verlust der rechtlichen Selbstständigkeit. Inhaltlich blieben die Stiftungen in gewissem, wenn auch bescheidenem Maße erhalten. Der Stiftungsgedanke und die Traditionen der Schulstadt wurden durch die Universität und ihre Pädagogische Fakultät bzw. die spätere Sektion Erziehungswissenschaften wach gehalten, aber ihre Handlungsspielräume waren inhaltlich wie organisatorisch entschieden eingeengt. Wirklich eigenständige Entwicklungswege blieben für Jahrzehnte versperrt.

Praktische Voraussetzungen für den Vollzug der ‚Vernunftsehe‘ mit der Universität, zugleich auch inhaltliche Basis für die künftige Zusammenarbeit, erwuch-

sen zunächst aus zwei neuen Fakultätsgründungen, die sogar in einem gewissen inhaltlichen Kontext mit den Stiftungen standen: der Arbeiter-und-Bauernfakultät (ABF) mit ihren Vorläufern in Gestalt der Vorstudieneinrichtungen sowie der Pädagogischen Fakultät. Beide fühlten sich – auf je eigene Weise – dem Ort verpflichtet bzw. veranlasst, in einen Diskurs mit der Stiftungsidee zu treten und an dieser damit, keinesfalls immer gewollt, in gewisser Weise auch festzuhalten.

Vor diesem Hintergrund lautete die Forderung, begabten Jugendlichen auch aus unteren sozialen Schichten und ohne Reifezeugnis den Zugang zur Hochschule zu eröffnen. Zu den entscheidenden Umstrukturierungen des universitären Fakultätsgefüges nach dem Ende des Krieges gehörte daher zunächst die Eröffnung der sog. Vorsemaster für Arbeiter- und Bauernstudenten. Sie erfolgte am 3. Mai 1946, und 1949 erhielten alle Vorstudienanstalten als „Arbeiter-und-Bauern-Fakultät“ den Status regulärer Fakultäten.

Diese Einrichtungen vereinigten Elemente von Volksschule, Oberschule und Universität. Zielgruppe waren gemäß ihrer Funktion junge Leute, für die sonst bis auf wenige Ausnahmen nur die Abschlüsse von Volks-, maximal Mittelschulen erreichbar gewesen wären. Sie richteten sich also vor allem an Kinder aus Arbeiter- und Bauernfamilien, aber auch Kriegsheimkehrer, die ihre schulische Bildung durch den Krieg hatten unterbrechen müssen.

In Halle zog die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät 1951 in die Franckeschen Stiftungen. Dort fand sie 1952 in einem eigens errichteten Neubau (Haus 47) ihr endgültiges Domizil. Die Vorsemaster bzw. die ABF verstanden sich nicht nur als Ausbildungsstätten, sondern – vielleicht in erster Linie – auch als Orte der Erziehung:

- Sie dienten unter anderem dazu, „Kader“ heranzubilden, die später führenden Positionen besetzen und dort im Sinne der Regierung agieren würden.
- Erziehungsziele waren das „richtige Bewusstsein“ (antifaschistisch, prosozialistisch, später sozialistisch), politische Zuverlässigkeit, Arbeitsbereitschaft, Disziplin, Kollektivegeist und schließlich ein allgemein „anständiger“ Lebenswandel, insbesondere im Hinblick auf den Umgang mit dem anderen Geschlecht. Zugleich ging es immer wieder um Höflichkeit und Ordnung, eine zum revolutionären Pathos oft nicht recht passende Biederkeit.
- Bevorzugte Erziehungsmethode war der Wettbewerb der Studiengruppen. Schon Ende der 40er Jahre kam nach sowjetischem Vorbild eine ungeahnte Wettbewerbs- und „Selbstverpflichtungsbewegung“ auf. „Stoßbrigaden Vorsemaster“ wurden gebildet, die in ständigen Arbeitseinsätzen den Wiederaufbau der Betriebe vorantrieben. Kampfprogramme wurden aufgestellt, Selbstbekenntnisse abgelegt, Versammlungen abgehalten.

Wie immer man zu der politischen und ideologischen Inanspruchnahme der Vorstudieneinrichtungen steht – in der SBZ und der frühen DDR hatten sie entscheidenden Anteil an der Überwindung des Bildungsmonopols von Angehörigen der Ober- und Mittelschicht. Fast ein Viertel der Absolventen aller Vorstudienanstalten, die anschließend ein Hochschulstudium aufnahmen, sind an den Vorsemastern bzw. der ABF der halleschen Universität zur Hochschulreife ge-

führt worden. Halle beherbergte damit die größte derartige Institution in der SBZ/DDR.

Neben der Vorstudienanstalt gehörte die am 1. Oktober 1946 eröffnete Pädagogische Fakultät zu den universitären Neugründungen nach dem Ende des Krieges. Auch ihr Aufbau stand in einem engen Zusammenhang mit dem Ziel der Heranbildung eines neuen, bald sozialistischen Nachwuchses, hier für den Schulbereich. Die politische Bedeutung, die man der neuen Fakultät zumaß, ist durchaus mit jener der ABF vergleichbar. Den Studierenden wurde per SMAD-Befehl eine Reihe von Privilegien zugestanden, z.B. eine generelle Gebührenbefreiung und die Bevorzugung bei der Stipendienvergabe.

Mit der Gründung der Pädagogischen Fakultät der Martin-Luther-Universität schien sich zunächst die alte Sehnsucht demokratischer Schulreformer nach einer akademischen Ausbildung auch für die Volksschullehrer zu erfüllen. Die Fakultät begann mit 200 Studierenden. Alle Lehrerstudenten besuchten die Vorlesungen und Seminare zur „Allgemeinen Erziehungs- und Unterrichtslehre“ und absolvierten neben ihrer methodischen und schulpraktischen Ausbildung diverse Berufspraktika. Anfang der 50er Jahre gehörte die Fakultät zahlenmäßig zu den größten Fakultäten der Universität.

Mit dem Wachstum der Fakultät wuchsen auch die Auseinandersetzungen mit dem Partei- und Staatsapparat. Sie resultierten aus der politischen Funktionalisierung der Fakultät und der Reglementierung ihrer Angehörigen. Das stieß bei vielen Professoren und Mitarbeitern der Pädagogischen Fakultät auf Widerstand:

- Der Professor für Geschichte der Erziehung und Pädagogik, Albert Reble, widersetzte sich den ideologischen Vorgaben, erfüllte damit „die in ihn gesetzten Erwartungen“ nicht und kehrte der SBZ den Rücken.
- Gleiches gilt für den Bildungssoziologen Max Gustav Lange, Direktor des Soziologischen Instituts und Herausgeber der Zeitschrift „pädagogik“.
- Hans-Herbert Becker, Professor für Didaktik und Methodik, wurde des Revisionismus bezichtigt und verließ nach jahrelangen Auseinandersetzungen 1958 mit nahezu allen seinen Mitarbeitern die DDR.
- Der Psychologe Friedrich Winnefeld konnte sich nur unter schwierigsten Bedingungen an der Fakultät halten, er trat 1953 aus der SED aus, ging aber aus einigen Konflikten mit der Partei- und Staatsgewalt sogar gestärkt hervor.

Im September 1955 ist die Pädagogische Fakultät wieder aufgelöst und als „Institut für Pädagogik“ in die Philosophische Fakultät eingegliedert worden. Mit der sog. III. Hochschulreform Ende der 60er Jahre ging das Institut für Pädagogik in die neue „Sektion Erziehungswissenschaften“ über, die bis 1990 bestand.

Erst am 18. September 1991 konnte das neugegründete Ministerium für Wissenschaft und Forschung des Landes Sachsen-Anhalt die Rechtswidrigkeit und damit Unwirksamkeit der Auflösung der Franckeschen Stiftungen und ihrer Eingliederung in die Universität feststellen. Auf dieser Grundlage gab die Landesregierung den Stiftungen per Beschluss vom 13. Juli 1993 ihre Eigenständigkeit als Stiftung öffentlichen Rechts zurück.

Übersicht 30: Saniertes Hauptportal der Franckeschen Stiftungen 2009



Bis 1997/1998 wurden dann die Institute des neu aufgebauten Fachbereichs Erziehungswissenschaften der Martin-Luther-Universität im Herzen der Franckeschen Stiftungen zusammengeführt. Für die Zusammenarbeit zwischen Universität und Franckeschen Stiftungen nach 1945 ist allerdings nicht allein die Pädagogische Fakultät bzw. die spätere Sektion Erziehungswissenschaften von Bedeutung. Neben dem Engagement der meisten Universitätssektionen bzw. -fakultäten, die im Rahmen der Lehrerbildung ihre unterrichtsmethodischen Wissenschaftsbereiche in den Stiftungen unterhielten und auf vielfältige Weise mit dem historischen Ort kooperierten, müssen auch die nach 1990 neu in die Stiftungen eingezogenen Universitätseinrichtungen Erwähnung finden.

Sie sind fester Bestandteil sowohl des universitären als auch des stiftischen Erneuerungs- und Entwicklungskonzepts. Dazu gehört insbesondere die Theologische Fakultät mit ihrer Bibliothek. Als weitere Einrichtungen der Universität beleben heute das Exzellenznetzwerk „Aufklärung – Religion – Wissen“, das Interdisziplinäre Zentrum für die Erforschung der Europäischen Aufklärung, das Interdisziplinäre Zentrum für Pietismusforschung, das Leopold-Zunz-Zentrum, das Seminar für Judaistik/Jüdische Studien, das Zentrum für Schul- und Bildungsforschung und das Seniorenkolleg die Stiftungen.

Zum Weiterlesen:

☞ Jan-Hendrik Olbertz: *Die Universität Halle und die Franckeschen Stiftungen nach 1945*, in: Ralf-Torsten Speler (Hg.), *Die Universität zu Halle und Franckens Stiftungen*, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle (Saale) 1998, S. 129-148

Vor allem Arbeit

Soziologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1945–1990

Christin Fischer | Peer Pasternack | Henning Schulze | Steffen Zierold

Von 1947 bis 1949 hatte es an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (MLU) bereits ein Institut für Soziologie gegeben, doch eine eigentliche Institutionalisierung des Faches gelang erst 1963 mit der Gründung einer Forschungsgruppe. 1976 startete ein eigenständiger Diplomstudiengang, wobei im jährlichen Wechsel mit der Universität Leipzig immatrikuliert wurde. Damit war Halle einer von drei Standorten, an denen in der DDR Soziologen und Soziologinnen ausgebildet wurden. Neben dem Wissenschaftsbereich Soziologie wurde an mehreren Einrichtungen der halleischen Universität soziologisch gearbeitet, so etwa zur Literatur-, Medizin- und Sportsoziologie.

Soziologie in Halle unmittelbar nach dem Ende des 2. Weltkriegs verbindet sich mit zwei Namen, die allerdings eine im engeren Sinne soziologische Wirkung erst entfalteten, nachdem sie Halle verlassen hatten.

Zum 1.9.1947 war *Max Gustav Lange* als ordentlicher Professor für Soziologie und zum Direktor des Instituts für Soziologie an der Staats- und Rechtswissenschaftlichen Fakultät berufen worden. In seiner (kurzen) halleischen Zeit befasste er sich vor allem mit ideengeschichtlichen, bildungstheoretischen und pädagogischen Fragen, was auch dadurch gefördert wurde, dass er zugleich Chefredakteur der Zeitschrift „pädagogik“ war. Bereits 1949 wechselte Lange an die Pädagogische Hochschule Potsdam.

Interesse als Soziologe weckte er indes vornehmlich nach seinem Verlassen der DDR 1951: 1953 bildete er mit Ernst Richert und Otto Stammer an der DDR-Abteilung des FU-Instituts für politische Wissenschaft in West-Berlin eine Arbeitsgruppe „Neue Intelligenz“. Diese gelangte frühzeitig zu der These, dass die kommunistischen Herrschaftssysteme nicht monolithisch-starre, sondern historisch-dynamische Gebilde seien und band dies argumentativ an das „Problem der ‚neuen Intelligenz‘“. Diese werde für die Wirtschafts- und sonstige Planung benötigt, doch zugleich Sorge die Lösung des „Intelligenzproblems“ für eine Umgestaltung des totalitären Systems, denn: Die Erfordernisse der Wirtschafts- und Verwaltungspraxis seien wichtiger als die Logik der gesellschaftlichen Perspektive.

Damit wurde früh vorweg genommen, was in den 60er Jahren durch Peter Christian Ludz prominente Meinung werden sollte. Ein seinerzeit viel zitiertes Buch Langes war „Totalitäre Erziehung“ (1954), 1955 folgte „Wissenschaft im totalitären Staat“, und aus dem Nachlass erschien ein Jahr nach seinem Tod noch eine „Politische Soziologie“ (1964).

Ähnlich wie bei Lange verhielt es sich mit einem anderen soziologisch relevanten Hochschullehrer: *Leo Kofler*. Er hatte Anfang Dezember 1947 seine Habilitationsschrift „Zur Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft“ eingereicht und wurde bereits am 5. März 1948 zum Professor für Geschichtsphilosophie an die MLU berufen. Die Berufung erfolgte gegen den Widerstand der Fakultät. Offizielle Begründung: „Seine gesamte Zielsetzung ist theoretisch-soziologisch, nicht geschichtlich-soziologisch“. Inoffiziell gefiel die marxistische Orientierung Koflers nicht.

Bereits nach zwei Jahren war er aber auch bei der SED nicht mehr gelitten. Im Februar 1950 trat er aus der SED aus und verließ die Universität, um sich ein halbes Jahr später in den Westen abzusetzen. Dort wurde er ein bedeutender Analytiker und Kritiker des stalinistischen Bürokratismus (wie auch des sozialdemokratischen Revisionismus). Er legte 1951 die Schrift „Marxistischer oder stalinistischer Marxismus“ und 1952 „Das Wesen und die Rolle der stalinistischen Bürokratie“ vor. Als bald profilierte er sich dann mit scharfsinnigen soziologischen Analysen der westlichen Gesellschaften.

Im akademischen Betrieb der Bundesrepublik blieb er als unorthodoxer Marxist randständig. Ähnlich wie Max Gustav Lange hatte Kofler seine wirkliche Bedeutung als soziologischer Analytiker weniger in seiner kurzen Hallenser Zeit erlangt, sondern in den anschließenden Jahren in Westdeutschland.

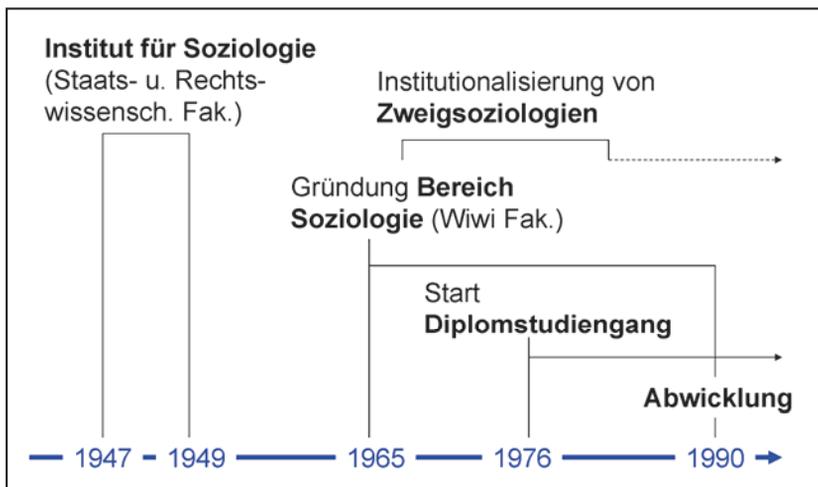
In den 50er Jahren gab es keine soziologische Forschung und Lehre an der MLU. 1963 nahm die Soziologie einen neuen Anlauf zu ihrer Halleschen Institutionalisierung, indem eine „Kommission für konkret-soziologische Forschung“ gegründet wurde. Diese befasste sich vor allem mit universitätsinternen Studentenbefragungen. Politisch wurde in dieser Zeit die Notwendigkeit soziologischer Forschung dadurch erkannt, dass ein Bedarf an rationalen Grundlagen gesellschaftlicher Systemoptimierung entstand.



 LEIBNIZ-UNIVERSITÄT HALLE-WITTENBERG	Institut für Hochschulforschung (HoF) an der LEIBNIZ-UNIVERSITÄT HALLE-WITTENBERG	
	Christian Fischer Peer Pasternack Henning Schulze Steffen Zierold Soziologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg: Dokumentation zum Zeitraum 1945 – 1991	
5'13	HoF-ARBEITSBERICHTE	

So nahm Anfang 1965 eine „Soziologische Abteilung“ ihre Arbeit auf. Sie hielt zunächst soziologische Ergänzungsveranstaltungen für Studierende anderer Disziplinen ab. Später umgegründet zum „Wissenschaftsbereich Soziologie“ an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, verantwortete die Einrichtung 1968 bis 1974 Nebenfachstudien für Studierende der Wirtschaftswissenschaften. 1976 schließlich startete der Diplomstudiengang Marxistisch-leninistische Soziologie. Seit 1973 wurden zudem Postgradual- und Weiterbildungsstudien für Arbeits-, Industrie- und Betriebssoziologie angeboten. Die Lehrpläne waren zentral erstellt und galten für alle drei Soziologie-Studienorte Leipzig, Berlin und Halle (sowie für den Fernstudienstandort Rostock). Halle war in Gestalt des Wissenschaftsbereichsleiters Rudhard Stollberg aber prominent in die Erarbeitung der Lehrpläne eingebunden. Die zentralen Studienbereiche im Diplomstudium waren Geschichte der Soziologie bzw. Klassiker der Soziologie, Theorie der Soziologie, Methodik der soziologischen Forschung, Arbeits-, Industrie- und Betriebssoziologie sowie diverse Zweigsoziologien.

Übersicht 31: Zentrale Daten zur Entwicklung der Soziologie in Halle zwischen 1945 und 1990



Rudhard Stollberg hatte die Leitung des Wissenschaftsbereichs von 1965 bis 1990 inne. Die Personalausstattung bestand aus ihm als Leiter/Professor, zwei DozentInnen, drei bis vier unbefristeten wissenschaftlichen MitarbeiterInnen und einer wechselnden Anzahl befristeter wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen.

Die Forschung des Wissenschaftsbereichs hatte ein grundsätzliches und durchgehendes Hauptthema: das Verhältnis der Menschen zur Arbeit. Dabei wurde insbesondere die Kollektivität der Arbeit als Quelle individueller Anerkennung betrachtet – dies vorzugsweise im Kontrast zur Hausarbeit von Frauen. Das Forschungsprogramm fand sich durch zahlreiche Projekte in den Bereichen Arbeits-, Industrie- und Berufssoziologie (AIBS) untersetzt. Arbeitsmotivation,

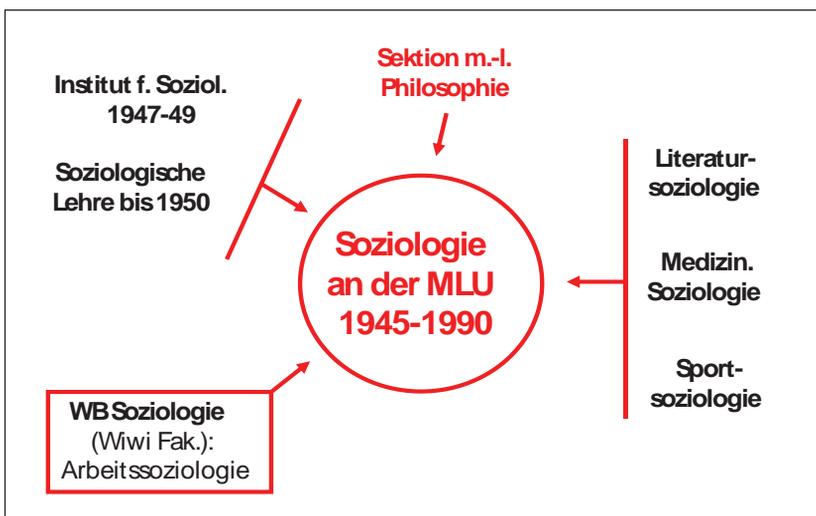
Schichtarbeit, Arbeitsverhalten oder das „Kulturell-technische Niveau der Werk-tätigen“ waren entsprechende Forschungsthemen.

Politisch wurden vom Wissenschaftsbereich Soziologie Beiträge zur Optimierung von Arbeitsprozessen in der Industrie erwartet. Vollständig pflegeleicht waren die MLU-Soziologen dabei nicht, wie man auch in der westdeutschen DDR-Forschung wahrnahm: „Der Hallenser Arbeitssoziologe Rudhard Stollberg blieb der *einzigste*, der ... grundsätzliche Kritik an der Schichtarbeit wagte“, vermerkte der Bochumer DDR-Forscher Dieter Voigt 1986.

Die arbeits- und industriesoziologische Forschungsorientierung prägte auch die Lehre und das Studium in Halle. Seit 1971 unterhielt der Wissenschaftsbereich ein Lehlabor im VEB Mansfeld Kombinat. Durch dieses hatten die Studierenden die Möglichkeit eigener arbeits- und betriebssoziologischer Forschungen und waren unmittelbar in die Realisierung des Forschungsprogramms des Wissen-schaftsbereichs eingebunden.

Zudem zeigte sich der AIBS-Schwerpunkt des halleschen Soziologiestudiums da-rin, dass in diesem Bereich auch die studienbegleitenden Praktika zu absolvie-ren sowie, im Regelfall, die Diplomarbeiten zu schreiben waren. Mit dieser Schwerpunktsetzung waren die Lehrinhalte zugleich konkrete Berufsvorberei-tung für den beruflichen Einsatz als betriebliche Koordinatoren der Arbeit in der Industrie oder in der soziologischen Forschung.

Übersicht 32: Soziologische Aktivitäten an der Universität Halle-Wittenberg zwischen 1945 und 1990



Die Hallesche Arbeitssoziologie war vor allem empirisch orientiert und arbeitete eher theorieentlastet: Zu den interessanteren Kontroversen etwa zum Arbeitsbegriff oder zur Entfremdung kamen die Beiträge vornehmlich aus philosophi-

schen Instituten, insbesondere in Berlin, nicht aus der Arbeitssoziologie in Halle, aber auch nicht aus dem Zentralen Forschungsinstitut für Arbeit (ZFA) Dresden.

Hierin zeigte sich eine Besonderheit soziologischen Arbeitens in der DDR: Allgemeine Soziologie oder soziologische Gesellschaftstheorie gab es so nicht, da deren Gegenstände in der Systematik der Wissenschaften dem Historischen Materialismus als einer Teildisziplin der marxistisch-leninistischen Philosophie zugewiesen waren. Infolgedessen entstanden auch in Halle entsprechende Arbeiten nicht in der Soziologie, sondern an den Sektionen Marxistisch-leninistische Philosophie bzw. Marxismus-Leninismus.

Daneben wurde auch an anderen Bereichen der Universität soziologisch gearbeitet. So hatte die Literatursoziologie eine dauerhafte zweiköpfige Bastion an der Sektion Germanistik und Kunstwissenschaften. Die Sportsoziologie wurde durch einen Wissenschaftler an der Sektion Sportwissenschaften (mit)vertreten. An den Bereichen Sozialhygiene und Marxistisch-leninistische Ethik der Medizinischen Fakultät wurde unter anderem Medizinsoziologie betrieben.

Insoweit lassen sich zusammenfassend für die Nachkriegsjahrzehnte bis 1990 an der Universität Halle-Wittenberg drei Stränge soziologischen Arbeitens festhalten, die jeweils unterschiedlich institutionell beheimatet waren:

- Gesellschaftstheorie im Sinne einer Allgemeinen Soziologie im Bereich der Philosophie bzw. der ML-Sektion (1947–1990);
- Wissenschaftsbereich Soziologie mit eigenem Studiengang und Konzentration auf Arbeits-, Industrie- und Berufssoziologie, wobei auf Grund curricularer Notwendigkeiten auch über AIBS hinausgehende Themenfelder wie Soziologiegeschichte und soziologische Methoden abzudecken waren (1965–1990);
- Bindestrich-Soziologien an Fachsektionen (Mitte der 60er Jahre–1990).

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack/Reinhold Sackmann (Hg.): *Vier Anläufe: Soziologie an der Universität Halle-Wittenberg. Bausteine zur lokalen Biografie des Fachs vom Ende des 19. bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2013, 256 S.

☞ Christin Fischer/Peer Pasternack/Henning Schulze/Steffen Zierold: *Soziologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg: Dokumentation zum Zeitraum 1945 – 1991*, Institut für Hochschulforschung (HoF) an der Martin-Luther-Universität, Halle-Wittenberg 2013, 56 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/ab_5_2013.pdf

Hochschulpädagogik, Studentenforschung und Hochschulökonomie

Ostdeutsche Hochschulforschung bis und nach 1989

Johannes Keil | Peer Pasternack

Forschung über Hochschulen war in der DDR im wesentlichen Hochschulpädagogik, Hochschulökonomie incl. Hochschulverwaltungslehre und Studentenforschung. Die Ausstattung war bemerkenswert komfortabel, das inhaltliche Output stark systembezogen. Zwischenzeitlich, in den 90er Jahren, war die ostdeutsche Hochschulforschung dann vorrangig Hochschultransformationforschung. Heute bewegen sich ihre Potenziale in den ostdeutschen Flächenländern unterhalb der ohnehin schwachen Institutionalisierungsdichte, über welche die Hochschulforschung in Westdeutschland verfügt.

Hochschulforschung gab es dem Namen nach in der DDR nicht – der Sache nach schon: Sie lief aber unter den Titeln Hochschulpädagogik, Hochschulökonomie usw. Das einschlägige Zentralinstitut hieß „für Hochschulbildung“ (ZHB), freilich ohne sich in seiner Arbeit allein auf Bildungsfragen zu beschränken. Bedeutende Ressourcen waren in Hochschulökonomie incl. Hochschulverwaltungslehre gebunden, zu einem wesentlichen Teil war die DDR-Hochschulforschung Studentenforschung, und durch die weitflächige Vertretung der Hochschulpädagogik hatte sie einen starken pädagogischen Schwerpunkt. Viele der Analysen, die diese Horizonte überschritten, fanden dagegen in der sozialwissenschaftlichen *Wissenschaftsforschung* statt.

Die Hochschulpädagogik war in der DDR an allen Universitäten und an zahlreichen weiteren Hochschulen, meist innerhalb der Pädagogik-Sektionen, vertreten. Anfang der 80er Jahre gab es insgesamt 39 Hochschullehrer/innen, die für dieses Gebiet berufen waren; hinzu trat ein entsprechender Unterbau an MitarbeiterInnen. Hier hatte es einen Gleichklang mit der Expansion der Hochschuldidaktik in Westdeutschland gegeben.

Daneben existierten in der DDR einschlägige außeruniversitäre Einrichtungen: das dem Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen (MHF) nachgeordnete Zentralinstitut für Hochschulbildung (ZHB) in Berlin-Karlshorst und die Arbeitsstelle für Theorie und Methodik der Lehrerbildung an der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften (APW). Daneben waren in diesem Zusammenhang auch das Institut für Fachschulwesen in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz), gleichfalls dem MHF nachgeordnet, relevant, ebenso die soziologische Studentenforschung, die am Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig (ZIJ) und an verschiedenen Hochschulen betrieben wurde, schließlich das Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft (ITW) der Akademie der Wissenschaften, das sich der Wissenschaftsforschung widmete.

Hinsichtlich der Forschungsergebnisse, die in diesen Strukturen erarbeitet wurden, sind die typischen Ambivalenzen sozialwissenschaftlicher Resultate in einem politisch determinierten Wissenschaftssystem zu entdecken. Neben empirischer Apologetik finden sich ernsthaften Bemühungen entsprungene Texte. Bei genauer Betrachtung lässt sich auch eine gewisse Diskrepanz zwischen der zeitgenössischen politischen Kritik an der DDR-Hochschulforschung, insbesondere der Hochschulpädagogik, und den Inhalten, die von dieser geliefert wurden, entdecken. Dazu können die politischen Wünsche an die Erkenntnisleistungen der Hochschulpädagogik einerseits und deren Erkenntnisproduktion andererseits kontrastiert werden:

■ Die Politik forderte: Die Hochschulpädagogik solle das politische Engagement, die wissenschaftliche Produktivität und das pädagogisch-methodische Können des Lehrkörpers so herausbilden, dass sie ihrem erzieherischen Auftrag gerecht würden. Die Hochschulpädagogik solle helfen, „die sozialen Beziehungen zwischen Lehrenden und Studierenden auf der Grundlage einheitlicher politischer und weltanschaulicher Positionen so zu entwickeln“, dass die Studierenden eine Basis für hohe Leistungsansprüche an sich selbst und ergebnisorientiertes Arbeiten entwickelten.

■ Die Hochschulpädagogik lieferte: Untersuchungen zu studentischer Individualität, selbstständigem wissenschaftlichen Arbeiten der Studierenden, zu variablen Studienplänen und neuen Lehr- und Studienformen. Diese rückten in den 70er und 80er Jahren verstärkt in den Vordergrund der Forschungsaktivitäten. Damit wurde offenkundig auf veränderte Lebensstilorientierungen und Werthaltungen der jungen Generation, wie sie insbesondere die Untersuchungen des Zentralinstituts für Jugendforschung in Leipzig zutage förderten, reagiert. Die jungen Erwachsenen wurden selbstständiger, anspruchsvoller und rückten wie selbstverständlich private Lebensziele gleichrangig neben politisch induzierte.

Etwas schematisierend zusammengefasst: Die Politik wünschte Strategien, um Einheitlichkeit herzustellen, und die Hochschulpädagogik lieferte Differenzierungen.

Die breite Vertretung der Hochschulpädagogik in Ostdeutschland änderte sich nach 1990 gründlich. Die Pädagogik-Sektionen wurden abgewickelt, d.h. für eine „logische Sekunde“ aufgelöst und anschließend als Fachbereiche Erziehungswissenschaften neu gegründet. Bei den Neugründungen wurde die Hochschulpädagogik bzw. -didaktik nicht berücksichtigt. Infolgedessen gab es in den östlichen Bundesländern bis zum Start des „Qualitätspakt Lehre“ (2012) keine Professuren für Hochschulpädagogik bzw. -didaktik mehr. Meist galt das Gebiet als eines, das inhaltlich innerhalb der Erwachsenenpädagogik mit abzudecken ist. Auch die außeruniversitären Einrichtungen wurden abgewickelt. Dort, wo es institutionelle Nachfolgelösungen gab, blieben diese ohne hochschulpädagogische/-didaktische Färbung.

Jan-Hendrik Olbertz nannte dies einen bewusst unternommenen „Transformationsverzicht“. Der Hintergrund dessen: Der Auf- und Ausbau der DDR-Hoch-

schulpädagogik sollte in erster Linie die Vermittlung staatlicher Direktiven ermöglichen und erleichtern:

- Zum einen sollte die Effizienz und die Steigerung der Qualität der Lehre an den Hochschulen vorangetrieben werden.
- Zum anderen war das Fach dahingehend angelegt, den wissenschaftlichen Nachwuchs auch durch die Hochschulpädagogik zu systemtragenden, ideologisch zuverlässigen Hochschulkadern auszubilden.

Vor dem Hintergrund des Letztgenannten war es schwierig, im Zuge der Hochschulumgestaltung nach 1990 Mehrheiten für eine Fortführung dieser hochschulpädagogischen Lehr- und Forschungsaktivitäten zu gewinnen. Dass jedoch auch darauf verzichtet wurde, Hochschul*didaktik* zu etablieren, hatte mehr damit zu tun, dass diese Anfang der 90er Jahre in Westdeutschland einen schweren Stand zu haben begann. Infolgedessen wurden an den ostdeutschen Hochschulen hochschuldidaktische Fragen ein knappes Jahrzehnt lang faktisch nicht bearbeitet. Erst Ende der 90er Jahre entstanden auch dort vereinzelt hochschuldidaktische Initiativen – nunmehr im Zuge der neuen Debatte um die Qualität der Lehre.

Neben den hochschulpädagogischen Professuren waren innerhalb der ostdeutschen Hochschulen nach 1989 auch weitere Einrichtungen der Hochschul- und Wissenschaftsforschung verloren gegangen: an der Humboldt-Universität zu Berlin die Sektion Wissenschaftstheorie und -organisation (WTO), die Diplom-Wissenschaftsorganisatoren (oder wie man heute sagen würde: Wissenschaftsmanager) ausbildete; kleinere Forschungsstellen wie das „Laboratorium für Studentenforschung“ an der Universität Leipzig und vergleichbare Einrichtungen etwa an der Hochschule für Verkehrswesen Dresden oder die „Arbeitsgruppe Jugendforschung (Studenten)“ an der TU Dresden. Ebenso sind die oben erwähnten außeruniversitären Einrichtungen abgewickelt worden.

Zugleich lassen sich auch einige (z.T. temporäre) Vereinigungsgewinne nennen. In den 90er Jahren war die Hochschulforschung in Ostdeutschland im wesentlichen Hochschultransmutationsforschung, insofern der Umbau des Hochschulsystems analytisch flankiert wurde. Dazu war eine Reihe öffentlich finanzierter Einrichtungen mit hochschulforscherischer Relevanz neu gegründet worden:

■ Die Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst, institutionell im ZHB wurzelnd, deren Gründung sich wesentlich einem Interesse des Bundesbildungsministeriums verdankte, die ostdeutsche Hochschultransformation zu begleiten. Die Projektgruppe betrieb 1991-1996 empirische Hochschulforschung mit besonderer Betonung quantitativer Erhebungen.

■ Nachdem die Projektgruppe Hochschulforschung 1996 planmäßig ausgelaufen war, schloss sich eine weitere Neugründung an: das Institut für Hochschulforschung (HoF) an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. HoF beschränkt sich nicht mehr allein auf die Betrachtung der regionalen Entwicklungen in Ostdeutschland, hat dort gleichwohl weiterhin einen Schwerpunkt. Gesichert werden konnten mit der Gründung von HoF nicht zuletzt auch die zeitgeschichtlich wertvollen Bestände der früheren ZHB-Bibliothek.

■ Die Forschungsgruppe Wissenschaftsstatistik bzw., seit 1997, Wissenschaftstransformation am Wissenschaftszentrum für Sozialforschung Berlin wurde 1992 aus WissenschaftlerInnen des vormaligen Akademieinstituts für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaften (ITW) gebildet und erstellte vor allem wissenschaftssoziologische, nicht zuletzt statistische Analysen der ostdeutschen Wissenschaftstransformation. Berücksichtigung fanden dabei sowohl die universitäre, außeruniversitäre als auch die Industrieforschung. Die Gruppe lief 2003 aus.

■ Aus dem Zentralinstitut für Jugendforschung (ZIJ) Leipzig mit seiner Abteilung Studentenforschung wurde einerseits eine befristete Regionalstelle des Deutschen Jugendinstituts München (DJI) gegründet, die aber nur eine Sicherung von Daten und sonstigen empirisch relevanten Unterlagen vornahm. Daraus entstand später die DJI-Außenstelle Halle (Saale), die allerdings keine Studentenforschung mehr betreibt. Zum anderen baute die Leipziger Außenstelle der Hochschul-Informationssystem GmbH (HIS) auf ZIJ-Personal auf. Ihr inhaltlicher Schwerpunkt lag und liegt auf empirischer Studentenforschung.

■ Hochschulforschung und wissenschaftszeitgeschichtlich relevant ist im weiteren die Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung mit Sitz in Berlin: Als Einrichtung des Deutschen Instituts für Internationale Pädagogische Forschung Frankfurt a.M. pflegt, sammelt und ergänzt sie diejenigen Bestände, die auf die Bibliothek und das Archiv der DDR-Akademie der Pädagogischen Wissenschaften (APW) zurückgehen.

Werden die abgewickelten und neugegründeten Institutionen der ostdeutschen Hochschulforschung sowie ihre Personalstellen saldiert, so ergibt sich freilich für die Mehrzahl der früheren DDR-Hochschulforscher/innen eine berufsbiografisch und sozial gravierende Entinstitutionalisierung. Fazit:

■ Dort, wo auch die ZHB-Forschung eine kritische Funktion wahrnahm, geschah dies – ihrem Kontext, Auftrag und Selbstverständnis entsprechend – vornehmlich systemimmanent (wie es, nebenbei, für die meiste Normalwissenschaft sozialwissenschaftlicher Provenienz in allen Gesellschaften gilt). Die Bemühungen zielten darauf, im Rahmen des marxistischen Paradigmas gültige, d.h. wahrheitsfähige Aussagen zu produzieren. Wo daraus Konflikte resultierten, lassen sie sich in der Regel als Systemoptimierungskonflikte kennzeichnen. Der Streit mit den Funktionären ging um die Gestaltung des gemeinsamen politischen Projekts, nicht um dessen Infragestellung.

■ Die Forschung über Hochschulen ist in Deutschland generell schwach institutionalisiert. Im Zuge der deutschen Neuvereinigung ist es nicht gelungen, daran grundsätzlich etwas zu verändern. Institutionelle Absicherungen entsprechender Personen und Forschungszusammenhänge in Ostdeutschland gab es vornehmlich im Rahmen der Hochschultransformationsforschung. Sie profitierten damit in erster Linie von politischen und innerwissenschaftlichen Bedürfnissen nach Dokumentation und Analyse eines gesellschaftlichen Großexperiments. Weniger hingegen profitierten sie von spezifisch hochschulbezogenen Aufklärungsbedürfnissen. Im ganzen bewegt sich die verbliebene Hochschulfor-

schung in Ostdeutschland unterhalb der ohnehin schwachen Institutionalisierungsdichte, über welche die Hochschulforschung in Westdeutschland verfügt.

Zum Weiterlesen:

☞ Johannes Keil: *Professoren und Pädagogik? Die Entwicklung der Hochschulpädagogik an der Humboldt-Universität bis 1989*, in: *die hochschule* 1/2010, S. 165–182.

☞ Peer Pasternack: *Neu sortiert. Institutioneller Wandel der ostdeutschen Hochschulforschung 1990–2000*, in: *Zeitschrift für internationale erziehungs- und sozialwissenschaftliche Forschung* 1-2/1999, S. 169–186.

☞ Johannes Keil/Peer Pasternack: *DDR-Hochschulpädagogik und Hochschuldidaktik im Osten. Eine Entkopplungsgeschichte*, in: *HDS-Journal* 1/2010, S. 12-17; URL https://www.hds.uni-leipzig.de/fileadmin/media/HDS_Journal1-2010.pdf

Weiterbildung an DDR-Universitäten

Das Beispiel Humboldt-Universität zu Berlin

Johannes Keil

Zeitweise war in der DDR in bestimmten Wissenschaftszweigen mehr als die Hälfte aller Studierenden in Weiterbildungsstudienformen immatrikuliert. Die Humboldt-Universität galt hierbei als ‚Schrittmacher‘ im Hochschulwesen: Dort wurden neue Angebote ausprobiert, bevor sie auch an anderen Hochschulen Anwendung fanden. Obwohl die hochschulische Weiterbildung oftmals im Windschatten der Planwirtschaft stattfand, gewannen fast alle Weiterbildungsformen institutionelle Stabilität. Es wurde angenommen, dass die Weiterbildung an Hochschulen fast automatisch dem Effizienz-Paradigma zugänglich sei. Zugleich aber erwies sich die Weiterbildung als eine Aufgabe jenseits von planbarer Kontinuität.

Fragt man nach den staatlichen Motiven für die akademische Weiterbildung, so entsteht erst ab der Dritten Hochschulreform Ende der sechziger Jahre – die auch als Antwort auf eine angenommene Beschleunigung der Wissensproduktion gedacht war – ein relativ einheitliches Bild. Wie in anderen Segmenten des DDR-Bildungswesens wurde versucht, bildungspolitische Antworten auf volkswirtschaftliche Notwendigkeiten zu finden. Mittels zunehmender Effizienz sollte die Arbeitsproduktivität gesteigert werden. Dabei hatte die Erwachsenenbildung den spezifischen Beitrag zu leisten, die Arbeitskräfte mit hinreichender Leistungsbereitschaft, Leistungsvermögen und Innovationskraft auszustatten.

Allerdings stellte sich mit der Zeit heraus, dass es sich hierbei keineswegs um eine kontinuierliche, planbare Aufgabe handelte. Deshalb wurde die Erwachsenenbildung dann auch nicht ins *einheitliche sozialistische Bildungssystem* integriert. Vielmehr blieb ein flexibles ‚Weiterbildungssystem‘ bestehen und wurde weiterentwickelt, das Bildungserfordernisse durch Ad-hoc-Maßnahmen bedienen sollte. Dieser situativ-pragmatische Umgang mit dieser Bildungsform, der Lehrenden und Teilnehmern erhebliche Freiheiten eröffnete, wurde auch ermöglicht, weil Weiterbildung keine ideologischen Hemmnisse entgegenstanden, da dieses Bildungssegment in der klassischen marxistisch-leninistischen Theorie weitestgehend unberücksichtigt geblieben war.

Am Beispiel der Humboldt-Universität wurde der These nachgegangen, ob der Hochschulbereich in der DDR mit seinen Weiterbildungsangeboten zwar Forderungen zu bedienen hatte, die von staatlichen Stellen formuliert wurden, sich jedoch aus dem Fehlen einer ideologischen Begründung und aus strukturellen und praktischen Notwendigkeiten erhebliche Spielräume für die Gestaltung der Weiterbildungsmaßnahmen ergaben. Zur Prüfung wurden – mit einem besonderen Augenmerk auf die Zeit seit der Dritten Hochschulreform 1968ff. – Ursachen, Funktionen, Strukturbildung, Strukturstabilisierung und Inhalte von Wei-



terbildungsangeboten in insgesamt sieben Fächern analysiert. Die Ergebnisse der Fallstudien in Kurzfassung:

■ Die wenige Jahre nach dem Kriegsende aufgelegte postgraduale Ausbildung für Sonderschullehrer beruhte auf der Initiative des erklärten Antifaschisten Reinhold Dahlmann. Zur Durchführung dieses Weiterbildungsgangs setzte er sich für die Gründung des Instituts für *Rehabilitationspädagogik* ein, dessen erster Direktor er auch wurde. Das Erbe, das der Nationalsozialismus der Disziplin hinterlassen hatte, sollte auch durch die Institutsgründung überwunden werden. Die Hauptaufgabe

des seit 1950 bestehenden Instituts bestand in der postgradualen Ausbildung von Sonderschullehrern, bis im Zuge einer geänderten Lehrerausbildung auch ein vierjähriges Fernstudium für Sonderpädagogik eingeführt wurde. Die Institutsleitung verstand es dabei, die Einflussnahmen hinsichtlich einer Erhöhung von ideologischen Studienanteilen an der Ausbildung größtenteils abzuwehren, aber sich trotzdem als unverzichtbarer Teil der Ausbildung von Sonderschulpädagogen zu etablieren.

■ Die *Wirtschaftswissenschaften* arbeiteten als erste Fakultät ein umfassendes Weiterbildungsprogramm aus. Durch dieses breite Angebot wurde vornehmlich versucht, eine mögliche Schließung der Fakultät abzuwenden, denn die Wirtschaftswissenschaften waren in Berlin seit der Gründung der Hochschule für Ökonomie zersplittert und überspezialisiert. Unübersehbar hatte der politische Antrieb zur Gründung der Hochschule für Ökonomie auch darin bestanden, die Lehrkräfte und Absolventen enger an die Staats- und Parteiführung zu binden, als dies mit einer Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät einer Universität möglich schien. Daher schuf die Fakultät der Humboldt-Universität laufend spezialisierte Weiterbildungsangebote, strukturierte sie um oder stellte sie ein. Als Beispiele lassen sich Weiterbildungsstudien für Wirtschaftsprüfer, Mathematik in der Ökonomie, Ökonomie in der Elektroindustrie oder Ökonomie für Wirtschaftsjuristen nennen, alle 1964 eingeführt, aber auch das postgraduale Studium Territorialökonomie von 1966. Nicht nur durch die gezielte Weiterbildung von Staatsfunktionären und betrieblichem Leitungspersonal wollte sich die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät unverzichtbar machen; staatliche Stellen wurden teilweise auch schon in die Konzeption von Weiterbildungsstudienformen einbezogen.

■ Die Erfahrungen dieser Weiterbildungsangebote nutzten die Wirtschaftswissenschaften dann zur Einführung einer besonders innovativen Weiterbildungsform für *Finanzoffiziere der Nationalen Volksarmee* (NVA). Zunächst durch ein Externatsstudium, in dem leitende Finanzoffiziere das Diplom erwarben, konnte die NVA zu einem Partner gemacht werden. Es folgte ein Fernstudium in Militärfinanzen für Finanzoffiziere mit Fachschulausbildung. Schließlich führte man

ab 1969 ein vierjähriges Direktstudium für zukünftige Finanzoffiziere ein. Insgesamt konnte das zunächst mangelhafte Qualifikationsniveau in der Finanzrevision der NVA durch diese Bildungsangebote erheblich gesteigert werden. In der Bundesrepublik wurde – deutlich später – ein ähnlicher Weg zur Professionalisierung der militärischen Finanzaktivitäten beschritten, indem betriebswirtschaftliche Studiengänge an den eigens für die Ausbildung künftiger Offiziere gegründeten Universitäten der Bundeswehr geschaffen wurden.

■ Die Gründung der Sektion *Wissenschaftstheorie und -organisation* und die Einführung des postgradualen Studiums für Personal in der Organisation von Forschung und Entwicklung stand dann schon gänzlich im Zeichen eines Bildungsoptimismus, der sich durch Bildungsexpansion und -planung verwirklichen sollte. Bisherige Beschränkungen postgradualer Studienangebote auf einzelne Wissenschaftsdisziplinen wurden hierbei überwunden, indem verschiedene Sektionen zusammen ein Weiterbildungsprogramm gestalteten. In die Programmgestaltung wurden die Großbetriebe Berlins, die Beschäftigte zum Studium delegierten, teilweise einbezogen. Zuvor war ein wesentlicher Teil der Weiterbildung der technischen Intelligenz von den wissenschaftlichen Gesellschaften, z.B. für Physik, Chemie oder der Kammer der Technik, betrieben worden – meist isoliert und nur auf der Grundlage von Forschungsergebnissen der jeweiligen Bereiche.

■ Ab der Dritten Hochschulreform wurde die hochschulinterne Weiterbildungsart der *Hochschulpädagogik* zur Effektivitätssteigerung der hochschulischen Lehrveranstaltungen mit einem breiten Angebot eingeführt. Der Bereich Hochschulpädagogik an der Humboldt-Universität etablierte ab den siebziger Jahren vier Veranstaltungsformen. Von diesen sind die hochschulpädagogischen Kurse oder Lehrgänge und die Lehrproben hervorzuheben. Durch die Einführung eines neuen Graduierungssystems an den Hochschulen der DDR wurde auch die Lehrbefähigung (*Facultas docendi*) an eine eigenständige Qualifizierungsmaßnahme gebunden, die im Rahmen der beiden Veranstaltungsformen durchgeführt wurde. Von Anbeginn tendierte das hochschulpädagogische Lehrangebot an der Humboldt-Universität jedoch dazu, sich von Elementen der marxistisch-leninistischen Ideologie vereinnahmen zu lassen.

■ Eine andere (und ältere) ‚Querschnittsweiterbildung‘, die sich mit verschiedenen Veranstaltungsformen an alle Hochschulangehörigen richtete, war das seit Anfang der 50er Jahre aufgebaute Lehrgebiet des *Marxismus-Leninismus*. Von der Vermittlung der Lehrinhalte versprach man sich eine Immunisierung der Universitätsangehörigen gegenüber bürgerlichen Gesellschaftsideen. Zunächst wurde schrittweise das marxistisch-leninistische Grundlagenstudium für alle Direktstudenten obligatorisch eingeführt. Es folgte eine spezielle marxistisch-leninistische Weiterbildung für Doktoranden aller Disziplinen, deren Ergebnis ein Drittel der Note des Dokorexamens ausmachte. Auch für die Professoren und Dozenten wurde eine Pflichtweiterbildung in Marxismus-Leninismus etabliert, der sich nur wenige Lehrkräfte entziehen konnten. Und nicht zuletzt wurde in fast allen postgradualen Weiterbildungsformen an der Universität eine spezielle marxistisch-leninistische Weiterbildung durchgesetzt.

■ Einer unstetigeren Variante staatlicher Einflussnahme unterlag die Berliner *Veterinärmedizin* mit ihren Weiterbildungsangeboten. Auf Drängen der Tierärzteschaft war 1953 die Wissenschaftliche Gesellschaft für Veterinärmedizin (WGV) gegründet und nach dem Vorbild humanmedizinischer Standesvertretungen mit der Umsetzung der ersten Weiterbildungsveranstaltungen betraut worden. Teilweise wurde dabei auf Lehrpersonal der Universitäten zurückgegriffen. Eine Motivation von Seiten der Tierärzteschaft für die Gründung der WGV hatte auch darin bestanden, den staatlichen Einfluss auf die tierärztliche Weiterbildung zu beschränken. Jedoch führten die Proteste an der Veterinärmedizinischen Fakultät 1956 – u.a. gegen den obligatorischen Russischunterricht und gegen die Pflichtvorlesungen in Marxismus-Leninismus – nicht nur dazu, dass in der Folge repressive staatliche Maßnahmen gegen die veterinärmedizinische Fakultät durchgeführt wurden und das Personal durch loyaleres ersetzt wurde. Vielmehr stellte sich bei den staatlichen Stellen ein ständiger Argwohn gegenüber der Tierärzteschaft und ihrer Standesvertretung ein. Nicht nur, um für die postgraduale Weiterbildung zum Fachtierarzt eine in der DDR einheitliche Form zu schaffen und sie mit einer gesetzlichen Grundlage zu versehen, sondern auch um direktere staatliche Zugriffsmöglichkeiten als auf die WGV zu etablieren, wurde die postgraduale Weiterbildung zum Fachtierarzt 1970 von der WGV unter anderem an die Humboldt-Universität verlagert.

Führt man diese Einzelergebnisse zusammen, kommt die Untersuchung zu folgenden fächerübergreifenden Erkenntnissen:

■ Die Weiterbildungsangebote in der Nachkriegszeit wurden vornehmlich in Abgrenzung zum Nationalsozialismus aufgelegt, wobei darauf geachtet wurde, dass den politischen Leitlinien nichts zuwiderlief. Zugleich aber eröffneten sich in den ideologisch weniger sensiblen Fächern erhebliche Spielräume (z.B. von der Rehabilitationswissenschaft genutzt). Dann wurde ab der Dritten Hochschulreform mit der akademischen Weiterbildung versucht, bildungspolitische Antworten auf Notwendigkeiten der Volkswirtschaft zu finden. Sie sollte den spezifischen Beitrag leisten, die Arbeitskräfte mit hinreichender Leistungsbereitschaft und -vermögen sowie Innovationskraft auszustatten.

■ Die Strukturbildung war dadurch gekennzeichnet, dass der Ausbau hochschulischer Weiterbildung an der Humboldt-Universität nahezu ohne zusätzliche Mittel bewerkstelligt wurde bzw. werden musste, was wiederum konterkarierte, dass die Dritte Hochschulreform die Weiterbildung für „gleichberechtigt“ mit der bisherigen Lehre und der Forschung erklärt hatte. Gleichwohl wurde seither von staatlicher Seite deutlich mehr Unterstützung für die Einführung von Weiterbildungsangeboten geleistet.

■ Die Strukturstabilisierung gelang dadurch, dass sich entweder das jeweilige Bildungsangebot bewährte, indem ein Mangel behoben wurde, oder dass mit dem Bildungsangebot politischen Vorgaben entsprochen wurde – ggf. wurden auch beide Anforderungen bedient –, und dass die Weiterbildungsangebote vor allem durch die Orientierung an Inhalt und Struktur der Direktstudien nach einer jeweiligen Anfangsphase in der Regel auch eine staatliche Anerkennung erlangten.

■ Inhaltlich schwankten neben der erwähnten Orientierung an den Direktstudien die Anteile der Marxismus-Leninismus-Ausbildung erheblich, obwohl es diesbezüglich relativ starre Vorgaben vom Institut/von der Sektion für Marxismus-Leninismus gab. Ursächlich für die differenzierte Praxis war, dass zwar in den Beschreibungen der ML-Weiterbildungsveranstaltungen formell den Anforderungen Genüge getan wurde, jedoch die konkrete Durchführung von Seiten der Sektion Marxismus-Leninismus nur sporadisch überwacht wurde.

Insgesamt kommt die Untersuchung zu dem Resultat, dass die staatlichen Einflussmöglichkeiten auf die konkrete Ausgestaltung der entstehenden Weiterbildungsangebote auch durch die Dritte Hochschulreform nicht ausgebaut werden konnten. So hatten die verschiedenen Fächer in gewissem Maße faktische Freiräume, inwiefern sie ideologischen Vorgaben nachkamen und staatliche Einflussnahme zuließen: Der Eigensinn der Wissenschaft paarte sich mit zu hohen Kontrollkosten. In fast jedem Fall blieben die zu vermittelnden Inhalte der jeweiligen Fachdisziplin unverbunden mit den Inhalten des Marxismus-Leninismus, weshalb dessen Anteil von den Weiterbildungsteilnehmern wie ein Fremdkörper wahrgenommen werden musste. Der Anspruch der Einheit von Bildung und Erziehung, über die sich eine geschlossene sozialistische Weltanschauung herausbilden sollte, blieb in der hochschulischen Weiterbildung strukturell unverwirklicht.

Anders als in den meisten anderen Bildungsbereichen in der DDR konnten die Hochschulen durch Weiterbildungsangebote eigene institutionelle Akzente setzen und auch institutionelle Strategien verfolgen. Diese Gestaltungsfreiheit blieb der hochschulischen Weiterbildung auch nach der III. Hochschulreform weitestgehend erhalten, da sie nunmehr als ‚natürliches‘ Instrument gesehen wurde, um neue Forschungsergebnisse effizienter in die Praxis zu tragen. Der staatliche Einfluss auf die konkrete Ausgestaltung der entstehenden Weiterbildungsangebote blieb in den meisten Fällen begrenzt. Den verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen gelang es, in Teilen selbst entscheiden zu können, inwiefern sie ideologischen Vorgaben nachkamen und staatliche Einflussnahme zuließen.

Zum Weiterlesen:

☞ Johannes Keil: *Und der Zukunft zugewandt? Die Weiterbildung an der Humboldt-Universität zu Berlin 1945-1989*, AVA – Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 358 S.; online unter <http://www.w.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Und-der-Zukunft-zugewandt.pdf>

Spezialsektor

Militär- und Polizeihochschulen in der DDR

Anke Burkhardt

Hinsichtlich des Qualifikationsniveaus der Lehrkräfte und des wissenschaftlichen Anspruchs blieb das Gros der DDR-Militär- und -Polizeihochschulen hinter den üblichen Standards zurück. Der stark verschulte Studienbetrieb wies ebenso wie die Forschung einen ausgeprägten Praxisbezug auf und folgte strikt den politisch-ideologischen Vorgaben der SED. Im vereinten Deutschland hatten diese Hochschulen keinen Bestand. Ihren Absolventen bescheinigte die KMK jedoch mit wenigen Ausnahmen eine solide fachliche Ausbildung auf Fachhochschulniveau.

Ein strukturelles Spezifikum des DDR-Hochschulwesens war die Untergliederung in zwei Sektoren, beide Bestandteile des „einheitlichen sozialistischen Bildungssystems“, aber jeweils einen relativ eigenständigen Bildungs- und Forschungsauftrag erfüllend:

- Zum einen gab es den Sektor der zivilen staatlichen Hochschulen. Er prägte das öffentliche Erscheinungsbild des Hochschulwesens, war Gegenstand der offiziellen statistischen Berichterstattung im nationalen und internationalen Maßstab und entsprach strukturell im wesentlichen dem bundesdeutschen Hochschulverständnis.
- Der zweite Sektor umfasste die Hochschulen der Nationalen Volksarmee (NVA), der Grenztruppen der DDR und anderer Sicherheitsorgane sowie der gesellschaftlichen Organisationen. Unter diese Kategorie fielen insgesamt 18 Einrichtungen, die sechs verschiedenen Ministerien bzw. Organisationen zugeordnet waren. Sie hatten mehrheitlich keine direktes Pendant in der Bundesrepublik und wurden, gestützt auf den Einigungsvertrag, nach 1990 abgewickelt.

Bezogen auf die Studienplatzkapazitäten lag das Verhältnis der beiden Sektoren in den 1980er Jahren bei ca. 11 : 1. Innerhalb des zweiten Sektors waren ca. neun von zehn Studienplätzen an Militär- und Polizeihochschulen angesiedelt. Das institutionelle Netz der Aus- und Weiterbildung von Offizieren war wie folgt strukturiert:

Hochschulen des Ministeriums für Nationale Verteidigung (MfNV)

- sieben Offiziershochschulen der Teilstreitkräfte, der Grenztruppen und der Zivilverteidigung, darunter eine Spezialeinrichtung für ausländische Militär-angehörige,
- eine militärwissenschaftliche Einrichtung mit Hochschulcharakter und Promotionsrecht,
- drei militärakademische Einrichtungen mit Promotionsrecht, darunter eine militärmedizinische Akademie;

Hochschulen des Ministeriums des Innern (Mdi)

- eine Hochschule für den Einsatz in Dienststellungen der höheren Laufbahn der Deutschen Volkspolizei mit Promotionsrecht,
- eine Offiziershochschule für die Ausbildung von Offizieren der kasernierten Einheiten,
- ein Institut für marxistisch-leninistische Weiterbildung.

Offiziere für Spezialverwendungen erhielten ihre Ausbildung im Ausland an militärischen Lehreinrichtungen der Vereinten Streitkräfte der Staaten des Warschauer Vertrages oder in Kooperation mit zivilen DDR-Hochschulen. Das betraf z.B. Militärdolmetscher, Militärhistoriker, Militärtopographen, Militärökonom, Offiziere des Meteorologischen Dienstes, Kriminalisten und Militärmediziner. An zivilen DDR-Hochschulen wurden für solche Ausbildungen auch einige spezielle Sektionen unterhalten, so die Militärmedizinische Sektion an der

Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald oder die Sektion Militärisches Transport- und Nachrichtenwesen an der Hochschule für Verkehrswesen „Friedrich List“ Dresden.

Die militärischen und polizeidienstlichen Hochschulen hatten gegenüber dem zivilen Hochschulsektor einige Besonderheiten:

■ Für Militär- und Polizeihochschulen waren die im DDR-Hochschulwesen ansonsten üblichen rechtlichen und administrativen Regelungen nur bedingt gültig. Das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen (MHF) trug zwar die Verantwortung für die Verwirklichung einer „einheitlichen sozialistischen Hochschulpolitik“. Zugleich aber hatten die Fachminister – Minister des Innern und Minister für Nationale Verteidigung – das

Recht, für die Militär- und Polizeihochschulen abweichende Regelungen zu erlassen (in abgemilderter Form galt dies auch für Teile des zivilen Hochschulbereichs, z.B. die Pädagogischen Hochschulen mit ihrer Doppelunterstellung unter das MHF und das Ministerium für Volksbildung).

■ Die für die DDR-Gesellschaft insgesamt geltende Vorrangstellung der SED trat an den Militär- und Polizeihochschulen nochmals expliziter in Erscheinung. Sicherheitsfragen wurde oberste Priorität zugemessen – und damit auch der Ausbildung entsprechender Fachkräfte. Es gab daher auch ein politisches Interesse an einer Gleichstellung der Militär- bzw. Polizeihochschulen mit zivilen Hochschulen. Dem musste sich das MHF im Prinzip beugen, während es im Einzelfall auch zu Konflikten kam. Solche traten insbesondere im Zusammenhang mit der Einhaltung des wissenschaftlichen Niveaus bei Hochschullehrerberufungen, der Vergabe des Promotionsrechts und der Verleihung des Hochschulstatus auf. Soweit Einsprüche gegen parteipolitisch motivierte Entscheidungen des



MfNV und des Mdl dokumentiert sind, führten diese jedoch lediglich zu Verzögerungen, ohne grundsätzliche Änderungen zu bewirken.

■ Infolgedessen blieb das Qualifikationsniveau der Lehrkräfte und das wissenschaftliche Niveau der Einrichtungen mehrheitlich hinter den üblichen Standards zurück. Das betraf insbesondere die dominierende Gruppe der Lehroffiziere an Offiziershochschulen, die ihren beruflichen Status eher über Dienstgrade als über wissenschaftliche Leistungen definierten. Dem formal geltenden, ebenfalls dem zivilen Hochschulbereich entlehnten Prinzip der Einheit von Forschung und Lehre wurde nur bedingt entsprochen. Theoretische Themen bildeten im Studium eher die Ausnahme. Die Forschung orientierte sich inhaltlich vor allem am unmittelbaren Bedarf der Ausbildung oder der Einsatzpraxis. Insgesamt hatten die Ausbildungen weniger Hochschulcharakter, sondern entsprachen im wesentlichen gehobenem Fachschulniveau. Ausnahmen hiervon bildeten die mit Promotionsrecht ausgestatteten militärakademischen Einrichtungen.

Übersicht 33: Stellenplan der Offiziershochschulen der NVA-Teilstreitkräfte und der Grenztruppen 1985

	Führungs- kräfte	Lehrkräfte		Sicher- stellungskräfte
		ins- gesamt	darunter Zivilisten	
OHS Landstreitkräfte	380	1.375	215	2.285
OHS Luftstreitkräfte/ Luft- verteidigung (einschl. Militärflieger)	250	695	110	530
OHS Volksmarine	125	235	30	215
OHS Grenztruppen	85	200	35	300
Insgesamt	840	2.505	390	3.330

Quellen: Militärarchiv Freiburg, DVL 4-15/51615, S. 25/26, S. 36/37; eigene Berechnungen

■ Lehre und Forschung wiesen einen ausgeprägten Praxisbezug auf und folgten strikt den einschlägigen politisch-ideologischen Vorgaben. Kennzeichnend war eine enge Verflechtung von Militär- bzw. Polizeidienst und Studium. Die Offiziersschüler bzw. -hörer waren dienstverpflichtet und damit an Befehle gebunden. Das für das DDR-Hochschulwesen generell gültige Prinzip der Einheit von Ausbildung und Erziehung trat prononciert in Erscheinung. Basierend auf der kasernierten Unterbringung der Studierenden erstreckte sich der Erziehungsauftrag auch auf den Freizeitbereich. Die Mehrzahl der Studierenden und fast alle Lehrkräfte gehörten der SED an.

■ Schätzungsweise jeder zehnte Studienplatz stand für „abkommandierte Kader“, mehrheitlich Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS), oder ausländische Militärangehörige und Politfunktionäre, insbesondere aus Ländern der sog. nationalen Befreiungsbewegungen, zur Verfügung. Für diese spezielle Form der Entwicklungshilfe wurde Anfang der 80er Jahre sogar eine Sonderhochschule eingerichtet.

- Militär- und Polizeihochschulen zeichneten sich in Theorie und Praxis durch einen starken internationalen Bezug im Rahmen des östlichen Bündnissystems aus. Hier spielte auch das sowjetische Mitspracherecht in allen Fragen der inneren und äußeren Sicherheit eine wichtige Rolle.

Übersicht 34: Polizeifachliche Hochschulausbildung von Angehörigen der Mdl-Organen Deutsche Volkspolizei, Feuerwehr und Strafvollzug 1981–1985

Einrichtung	Studienform	Fachrichtung	Delegierungen (Pers.)	Anteil
Hochschule der Deutschen Volkspolizei	Direktstudium		655	
	Fernstudium		172	
	Externe		13	
	Höherer akademischer Kurs		52	
	Insgesamt		892	66,8 %
UdSSR	Akademie des Ministeriums für Innere Angelegenheiten		5	
	Feuerwehrtechnische Ingenieurhochschule		25	
	Insgesamt		30	2,3 %
Zivile DDR-Hochschulen	Direktstudium im Rahmen von Vereinbarungen	Gesellschaftswissenschaften	24	
		Kriminalistik	84	
		Brandschutz	30	
		Militär. Nachrichtenwesen	17	
		Militärökonomie	19	
		Sprachmittler	25	
	Direktstudium ohne Vereinbarung	Informatik, Medizin, Bauwesen u.a.	42	
	Fernstudium	Gesellschaftswissenschaften, Wirtschaftswissenschaft, Kriminalistik u.a.	172	
Insgesamt		413	30,9 %	
Hochschulausbildungen insgesamt			1.335	100 %

Quellen: Bundesarchiv, Außenstelle Dahlwitz-Hoppegarten, 46870; eigene Berechnungen

Ungeachtet dieser Spezifika lässt sich jedoch auch eine Reihe von Analogien zum zivilen Hochschulsektor ausmachen:

- Das betraf etwa die zentrale Planung durch das jeweils zuständige Fachministerium sowie das Prinzip der Einzelleitung in Kombination mit beratenden Gremien (Wissenschaftlicher Rat, Räte der Sektionen), die institutionelle Gliederung nach Sektionen und die hierarchische Struktur des wissenschaftlichen Personals.
- Über die Mitgliedschaft in zentralen Gremien (z.B. Wissenschaftlicher Rat für Imperialismusforschung oder Wissenschaftlicher Rat für Soziologie an der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der SED) sowie Kooperationsbeziehungen zu zivilen Lehr- und Forschungseinrichtungen wurde ihre Ein-

bindung in das wissenschafts- und hochschulpolitische System abgesichert und dokumentiert.

- Im Bereich des Studiums bestanden folgende Ähnlichkeiten mit dem zivilen Sektor: die Hochschulreife als Zulassungsvoraussetzung, die Studienformen, der Studienjahresablauf, die Lehr- und Studienformen, die für alle (zivilen und nichtzivilen) Studienrichtungen obligatorischen Fächer Marxismus-Leninismus, Fremdsprachen und Sport sowie die verliehenen akademischen Grade. So erhielten auch die Offiziersschulen etwa zeitgleich mit dem Aufbau der Ingenieurhochschulen den Hochschulstatus.
- Nicht zuletzt vermittelten die meisten Studiengänge vergleichbare Kenntnisse und Fähigkeiten, insbesondere in ingenieurwissenschaftlichen Fachrichtungen, die das Gros der Ausbildungen ausmachten. Dem trug nach der Wiedervereinigung auch die Kultusministerkonferenz Rechnung, indem sie die dort erworbenen Abschlüsse anerkannte.

Zum Weiterlesen:

☞ Anke Burkhardt: *Militär- und Polizeihochschulen in der DDR. Wissenschaftliche Dokumentation*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2000, 182 S.

Kunst + Geschichte

Künstlerische Hochschulen in der DDR

Daniel Hechler | Peer Pasternack

In der DDR gab es im Laufe der Jahrzehnte 22 künstlerische Hochschulen und acht künstlerische Fachschulen, darunter sieben evangelische Kirchenmusikschulen. Diese Ausbildungseinrichtungen waren Teil sowohl des Kunst- und Kulturbetriebes der DDR als auch des tertiären Bildungssystems. Damit unterlagen sie den politischen Konjunkturen zweier Teilsysteme, die mitunter, aber nicht immer synchron liefen, in beiden Fällen aber wechselhaft waren. Wie sind die ostdeutschen künstlerischen Hochschulen in den 25 Jahren seit 1990 mit ihrer jüngsten Zeitgeschichte umgegangen? Das wurde anhand ihrer Publikationen, Websites und Ausstellungen geprüft.

Neben den Kunstakademien und Musikhochschulen gab es auch Hochschulen für Schauspiel und andere theaterbezogene Studiengänge, Tanz und Ballett sowie für Literatur. Besonderheiten der künstlerischen Hochschullandschaft stellen insbesondere die Existenz der Palucca Schule Dresden und des Literaturinstituts „Johannes R. Becher“ Leipzig dar. Erstere war zunächst eine Art Privathochschule der namensgebenden Leiterin und lebte auch als dann staatliche Einrichtung von deren Nimbus. Letzteres galt vielen als Unikum, das etwas Nichtlehrbares, nämlich literarische Kreativität, zu lehren versuchte – während freilich an andere künstlerische Ausbildungen vergleichbare Anfragen, obwohl ähnlich begründbar, nicht gerichtet wurden.

Als eine andere Besonderheit kann gelten, dass es im ansonsten staatlichen Bildungssystem der offiziell atheistisch orientierten DDR auch kirchliche Musikschulen – damals zwar faktisch, aber nicht rechtlich als Hochschulen – gab: im Laufe der Jahrzehnte insgesamt sieben, 1989 noch vier. Dies korrespondiert indes mit dem Umstand, dass es in der DDR auch Theologische Hochschulen in kirchlichen Trägerschaften sowie Theologische Fakultäten an allen sechs staatlichen Volluniversitäten gegeben hat.

Es lassen sich einige prägende politische und kulturpolitische Ereignisse identifizieren, die Richtungswechsel erzeugten, von denen auch die künstlerischen Hochschulen betroffen waren:

- In der Nachkriegszeit bewirkte die Situation der sowjetischen Besatzung einen Druck in Richtung des sog. sozialistischen Realismus,
- bevor der XX. Parteitag der KPdSU mit seiner Abrechnung mit Stalin ein gewisses Tauwetter mit sich brachte.
- Der „Bitterfelder Weg“, 1959 initiiert, sollte Künstler und Kunstausbildung an die Werktätigen und den Produktionsalltag heranführen.
- Der Mauerbau 1961 schien zunächst einer inneren Liberalisierung förderlich, da die ‚störenden‘ Einflüsse von außen minimiert waren.

- Das 11. Plenum des ZK der SED 1965, kulturpolitisch als Kahlschlagplenum in die DDR-Geschichte eingegangen, machte dem ein Ende.
- Der Machtwechsel von Ulbricht zu Honecker 1971 gebar die Losung von „Weite und Vielfalt“ in Kunst und Kultur.
- 1976 beendete die Biermann-Ausbürgerung auch diese Phase.

Zugleich wurden auch aus den künstlerischen Hochschulen selbst Konjunkturwechsel vorangetrieben, wobei wiederum antagonistische Bestrebungen typisch waren. Was Karl-Siegbert Rehberg für die Kunstakademien resümiert,

lässt sich durchaus auf alle künstlerischen Hochschulen in der DDR übertragen: Sie waren „auf dem schmalen Grat riskanter Balancierens zu Produktionsstätten *gleichermaßen* der Kunstnormierung, Künstlerermutigung, Künstlerkontrolle und Künstlerprivilegierung geworden“.

Es gab nicht allein die externe Einmischung mit einschränkenden Folgen für künstlerische und Ausbildungspraxis einerseits und die interne Verteidigung von Teilzonen der Autonomie andererseits. Die Einflussnahmen und die Reaktionen darauf verschränkten sich vielmehr behindernd wie ermöglichend. Typisch war, dass insbesondere die Künstler-Rektoren – der Typus des Funktionärs-Rektors (wie auch des Wissenschaftler-Rektors)

kam nur selten vor – beides miteinander in Einklang zu bringen hatten. Dieser Einklang tönte dann häufig entsprechend schief. Demgemäß gehen auch die zeitgenössischen und retrospektiven Bewertungen über die Amtsinhaber auseinander.

Nach 1989 waren die künstlerischen Hochschulen zuallererst einmal Hochschulen, also vom Umbau der Hochschullandschaft betroffen. Es ging um Strukturen, Finanzen und Integritätsprüfungen. Am Ende haben 14 Hochschulen den Umbau als eigenständige Einrichtungen überstanden. Das Personal jedoch wurde dabei kräftig reduziert. Ursächlich waren dabei allerdings weniger die Integritätsprüfungen als die neuen Stellenpläne. Zwei Hochschulen wurden in andere Einrichtungen integriert (das Literaturinstitut Leipzig und die Theaterhochschule Leipzig); nur eine Hochschule wurde ersatzlos aufgelöst, und dies war keine staatliche Entscheidung (Hochschule für Kirchenmusik Görlitz). Eine Hochschule ist neu gegründet worden (Hochschule für Musik und Theater Rostock).

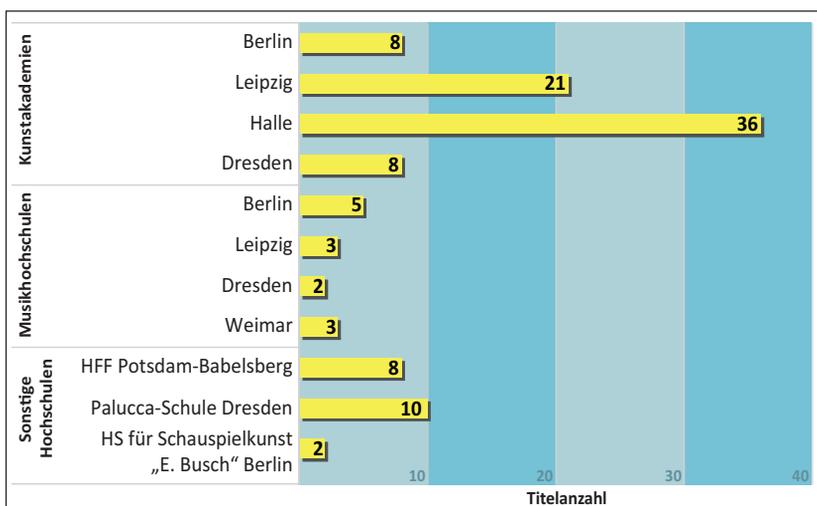
Die ostdeutschen künstlerischen Hochschulen blicken überwiegend auf eine lange Geschichte zurück: Alle – mit Ausnahme der Rostocker Hochschule, die sich jedoch auf zwei Vorläufereinrichtungen zurückführt – bestanden bereits vor 1990. Neun von ihnen ziehen ihre Traditionslinie bis in die Zeit vor dem



Nationalsozialismus. Wie sind die ostdeutschen künstlerischen Hochschulen im den letzten Vierteljahrhundert mit ihrer jüngsten Zeitgeschichte umgegangen? Das wurde anhand ihrer Publikationen, Websites und Ausstellungen untersucht.

Wie an Hochschulen insgesamt, so stellt auch an den künstlerischen Hochschulen das Jubiläum den zentralen Anlass historischer Selbstreflexion dar. Jubiläumsbegleitend publizierten nicht nur größere Hochschulen wie die Burg Giebichenstein, sondern auch mittlere und kleinere Einrichtungen wie die Hochschule für Film und Fernsehen (HFF) in Potsdam-Babelsberg, die Hochschule für Musik in Dresden, die Evangelische Hochschule für Kirchenmusik Halle oder die Hochschule für Kirchenmusik Dresden eigene Festschriften. Dabei handelt es sich um Sammelbände mit teilweise sehr heterogenen Beiträgen: Neben personen- oder fachorientierten Zeitzeugenberichten finden sich auch forschungsbaasierte Artikel. Kennzeichnend ist für die Darstellung der DDR-Jahrzehnte insgesamt ein institutionelles Arrangementgedächtnis, mithin die Betonung der erreichten Leistungen unter schwierigen Umständen.

Übersicht 35: Aufarbeitungsintensitäten nach Hochschulen (selbstständige Publikationen 1990–1915)



Sechs der künstlerischen Hochschulen haben jeweils mindestens drei zeitgeschichtlich relevante Publikationen veröffentlicht. Diese vergleichsweise hohe Publikationsdichte verdankt sich zumeist besonderen Schwerpunktsetzungen:

- So veröffentlichte die Weißenseer *Kunsthochschule Berlin* neben einer Gesamtdarstellung auch Zeitzeugengespräche zur Hochschulgeschichte zwischen 1946 und 1989 sowie Dokumente zur Entwicklung der Hochschule im ersten Nachkriegsjahrzehnt. Diese Veröffentlichungen sowie die Festschrift für einen Hochschullehrer entstanden im Kontext des 50. Gründungsjubiläums.

- Die hohe Publikationsdichte der *Palucca Schule* in Dresden hingegen gründet auf der engen historischen Verkopplung der Schulgeschichte mit ihrer Gründerin und Namensgeberin. Deren bewegte Biografie wurde Gegenstand mehrerer, auch hochschulexterner Monografien. Insgesamt fünf Publikationen – und damit alle zeitgeschichtsbezogenen Veröffentlichungen zur Tanzschule als Institution – gehen dabei auf einen Autor bzw. Herausgeber zurück, der sich darin intensiv mit Palucca und ihrer Schule, aber auch mit dem Verhältnis von Staatssicherheit und DDR-Tanzszene auseinandersetzt.
- Die Publikationen der *Burg Giebichenstein* wiederum entstanden zumeist im Kontext von Ausstellungen zur gesamten Hochschule oder zu Einzelkünstlern, die zugleich Hochschullehrer/innen waren. Neben den Aktivitäten des Archivs und der Kustodie – lediglich die Hallesche Kunsthochschule verfügt unter den ostdeutschen künstlerischen Hochschulen über eine solche – ist hier bemerkenswert, dass die Geschichte der Hochschule zwischen 1945 und 1958 im Rahmen einer Dissertation aufgearbeitet wurde.
- Einen Sonderfall stellt schließlich die *Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst* dar. Zahlreiche Künstler, deren Biografien mit dieser Hochschule verbunden sind, wurden unter dem Label „Leipziger Schule“ Gegenstand größerer Ausstellungen. Deren begleitend erschienenen Kataloge thematisierten gelegentlich die Verbindung der Person – etwa als Professor oder Rektor – zur Hochschule.

Zwölf der heute bestehenden 15 künstlerischen Hochschulen thematisieren auf ihren Webseiten ihre vor-1989er Geschichte. Eine künstlerische Hochschule verzichtet im Rahmen ihres Internetauftritts generell auf eine Darstellung ihrer Geschichte in einer speziellen Rubrik. Diese Hochschule bietet auch andernorts auf ihren Webseiten keine Informationen zu ihrer Geschichte von 1945 bis 1989. Vergleichend hierzu können die webbasierten Selbstdokumentationen der jeweiligen Hochschulgeschichte im Nationalsozialismus herangezogen werden. In den Geschichtsdarstellungen der zehn künstlerischen Hochschulen, deren historische Selbstverortung bis in die Zeit vor 1945 reicht, finden sich sechs direkte und eine indirekte Thematisierung des Nationalsozialismus. Drei Hochschulen dagegen berühren diesen Zeitraum auf ihren Homepages nicht.

Ein weiteres Thema waren schließlich die zeithistorisch relevanten Hochschulnamen – „Ernst Busch“, „Hanns Eisler“, „Konrad Wolf“, „Palucca“. Sie wurden, z.T. nach entsprechenden Diskussionen, beibehalten. Entfallen war nur durch Abwicklung „Johannes R. Becher“ (Übersicht 36).

Übersicht 36: Die Namen künstlerischer Hochschulen mit zeitgeschichtlichen Bezügen

Hochschule	Name	seit	bis	Anmerkungen
Hochschule für Musik Berlin	Hanns Eisler	1964	heute	seit 1990 zwei kleinere Diskussionen über die Beibehaltung des Namens, seitdem großer Konsens über den Namen
Hochschule für Schauspielkunst Berlin	Ernst Busch	1981	heute	keine Infragestellungen der Namenswürdigkeit von E. Busch
Hochschule für Tanz Dresden	(Gret) Palucca	1925	heute	Es handelte sich hier nicht um einen „Ehrennamens“-Verleihung, sondern um die Benennung eines tänzerischen Programms, der durch den ‚Marken‘-namen Palucca beglaubigt wurde. Nach 1989 keine Infragestellungen der Namenswürdigkeit von G. Palucca
Literaturinstitut Leipzig	Johannes R. Becher	1959	1991	durch Neugründung mit Integration in Universität Leipzig entfallen
Theaterhochschule Leipzig	Hans Otto	1967	heute	wird nach der Integration in die heutige Hochschule für Musik und Theater Leipzig als Bestandteil des Institutsnamens weitergeführt
Hochschule für Film und Fernsehen/ Filmuniversität Potsdam-Babelsberg	Konrad Wolf	1985	heute	seit 1990 zwei Diskussionen über die Beibehaltung des Namens. Fragiler Konsens über den Namen

Zum Weiterlesen:

☞ Daniel Hechler/Peer Pasternack: *Künstlerische Hochschulen in der DDR. 25 Jahre zeithistorische Aufklärung 1990–2015*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 143 S.; auch unter <http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/KuenstlerischeHochschulen.pdf>

Parallel zum Grafikdesign

Helmut Brade als Essayist

Gerhard Wünschler

Im Jahr 2015 hat Helmut Brade, Graphiker und Bühnenbildner, sein 700. Plakat veröffentlicht – seit mehr als 50 Jahren gestaltet er Plakate für Theater, Oper, Museen und Kinos. Daneben aber schrieb er immer auch. Seine Essays und Gelegenheitstexte lassen sich lesen als fortlaufender Kommentar zu den künstlerischen und gesellschaftlichen Kontexten eines Werkes, das Brade den Status einer Plakat-Legende verschafft hat.

Helmut Brade (*1937 in Halle/Saale) arbeitete nach seinem Studium an der BURG, der Kunsthochschule Halle, freischaffend zunächst als Maler und Graphiker. 1972 begann er, auch als Bühnenbildner zu reüssieren, zuerst an der Volksbühne Berlin (Ost) für Inszenierungen von Benno Besson und Brigitte Soubeyran, seit Anfang der 1980er-Jahre auch in Budapest und Tübingen. 1986 begann die bis jetzt andauernde Zusammenarbeit mit Peter Konwitschny unter anderem in Halle, Leipzig Basel, Hamburg, Paris, Barcelona, Tokio, Oslo und Kopenhagen. Ein Zitat aus seinem Arbeitsresümee, hier für das Jahr 1982:

„Im Februar mit Otto Möhwald zur Weiterbildung, Kulturbund Ahrenshoop. 4. Mai Christine J. ausgereist. Soutine in Tübingen, Lessinghaus und Bibliothek im Wolfenbüttel. Im Juni Besichtigung von Rechnern und Robotern in Ilmenau, Einführung in die Probleme der Mikroelektronik und das Fluchtverhalten der amerikanischen Küchenschabe, im Juli in Ungarn. Macbeth von Heiner Müller. Vorbereitung von Emilia Galotti in Tübingen. Satyagra von Philipp Glas, Inszenierung Freyer, ein Abend voller Bühnenwunder, Gespräche wegen Mahagonny in Wuppertal. Chabrol die Phantome des Hutmakers, YilmazGüney Jol (Der Weg). Tabori Untergang der Titanic, Schräge, nackte Frauen, Eisklötze; biologischer Schmerz wird dem nicht frierenden Zuschauer zugefügt, man traut sich aus Schuldgefühl nicht zu fliehen, eigenartig modern. 16. November mit Luciano Rizzo einen keinesfalls alten Shiguli bei der Tübinger Autoverwertung verschrottet und Schrottberge fotografiert.“

Brade ist jedoch nicht nur ein bedeutender Bühnenbildner, Plakatgestalter, Grafikdesigner, Hochschullehrer, sondern war zudem 1999 bis 2004 Präsident der Freien Akademie der Künste zu Leipzig. Weniger Aufmerksamkeit fand bislang, dass er ganz nebenher ein veritabler Essayist war, der viel zu Kunst und Künstlern, zum Kunststudium, zum Kommunikations- und Graphik-Design, zur Kunst des Plakatmachens, zur Theaterarbeit und gelegentlich zu Problemen von Stadt und Gesellschaft geschrieben hat.

Die Texte geben in Brade jemanden zu erkennen, der neben seinem eigenen umfangreichen Oeuvre sich für andere Künstler und die Künste engagiert hat. Er hat für Künstler eine beträchtliche Anzahl von Reden zur Eröffnung von deren Ausstellungen gehalten, die nicht jene kunstwissenschaftliche Rhetorik und

Routine benutzen, die diese oft so unverbindlich und unverständlich daherkommen lassen. Seine Würdigungen der Künstler beruhen auf tiefem Verständnis der Kunst und des jeweiligen Künstlers, die zu einer zuweilen tief begründeten Einordnung des Werks verhelfen haben. Notwendige Distanz wird gewahrt, die es ihm möglich macht, wo es nötig erscheint, Kritik zu üben. Meist beruhen seine Einschätzungen auf langjährigen intensiven Kontakten zu den jeweiligen Künstlern und der intimen Kenntnis ihres Werks. In solcher Konstellation wird Kritik Orientierung. Seine Äußerungen haben in Halle dazu geführt, der Kunstszene insgesamt Orientierung zu geben.

Natürlich waren solche zu DDR-Zeiten öffentlich gehaltenen Reden im politischen Sinne selten provokativ, wofür hätte das auch gut sein sollen – eher weisen ironische Untertöne die Richtung, in die die Zuhörer zu denken haben. Aber eins wird man in diesen Texten nicht finden: ein Bekenntnis zur offiziellen Kunstpolitik und der in diesem Sinne geförderten Kunst. Im Gegenteil, wenn sein Verständnis von Kunst einen Leitfaden hat, dann ist es Trauer darüber, was die Hallesche Malerei ohne die ideologische motivierte Beeinflussung (insbesondere während des Formalismusstreits in den 50er Jahren) hätte sein können. Für Brade war das anfangs der 50er Jahre mit den Händen zu greifende, aber dann nach und nach dezimierte Potential dieser Künstlerschaft ein – bilanziert – großer Verlust, den er immer anklingen ließ.

Zu wenig Beachtung hat gefunden, dass Brade inzwischen an fast sechzig Inszenierungen von Oper und Schauspiel beteiligt war. Dies ist der Flüchtigkeit, die der Theaterarbeit generell innewohnt, und der Schwierigkeit geschuldet, Inszenierungen schlecht dokumentieren zu können. Helmut Brade war hier meist als Bühnenbildner tätig. Es gehört aber zum Spezifikum seines Beitrags zu den Inszenierungen, dass dieser sich nicht auf die gestalterische Dimension der Ausstattung beschränkt, sondern eine quasi-dramaturgische Begleitung darstellt. Verschiedene Texte zu Inszenierungen zeigen eine Fähigkeit zur Durchdringung des Stückes, die weit über Überlegungen zur Ausstattung

Übersicht 37: Helmut Brade im Januar 2015 bei der Eröffnung der Ausstellung „Die hundert besten Plakate der Burg“, in der er selbst mit zahlreichen Werken vertreten war



Foto: Norman Posselt

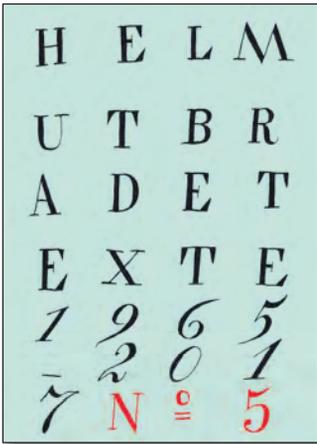
hinausreicht. In dieser Hinsicht war er immer geschätzter Partner im Regieteam.

Hier erfüllte sich eine Berufung zur Theaterarbeit, die immer schon, wie in Selbstzeugnissen dokumentiert ist, angelegt war, der er aber nach dem Abitur wegen einer eher politisch begründeten Ablehnung an der Theaterhochschule Leipzig nicht von Anfang an folgen konnte. Die profunde, anfangs der 50er Jahre noch durchweg humanistisch geprägte Schulbildung, die Brade in der Landesschule Schulpforta erhielt, hatte ihn der Aufnahmekommission nicht geneigt machen können. Eher das Gegenteil war der Fall gewesen. Schulpforta, dass mit seinem Bildungsanspruch sogar die Zeit des Nationalsozialismus verhältnismäßig unbeschadet überstanden hatte, war den Akteuren dieser Neuen Zeit suspekt. Nach 1955 (Brades Abiturjahr) wurde die Schule endgültig und radikal – Lehrinhalte, Lehrerschaft – ideologisch auf die herrschenden Bildungsvorgaben ausgerichtet.

Von 1994 bis 2003 war Brade Professor für Kommunikationsdesign an der Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle. Im breiten Spektrum seiner Neigungen und Wirksamkeit ist ihm das des Lehrenden, wie seinen Bekundungen zu entnehmen, sehr wichtig gewesen. Hier konnte er besonders seine Fähigkeiten ausspielen, Kunst zu gestalten, darüber vor einem weit gefächerten Bildungshintergrund zu reflektieren und dabei Studierende zu eigener, nicht epigonenhafter Produktivität anzuregen. Wenngleich für Grafikdesign zuständig, hat er nicht zugelassen, dass zwischen der „reinen“ und der angewandten Kunst Grenzen gezogen wurden. Er hat seinen Fähigkeiten gemäß die Überzeugung vertreten, dass der angewandte Bereich immer aus der Kunst und dem damit verbundenen Formverständnis gespeist werden müsse.

Immer wieder hat er vor den Verführungen gewarnt, statt auf Verständnis für die Form und der darauf aufbauenden Gestaltung auf die Computermöglichkeiten zu setzen. Nicht dass er die damit verbundenen Werkzeuge nicht zu schätzen gewusst hätte. Es geht ihm als eine Art Credo darum, auf den kreativen Akt des Künstlers oder Grafikdesigners hinzuzuführen, der nicht ausschließt, Computer gelegentlich benutzen zu können, aber nicht darauf reduziert werden darf. Wer seine Plakate besieht, die ja auch bei ihm nicht ohne Hilfe von Computern die endgültige Form bekommen, erkennt, wie diese auf Ideen und deren gestalterischer Umsetzung und der Einordnung in die kulturellen Kontexte beruhen. Das ist nicht etwas, wie er seinen Studierenden überzeugend vermittelt hat, was der Computer leisten könnte. Mit dieser Überzeugung hat er auch viel dazu beigetragen, die sich immer wieder ergebende Kluft zwischen Kunst und Design, die für ihn nie existiert hat, einzuebnen. Auch in dieser Hinsicht war er einer der wichtigen Burg-Lehrer.

Die Stadt, vor allem die Stadt Halle an der Saale, ist für Brade ein großes Thema. Nach seinem Verständnis kulminiert die Kultur im städtischen Leben. Das sind für ihn nicht nur die Stätten der Hochkultur, Theater und Museen. Sein gestalterischer Blick sieht die Stadt in ihrer Wandlungsfähigkeit und mit dem Anspruch, dass ihr Gesamtbild gestalterische Qualitäten haben müsse. Er konnte in Halle gelegentlich – z.B. bei der Gestaltung des Riebeck-Platzes – Beiträge leisten,



aber er hätte wesentlich mehr leisten wollen. Dieser Stadt tief verbunden, schmerzen ihn im Angesicht seines Oeuvres gerade die hier vergebenden Möglichkeiten der Gestaltung der Stadt. Ideen dazu hat er viele entwickelt.

Immer wieder taucht in den Texten eine Skepsis auf, die sich auf die von wirtschaftlichen Kräften getriebene gesellschaftliche Entwicklung bezieht. Es ist vor allem die zunehmende Umweltverschmutzung und die Zerstörung der Natur, die ihn tief besorgt macht, seine utopische Kraft relativiert. Das ist von ihm im Brechtschen Sinne durchaus antikapitalistisch formuliert. Aber wenn es ideologisch

oder radikal werden könnte, schützt ihn eine andere tiefe Überzeugung: dass Kultur und Bürgersinn das Gemeinwesen immer wieder in den Blick zu nehmen haben und positive Veränderungen herbeizuführen sind.

Unverkennbar verwurzelt in Halle, sind es die kosmopolitische Haltung Brades, dessen kritischer Blick auf die Gesellschaft und sein analytischer, aber einführender Blick auf die Künstler, die den Texten in der Gesamtheit über das Konkrete der Aussagen hinaus zeitgeschichtliches Gewicht verleihen. Fesselnd ist es zu verfolgen, wie diese Aussagen über die Wendezeit 1989/1990 hinweg ihre Konstanz bewahren.

Für die herausgeberische Arbeit war es wichtig, neben den Äußerungen zur Kunst, Theater, Literatur, Gebrauchsgrafik und Ausbildung von Künstlern auch diese gesellschaftskritische Dimension aufscheinen zu lassen. Solche motivartig in den Texten wiederkehrenden Äußerungen machen die Äußerungen auch zeitgeschichtlich wertvoll. Die Zusammenschau macht dies überhaupt erst sichtbar.

Das umfangreiche Konvolut von verstreut erschienenen Texten und unveröffentlicht gebliebene Reden aus den Jahren zwischen 1965 und 2017, die zu verschiedenen Anlässen und mit unterschiedlichen Absichten verfasst wurden, erforderte eine herausgeberische Revision. Dabei war es erforderlich, Wiederholungen in den Texten zu beseitigen, ohne das Spektrum der Äußerungen einzugrenzen, was gegen den zeitgeschichtlichen Anspruch der Herausgeberschaft gesprochen hätte. Wichtig war es, einen Künstler zu zeigen, der eine Fülle von Gedanken und eine Vielfalt von Aspekten insbesondere zur Kunst ausbreitet, die in der Gesamtheit von kunst- und zeitgeschichtlichen Wert sind.

Es gestaltete sich als ein aufwendiges Projekt, die Texte zu sichten, zu erfassen und sorgfältig zu redigieren. Es waren vielerlei Recherchen notwendig, um die Texte im Nachhinein noch einordnen zu können. Darüber hinaus erschien es notwendig, durch Anmerkungen, die die Texte direkt begleiten, deren Ver-

ständigkeit auch für jene Leser herzustellen, denen die beschriebenen Zeiten und Gegenständen etwas ferner stehen. Im selben Sinne hat das ausführliche Register zu wirken. Eine zusammenfassende Würdigung der Texte durch den Herausgeber bildet die Summe dieser texterschließenden Arbeit.

Nicht zuletzt verstand sich von selbst, dass auch die Gestaltung des Buches hohen Ansprüchen zu genügen hatte, um dem Autor der Texte nicht zuletzt als Graphiker gerecht zu werden.

Zum Weiterlesen:

☞ Helmut Brade: *Ich zeichne noch Buchstaben. Texte 1965–2017*, hrsg. von Gerhard Wünsch, MMKoehn-Verlag Berlin/Leipzig 2017, 400 S.

Maximalinvasiv

25 Jahre Aufarbeitung der akademischen Medizin in der DDR

Peer Pasternack

Die Hochschulmedizin spielt immer eine gewisse Sonderrolle im Hochschulwesen, so auch in der DDR. Einschlägige Fragen weckten hier besonderes Interesse: In welcher Weise waren die medizinische Forschung und Ausbildung politisch kontaminiert worden? Welche Resistenzen hatte die akademische Medizin gegen nichtfachliche Interventionen auszubilden vermocht? Wie gelang es ihr, den hohen politischen Stellenwert, den die sog. Volksgesundheit genoss, für ihre eigenen Anliegen zu instrumentalisieren?

Die akademische Medizin in der DDR war einerseits Bestandteil des Gesundheitswesens. Dieses nahm in der Selbstbeschreibung des sozialistischen Systems eine zentrale Rolle ein, insofern die Gesundheitsversorgung den sozialen Menschenrechten zugeordnet wurde. Letztere wiederum bildeten – anders als politische Rechte und Freiheiten – das zentrale Legitimationskorsett des DDR-Systems gegenüber seiner Bevölkerung. Andererseits war die akademische Medizin in der DDR Teil eines spezifisch organisierten Wissenschafts- und Bildungssystems, das durch eine starke Politisierung gekennzeichnet war.

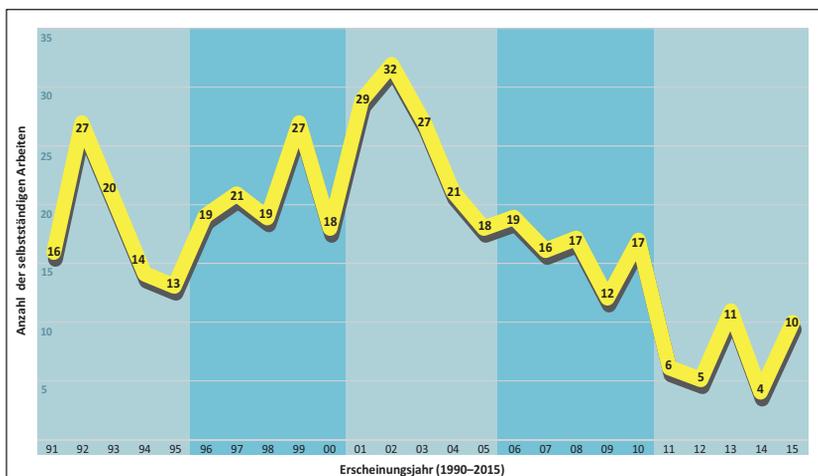
In der akademischen Medizin war denn auch nach 1989 eine beachtliche Intensität des Interesses an der eigenen Fachgeschichte in den zurückliegenden DDR-Jahrzehnten zu beobachten. Statistisch erschienen von 1990 bis 2016 pro Jahr 16,5 selbstständige Arbeiten, insgesamt waren es 448 Titel mit rund 90.000 Druckseiten. Dieses Literaturmassiv ist systematisiert und auf prägnante Auffälligkeiten hin ausgewertet worden.

Bildet man zunächst die 448 selbstständigen Publikationen und (unveröffentlicht gebliebenen) Dissertationen nach ihrem Erscheinungsjahr auf der Zeitachse ab, so ergibt sich die Kurve in Übersicht 38. Im ersten Jahrzehnt des neuvereinten Landes waren pro Jahr durchschnittlich 19 Arbeiten zum Thema erschienen, in den letzten zehn Jahren dann im Schnitt jährlich zwölf. Nimmt man das als Aktivitätsmaß, dann hat sich die Beschäftigung mit der akademischen Medizin in der DDR im Zeitverlauf um knapp 40 Prozent reduziert. Allerdings ist dabei in Rechnung zu stellen, dass in den ersten Jahren nach 1989 ein starker Nachholbedarf an zeithistorischer Forschung und Dokumentation bestand. Dieser war dann auch erst einmal befriedigt. In-



sofern kann hier ein vergleichbarer Normalisierungsprozess konstatiert werden, wie er ebenso bei der Bearbeitung anderer Themen der DDR-Geschichte zu beobachten war.

Übersicht 38: Aufarbeitungsintensitäten im Zeitverlauf



Eine Spezifik der ostdeutschen Wissenschaftstransformation 1990ff. bestand darin, dass diese eng mit Auseinandersetzungen um die Interpretationshoheit über die Vergangenheit verkoppelt war. Dies ergab sich daraus, dass die Beantwortung der Frage, welcher politische Umgang mit den ostdeutschen Hochschulen, Forschungseinrichtungen und ihrem Personal angebracht sei, von den meisten Akteuren mit Deutungsmustern zur DDR-Hochschulgeschichte munitioniert worden war: Die Neugestaltung des ostdeutschen Wissenschaftssystems wurde von den Akteuren entweder in rigoroser Abgrenzung zum vorangegangenen DDR-Wissenschaftssystem betrieben oder im Versuch der Fortführung als positiv bewerteter Elemente, bisweilen auch im Streben nach einer Mischung beider Anliegen. Damit entstand ein Zusammenhang zwischen den Auseinandersetzungen um die Deutungskompetenz zur DDR-Hochschul- und Wissenschaftsgeschichte und der aktuellen Gestaltungskompetenz in der ostdeutschen Hochschulpolitik.

Im Falle der akademischen Medizin trat hinzu, dass sie nicht allein wissenschaftsintern umgebaut worden war. Sie schaffte auch den Zugang auf den freien Markt der Nachrichtenpublizistik. Deren Gegenstand waren zahlreiche zeit-historisch konnotierte Skandalisierungen. Schlagzeilenträchtige Vorwürfe beschäftigten das Publikum:

- Psychiatrisierung politischer Gegner der DDR,
- Benetzung ahnungsloser DDR-Patienten als Testprobanden für westliche Pharma-Erzeugnisse im Erprobungsstadium,

- Spenderorganentnahme an Lebendpatienten, und zwar zur Verwendung wahlweise für greise Führungsfunktionäre oder devisa bringenden Organhandel,
- schließlich die Ertränkung Frühgeborener in Wassereimern.

In überraschender Eindeutigkeit haben sich dann nahezu sämtliche der Vorwürfe als – neutral formuliert – Recherchefehler herausgestellt. Aber bis dahin waren Aufarbeitungsaktivitäten angesagt. Im Laufe der Zeit avancierte dadurch der Untersuchungsbericht zu einer speziellen Aufarbeitungstextsorte.

Ein tatsächlicher medizinischer Forschungsskandal indes ist nie Gegenstand abschließender systematischer Untersuchungen geworden: die vielfach vermuteten Doping-Experimente an DDR-Leistungssportlern und -sportlerinnen und die wissenschaftliche Fundierung des DDR-Dopingsystems. Was hier aufgearbeitet wurde, ist das Dopingsystem im Spitzensport an sich, d.h. die Mechanismen seiner Durchsetzung im sportlichen Alltag. Dabei stand regelmäßig die Verantwortung von Sportfunktionären und Trainern im Mittelpunkt, nicht jedoch die der Wissenschaft.

Das zentrale Thema in der Literatur zur akademischen Medizin in der DDR hingegen ist das Verhältnis von Wissenschaft und Politik. Es durchzieht nahezu alle Darstellungen. Zugleich aber ist die Literatur, die das Verhältnis von Politik und akademischer Medizin *explizit* zum Analysegegenstand erhebt, bislang übersichtlich geblieben.

Für die endvierziger und 1950er Jahre finden sich vor allem die Ideologisierung der Wissenschaften, deren Durchsetzung mit z.T. polizeistaatlichen Methoden und dagegen sich erhebender Widerstand insbesondere in Gestalt studentischer Aktionen aufgearbeitet. Diese Aktionen hatten oft desaströse biografische Folgen, bis hin zu Lagerhaft und Tod.

Zugleich mussten die künftigen Mediziner/innen auch fachlich solide ausgebildet werden. Um dieses Ziel weder von der fachlichen noch der politischen Seite her zu gefährden, wurde eine Durchmischung des Lehrkörpers in Gang gesetzt: Bürgerliche Gelehrte wurden benötigt, um die Qualität von Lehre und Forschung zu sichern; marxistische Wissenschaftler sollten deren „Objektivismus“ neutralisieren. Beträchtliche Teile der 1945 vorzufindenden Medizin-Professorenschaft waren nationalsozialistisch verstrickt gewesen. Im Ergebnis hatte die medizinische Hochschullehrerschaft der frühen DDR die höchste NS-Verstrickungsdichte aufzuweisen: Mitte der 50er Jahre betraf dies die Hälfte ihrer Professoren. Zugleich bildeten SED-Mitglieder unter den Medizinern bis 1961 eine Seltenheit: Mit 13 Prozent waren sie dort deutlich geringer vertreten als im Durchschnitt der Fächer, wo ihr Anteil bereits Mitte der 50er Jahre knapp 30 Prozent betragen hatte.

Besonders leicht machte es die SED den Medizinprofessoren allerdings auch nicht, Vertrauen zu fassen. Wie inhaltlich abstruse Kampagnen der SED ablaufen, wurde den Medizinern schon Anfang der 50er Jahre vorgeführt. Der Vorgang, von dem die Medizin heimgesucht wurde, galt der Durchsetzung der Lehren des russischen Physiologen Iwan P. Pawlow (1849-1936). Mit ihnen sollte

der dialektische Materialismus auch in der medizinischen Forschung richtungsweisend (gemacht) werden. Zum Ende der 50er Jahre jedoch hatte sich die Pawlow-Rezeption erschöpft: Hinhaltender Widerstand der Fachcommunity verband sich mit inneren Widersprüchlichkeiten der politischen Kampagne und mangelnden Erfolgen bei der experimentellen Unterfütterung der überdehnten theoretischen Spekulationen.

Schaut man auf Einzelfächer und Forschungsfelder, so werden einige Auffälligkeiten offenbar. Quantitativ den absoluten Spitzenplatz nimmt die Fächergruppe „Neurowissenschaften, Psychiatrie, Psychologie“ mit 60 Titeln ein. Die Gründe dafür sind vor allem drei:

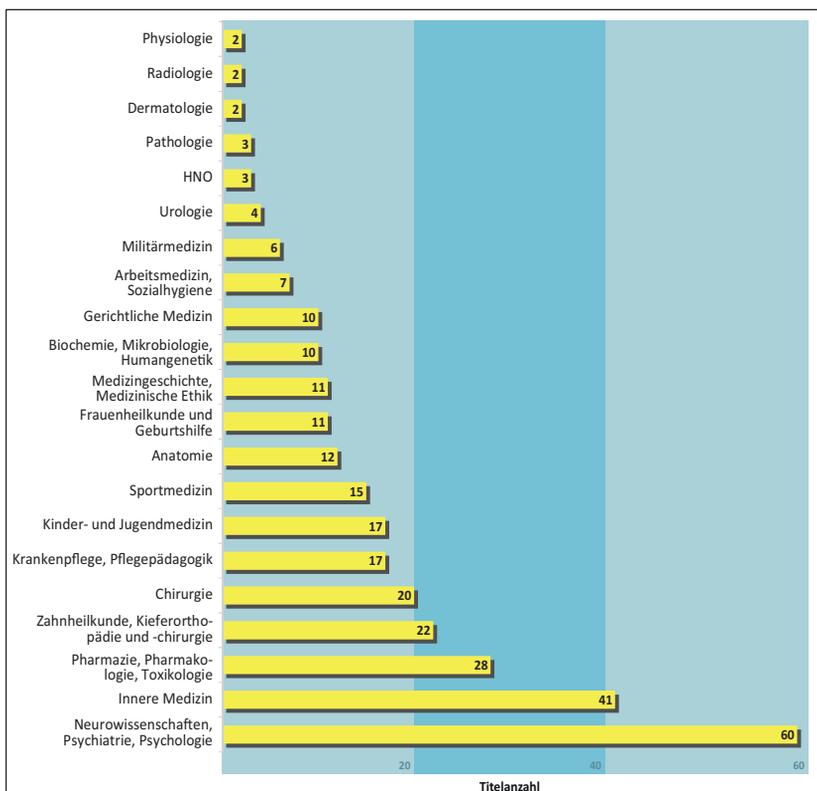
- Allein zehn Publikationen befassen sich mit der DDR-spezifischen Verbindung von Psychiatrie/Psychologie und Repressionssystem.
- Die Geschichte der Rezeption der Psychoanalyse in der DDR ist nach 1989 intensiv aufgearbeitet worden und hat fünf entsprechende Buchveröffentlichungen hervorgebracht. Für die DDR stellte die Psychoanalyse eine Herausforderung dar, da sich ihre Erklärungsmuster und Therapieansätze nicht umstandslos mit dem materialistischen Paradigma herrschender Ausprägung vereinbaren ließen. Insbesondere die Annahme eines ‚Unbewussten‘ passte nicht zur angestrebten ideologischen Erziehung mit der intendierten Folge entsprechender Verhaltensänderungen der Einzelnen.
- Vor allem aber dürfte die Publikationsdichte zu Psychiatrie und klinischer Psychologie darauf zurückgehen, dass beide wie kein anderes medizinisches Fach derart stark von gesellschaftlichen Normen geprägt sind (und diese mit prägen), wenn es um die Definition von Normalität und Devianz geht – allenfalls trifft dies noch für die Medizinische Ethik zu, doch wird diese weit weniger interventionistisch wirksam.

Thematisch wecken auch Untersuchungen Interesse, die sich mit eher überraschenden oder sehr DDR-spezifischen Themen befassen. Überraschend mag es z.B. – jedenfalls für Außenstehende – anmuten, dass es in der DDR eine lange Debatte über Akupunktur gegeben hatte. Die Debatte endete nicht mit Verdammung, sondern mit zunehmender Akzeptanz – was insofern überraschen kann, als sich die Akupunktur dem deterministischen Dogma, das die offizielle Wissenschaftsauffassung in der DDR bestimmte, nicht umstandslos fügte.

Auch die Homöopathie hat eine eigene DDR-Geschichte aufzuweisen. Ab Mitte der 1950er Jahre war die Homöopathie zwar zunehmender Kritik durch die Medizinischen Fakultäten ausgesetzt. Doch tatsächliche Einschränkungen oder gar Verbote gab es nicht. Auch war durch vier pharmazeutische Betriebe eine kontinuierliche Produktion homöopathischer Arzneimittel gewährleistet. Das Engagement weniger Ärzte und Heilpraktiker prägte die Geschichte der Homöopathie in der DDR. Seit den 80er Jahren wurde sie dann als kostengünstige, gut erforschte „Placebotherapie“ betrachtet, die sich zudem in der Bevölkerung großer Beliebtheit erfreute. Insgesamt sei die Haltung des Staates zur Homöopathie ambivalent geblieben: Der Umgang mit ihre Vertretern war willkürlich, aber diese hatten sich immer Freiräume bewahren können.

Mehrere Arbeiten haben sich eines Themas angenommen, dass in der DDR ein Tabu gewesen war: das Suizidgeschehen. Zahlen über Selbsttötungen wurden seit 1963 nicht mehr im Statistischen Jahrbuch der DDR veröffentlicht. Angesichts des Tabus, mit dem das Thema belegt war, überrascht nicht zuletzt ein quantitatives Ergebnis einschlägiger Untersuchungen: In den medizinischen Fachzeitschriften der DDR waren in der Zeit von 1949 bis 1989 ca. 150 Publikationen zum Thema Suizid erschienen.

Übersicht 39: Die Aufarbeitungs- und Publikationsaktivitäten nach Fächern



Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack (Hg.): *Akademische Medizin* (=hochschule ost 2/1997), Leipzig 1997, 203 S.; online unter http://www.hof.uni-halle.de/journal/hefte/1997_2.pdf

☞ Peer Pasternack: *Akademische Medizin in der DDR. 25 Jahre Aufarbeitung 1990–2014*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 274 S.; online unter http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/MedBibliogr_Buchlayout_WEB.pdf

IV.

Grundstürzend: Ostdeutsche Wissenschafts- transformation ab 1990

Hochschulenernung

Der Umbau des ostdeutschen Hochschulsystems 1990–1994

Gertraude Buck-Bechler

In einer unvergleichlichen Umgestaltungsleistung war bei laufendem und erweitertem Studienbetrieb die Rechtseinheit im gesamtdeutschen Hochschulwesen hergestellt und ein Hochschulsystem nach dem Modell der alten Länder in den neuen Ländern aufgebaut worden. Dabei wurden mit allen Vorzügen einer freiheitlich-demokratischen Ordnung auch wesentliche Mängel des altbundesrepublikanischen Systems übernommen.

Zunächst wurden die Orientierungen für die Neugestaltung der ostdeutschen Hochschulen unmittelbar aus dem Systemzusammenbruch heraus entwickelt. Im Laufe des Jahres 1990 fanden sich dann zunehmend die westdeutschen Hochschulverhältnisse als Referenz herangezogen. Unterscheiden lassen sich drei Phasen der Hochschulenernung, die nicht zuletzt durch wechselnde Akteursdominanz charakterisiert waren.

(1) Hochschulenernung in der Phase des demokratischen Aufbruchs vom Herbst 1989 bis Herbst 1990:

Das Interimsjahr 1990 zwischen dem demokratischen Aufbruch in der DDR im Oktober 1989 und der Amtsübernahme durch die neu gebildeten Länderregierungen Ende 1990 war durch rasch aufeinanderfolgende Regierungswechsel gekennzeichnet. Zugleich war es sowohl das Jahr der Runden Tische, der basisdemokratischen Reformbewegungen in der DDR, als auch das Jahr der Wirtschafts-, Währungs- und Sozialunion sowie der Wiedervereinigung Deutschlands.

Veränderungen an den Hochschulen wurden anfangs vor allem basisdemokratisch, teilweise auch anarchisch von ‚unten‘, von Hochschulangehörigen, ausgelöst. Das Hochschul- bzw. Bildungsministerium war bemüht, bereits vollzogene Veränderungen nachträglich staatlicherseits zu legitimieren bzw. über Verordnungen Veränderungen auf den Weg zu bringen. Durch den weitgehend ‚rechtsfreien‘ Raum in dieser Zeit sind dabei auch eigenwillige Tatsachen geschaffen worden, wie beispielweise die Eröffnung neuer Studiengänge im Wintersemester 1990/91 ohne ministerielle Genehmigung und ohne Prüfung von fachlichen, personellen und apparativen Voraussetzungen.

In der Vielfalt der Reformmotive an den Hochschulen hatten zwei Beweggründe besonders Gewicht:

- Beseitigung parteipolitischer und staatlicher Bevormundung und Umsetzung der gewonnenen Freiheit in Lehre und Forschung;
- Sicherung der eigenen beruflichen Existenz in Lehre und Forschung.

Letzteres gewann im Verlauf des Jahres 1990 unter dem Eindruck des bereits in Ostdeutschland insgesamt beginnenden Abbaus von Arbeitsplätzen und der Vorbereitung der Wiedervereinigung immer stärker an Gewicht. Dabei erschien die Orientierung an westdeutschen Hochschulstrukturen zunächst am ehesten als existenzsichernd.

Insgesamt hat der gesellschaftliche Aufbruch nicht nur Reformpotenzial an den Hochschulen wachsen lassen, sondern gleichzeitig schon im Jahre 1990 zu einer landesweiten Personalveränderung in nicht geringerem Ausmaß geführt. Umstrukturierungen und Strukturauflösungen, aber auch freiwilliges Ausscheiden aufgrund von persönlicher Verunsicherung führten zu Reduzierungen des wissenschaftlichen Personals an den Hochschulen um 22 Prozent.

(2) Hochschulerneuerung in der Phase der Angleichung von Herbst 1990 bis Ende 1993/94:

Der Beitritt der DDR zur Bundesrepublik war gleichzeitig ein Bekenntnis zu ihrer freiheitlich-demokratischen und sozialen Grundordnung, gekennzeichnet durch das Recht der Persönlichkeit auf freie Entfaltung, den Pluralismus des Wertesystems und der gesellschaftlichen Interessenlagen, das Prinzip der sozialen Marktwirtschaft mit freier Arbeitsplatzwahl und Wettbewerb, die Orientierung auf soziale Chancengleichheit in den Lebensverhältnissen sowie den Föderalismus im Staatsaufbau mit Kulturhoheit der Länder.

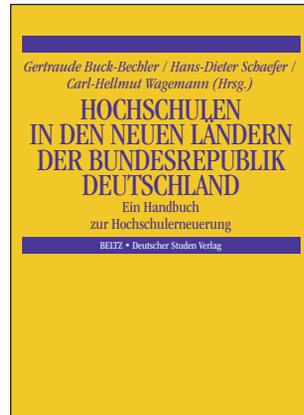
Die Hochschulerneuerung konnte sich fortan auf die Merkmale dieser Grundordnung stützen. Gleichzeitig legte der Einigungsvertrag als Weg der Vereinigung die „Einpassung“ der DDR-Hochschul- und Wissenschaftslandschaft in das Hochschul- und Wissenschaftssystem der Bundesrepublik fest. Andere denkbare Vereinigungsstrategien, wie etwa die gleichzeitige Reform der Hochschulsysteme in Ost- und Westdeutschland – vom Wissenschaftsrat im Juli 1990 im Grundansatz vorgeschlagen –, standen damit nicht zur Diskussion.

Gravierende Unterschiede zum westdeutschen Hochschulsystem bestanden für die in den neuen Ländern vorhandenen DDR-Hochschulstrukturen insbesondere

- in der Differenziertheit nach Hochschultypen und Studienabschlüssen,
- im Angebot an Studienplätzen, im Fächerspektrum und in der regionalen Zugänglichkeit,
- in der Hochschulorganisation sowie in der Kompetenzverteilung zwischen staatlicher Aufsicht und Hochschulsebstverwaltung,
- in der Personalausstattung und den Personalstrukturen,
- im Verhältnis von universitärer und außeruniversitärer Forschung sowie in der Forschungsförderung.

Faktisch blieb kein Hochschulbereich von den Veränderungen ausgenommen. Vorrangig zu entscheiden war, welche Einrichtungen übernommen, welche abgewickelt und welche neugegründet werden sollten. Gleichzeitig mussten Personalentscheidungen getroffen werden: Welches Personal sollten wie übernommen werden, und welcher Personalbedarf war nach westdeutschen Kriterien überhaupt zu veranschlagen?

Für solche Entscheidungen standen in dieser Phase der Hochschulerneruerung nicht ohne weiteres Fachleute aus den ostdeutschen Ländern zur Verfügung. Erstens fehlte oftmals die notwendige Kompetenz, zweitens konnten die Akteure selbst von Bedarfskündigungen betroffen sein, und drittens hatten die politisch Verantwortlichen überhaupt große Zweifel an der Fähigkeit zur Selbsterneuerung des ostdeutschen Hochschulsystems. Deshalb wurde in gewisser Weise die Autonomie der Hochschulen wieder außer Kraft gesetzt. Die neu gebildeten Landesregierungen übernahmen die Aufsicht über die weitere Hochschulumgestaltung und versicherten sich der Expertenberatung mit überwiegend westdeutschem Einfluss.



Weitgehend unabhängig von anderen neuen Ländern, aber in Anlehnung an jeweils ein altes Land begann jede neue Landesregierung mit dem Aufbau der eigenen Hochschullandschaft. In relativ kurzer Zeit wurden Einrichtungen geschlossen oder in andere überführt, umstrukturiert und weiter ausgebaut. Gleichzeitig wurde ein neuer Hochschultyp in Gestalt von Fachhochschulen eingeführt, Studiengänge umprofiliert, neue Studiengänge eingerichtet und viele weitere strukturelle Maßnahmen getroffen. Für das Personal an den ostdeutschen Hochschulen begann nicht nur ein Prozess fachlicher und politischer Evaluierung, sondern auch ein Prozess der Bedarfsermittlung, in dessen Verlauf sich eine Dynamik durchsetzte, die zu einem rapiden Personalabbau bei gleichzeitigen Neuberufungen führte. Bis Ende 1993 reduzierte sich das ostdeutsche wissenschaftliche Personal an den Hochschulen um die Hälfte.

In den neuen Hochschulgesetzen sind landesspezifisch bei aller Übereinstimmung mit dem Hochschulrahmengesetz auch einige neue Akzente gesetzt worden, etwa in den getroffenen Regelungen zur Stärkung der rektoralen Entscheidungsbefugnisse gegenüber den Hochschulgremien, zur Verbesserung der Lehre und zur Verkürzung von Studienzeiten, zu Fachhochschulmerkmalen (wie Forschung als Hochschulaufgabe, kooperative Promotion).

Der Wissenschaftsrat hat die Hochschulerneuerung mit Empfehlungen begleitet. Dabei ließ sich er sich von der Grundidee leiten, dass Bewahrenswertes erhalten und damit in Verbindung Neues geschaffen werden sollte. Zu dem Bewahrenswerten wurde u.a. die gute Betreuung der Studierenden, das große Engagement der wissenschaftlichen Mitarbeiter in Lehre und Forschung und die vielfache Verknüpfung von Theorie und Praxis gerechnet. Die Leitlinien des Wissenschaftsrates sahen insbesondere vor:

- Stärkung der Forschung an den Universitäten,
- Gründung leistungsfähiger Fachhochschulen,
- Nicht-Weiterführung von Spezialhochschulen,

- Entspezialisierung der Studiengänge,
- überregional abgestimmte und regional ausgewogene Verteilung von Studienangeboten und
- Zusammenarbeit von Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtung

Die Hochschulerneuerung war aber nicht zuletzt auch ein Finanzierungsproblem. Eine schnelle finanzielle Unterstützung für akut anstehende Probleme wurde zunächst über eine Reihe von Sondermitteln realisiert. So hat die Bundesregierung Vertrauensschutz für die bis Ende 1990 noch durch die DDR ins Ausland delegierten Studenten, Experten und Lektoren sowie für die an DDR-Hochschulen immatrikulierten ausländischen Studierenden gewährt. Sondermittel standen auch zur Verfügung, um kurzfristig die wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen ostdeutschen und westdeutschen Hochschulen zu fördern. Die DFG hatte Ende 1990 die Einrichtung eines Sonderprogramms zur Förderung der Kontakte und der Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftlern aus dem Ost- und dem Westteil Deutschlands beschlossen. Das bereits Mitte 1990 vom DAAD aus Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft aufgelegte Sonderprogramm „Hochschulförderung Ostdeutschland“ diente dazu, die Übernahme von Lehraufgaben durch Wissenschaftler aus den alten Ländern in Ostdeutschland zu stimulieren.

Die finanzielle Basis seitens des Bundes für den Um- und Ausbaus des Hochschulsystems in den einzelnen neuen Ländern war insbesondere mit der Aufnahme der ostdeutschen Hochschulen in das Hochschulbauförderungsgesetz und durch das 1991 von Bund und Ländern verabschiedete Hochschulerneuerungsprogramm (HEP) gegeben. Das HEP diente der personellen und strukturellen Erneuerung, der Sicherung von Forschungspotenzial sowie der Ausstattungsverbesserung der Hochschulen in den neuen Ländern. Zunächst im Umfang von 1,8 Mrd. DM, wurde es bei gleichzeitiger Erweiterung des Aufgabenspektrums 1992 auf 2,4 Mrd. DM aufgestockt. Finanziert wurde das Programm im Verhältnis von 75 : 25 von Bund und neuen Ländern.

War also einerseits das Bemühen von Bund und Ländern groß, einen angemessenen finanziellen Rahmen für Hochschulerneuerung zu sichern, blieben andererseits die vorgesehenen Strukturveränderungen von der insgesamt schwieriger werdenden Haushaltslage in den neuen Ländern nicht unbeeinflusst. Zunehmend spielten die Finanzminister und die Haushaltsausschüsse der Landtage eine entscheidende Rolle bei der Festlegung von Strukturdaten für die Hochschulentwicklung.

(3) Hochschulerneuerung in der Phase der Konsolidierung seit 1994:

Das Jahr 1994 stellt insofern eine weitere Zäsur im Prozess der Hochschulerneuerung dar, als der strukturelle Grundumbau des Hochschulsystems nun als abgeschlossen betrachtet werden konnte. Personalreduzierung nach Sonderkündigungsregelungen und Personalauswechslung waren weitgehend vollzogen. Die Hochschulen nahmen die inhaltliche Ausgestaltung des neuen Grundgerüsts weitgehend in eigene Regie. Die sich weiter verschlechternde Haushaltslage

stellte allerdings keine förderliche Rahmenbedingung für die Konsolidierung der Hochschulerneuerung dar.

Im Detail sind diese Entwicklungen in einem umfangreichen „Handbuch zur Hochschulerneuerung“ dargestellt, das zugleich die fünfjährige Tätigkeit der HoF-Vorgängereinrichtung Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst resümiert. Der Band enthält acht Einzelstudien zu den Themen

- Hochschulsystem im gesellschaftlichen Kontext (Gertraude Buch-Bechler),
- Strukturen der Hochschullandschaft (Gertraude Buch-Bechler, Heidrun Jahn, Dirk Lewin in Zusammenarbeit mit Henri Adler und Irene Lischka),
- Hochschulzugang und Bildungsbeteiligung (Irene Lischka in Zusammenarbeit mit Henri Adler),
- Wissenschaftliches Personal (Anke Burkhardt, Doris Scherer),
- Wissenschaftlicher Nachwuchs (Anke Burkhardt, Doris Scherer),
- Lehre und Studium (Gertraude Buch-Bechler, Heidrun Jahn, Dirk Lewin in Zusammenarbeit mit Henri Adler, Gudrun Aulerich und Ruth Heidi Stein),
- Forschung an Hochschulen (Bärbel Last, Hans-Dieter Schaefer in Zusammenarbeit mit Heidrun Jahn) und
- Internationale Hochschulbeziehungen (Bärbel Last, Hans-Dieter Schaefer).

Diese Studien liefern aber nicht allein eine empirisch-analytische Bilanzierung des ostdeutschen Hochschulumbaus 1990ff. Vielmehr beginnt jede dieser Einzelstudien mit einer ausführlichen Darstellung der Situation in der DDR, die das Ausmaß des sodann beschriebenen Wandels erst hinreichend deutlich werden lässt. Daher handelt es sich bei diesem Band auch um eine historiografische Kompaktdarstellung wesentlicher Aspekte des DDR-Hochschulwesens.

Zum Weiterlesen:

☞ Gertraude Buch-Bechler/Hans Dieter Schaefer/Carl Hellmut Wagemann (Hg.): *Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1997, 698 S.

Geschichte einer Komplexitätsreduktion

Wissenschaftstransformation in Ostdeutschland in den 90er Jahren

Peer Pasternack

Der ostdeutsche Wissenschaftsumbau wurde umgesetzt unter Bedingungen eines unangemessenen Zeitrahmens, defizitärer Kapazitäten der Transformationsbewältigung seitens des politischen Systems sowie rigider Sparzwänge. Er war gekennzeichnet durch Schwächen der Problemdefinition, in ihrem Anspruchsniveau stark differierende Zielsetzungen, Delegitimierungsanstrengungen hinsichtlich der ostdeutschen Ausgangsstruktur, asymmetrische Organisiertheit der konfligierenden Interessen und dadurch dominierenden Einfluss klientelistischer Interessenkartelle.

Der ostdeutsche Wissenschaftsumbau ab 1990 hatte sich als ein Anpassungsprozess an das normsetzende und strukturtransferierende westdeutsche Wissenschaftssystem vollzogen. Periodisieren lässt er sich in zwei Phasen:

- Die erste kann als eine *romantische Phase des Aufbruchs* gekennzeichnet werden. Sie ist zeitlich grob auf das letzte Jahr der DDR – 1989/90 – zu datieren. Im Verhältnis zu Politik und Gesellschaft dominierte hier noch die endogene Entwicklung – einschließlich endogen verursachter Stillstands- und Blockademomente.
- Die zweite Phase des Wissenschaftsumbaus war jene der *strukturierten Umgestaltung der Hochschulen*. Sie war durch eine erhebliche Pragmatisierung der Ansprüche und des Handelns der Akteure gekennzeichnet. Im Verhältnis zu Politik und Gesellschaft dominierte hier die exogene Steuerung bei vornehmlich endogener Programmumsetzung. Zeitlich eingrenzen lässt sich die Phase der strukturierten Umgestaltung auf die Jahre 1991 bis 1995.

Romantisch lässt sich die erste Phase nennen, insofern sie nicht zuletzt von emotionaler Leidenschaftlichkeit getragen wurde, die Hochschulen in dieser Zeit romantisierend und mit republikanischer Attitüde einem Autonomiebegriff anhängen, der mit einer permanent repetierten Bezugnahme auf die Humboldtischen Ideen legitimiert wurde, diese legitimatorische Berufung im eigentlichen eher eine romantische Flucht war, an der sich wissenschaftskulturelle Rückwärtsgewandtheit und Regeneration akademischer Rituale beobachten ließen, all dies aber auch mit einer authentischen Orientierung an Werten wie Gerechtigkeit oder Freiheit vorgetragen und betrieben wurde, deren Reiz sich auch eine nachträgliche Betrachtung nicht vollständig entziehen kann.

Die zweite Phase des Hochschulumbaus hatte mit den Abwicklungsbeschlüssen begonnen und setzte sich fort mit der Schaffung gesetzlicher Grundlagen für den Hochschulumbau, den Wissenschaftsstrukturplanungen und deren Umset-

zung. Die Einrichtungen definierten selbst keine wesentlichen Erneuerungsziele mehr, sondern waren nur noch an der Ausgestaltung der Instrumentierung und, per Anweisung, dem Programmvollzug beteiligt.

Das paradigmatische Muster für die Umgestaltungsvorgänge hatten die Abwicklungen an den Hochschulen 1990/1991 abgegeben. Diese wiederum bauten auf einer Vorgeschichte auf, nämlich dem Verhalten der Institutionen seit dem Herbst 1989. Die Hochschulen und Forschungsinstitute in der DDR waren keine Orte flächendeckender revolutionärer Aufbrüche gewesen. Das muss zunächst nicht verwundern, da es generell keine sozialmilieubestimmte Gruppe gab, die Trägerin der überraschenden Vorgänge des Herbstes 1989 war. Immerhin aber wurde dann, als das alte Parteiregime gestürzt war, die Notwendigkeit eines Umbaus auch der Wissenschaft im Grundsatz von niemandem streitig gestellt.

Das gilt auch entgegen der Außenwahrnehmung mancher Bestrebung als restaurativer. Denn war die Neustrukturierung innerhalb der Einrichtungen im Grundsatz auch nicht strittig, so musste doch die Einschätzung ihrer notwendigen Gründlichkeit naturgemäß sehr unterschiedlich ausfallen: nämlich abhängig von der jeweiligen Prognose individueller sozialer Betroffenheit.

Die politischen Instanzen sahen vornehmlich Unzulänglichkeiten in den Selbsterneuerungsprozessen der ostdeutschen Wissenschaft. An diesem Punkt setzten um die Jahreswende 1990/1991 die Abwicklungen an. Sie betrafen die Hochschulen und dort vorrangig Institute, die inhaltlich eng mit der DDR-Gesellschaftsordnung verbunden gewesen waren, also Philosophie, Geschichte, Soziologie usw. Abwicklung bedeutete die Schließung der Einrichtungen und Versetzung ihrer Mitarbeiter/innen in einer Warteschleife; sobald die Warteschleife ausgelaufen war, endeten alle weiteren Verpflichtungen des öffentlichen Arbeitgebers.

Problematisch daran war die dezidierte Nichtindividualität des Vorgangs. Die Mitgliedschaft in einem Institut, das als politisch problematisch oder sachlich überflüssig galt, also ein *Kollektivmerkmal*, entschied über die *individuelle* berufliche Existenz. Die Protagonisten dieses Vorgehens hingegen argumentierten jakobinisch: Die Abwicklungen seien ein Befreiungsschlag, der arbeitsrechtliche Zwänge beseitige.

In den Abwicklungen kreuzten sich die drei Dimensionen, innerhalb derer der ostdeutsche Wissenschaftsumbau stattfand: die strukturelle, personelle und die inhaltliche Dimension. Die inhaltlichen Veränderungen wurden politisch an die strukturellen und personellen gekoppelt.

Anders verlief es bei den außeruniversitären Forschungsinstituten: Soweit dort Evaluationen stattfanden, zielten diese weniger auf die Prüfung individueller Fachkompetenzen, sondern vorrangig auf die Bewertung der institutionellen Programmatiken und Potenzen sowie die Passfähigkeit zur gegebenen westdeutschen Forschungslandschaft. Infolgedessen gab es nach den Strukturentscheidungen zur Neuordnung der außeruniversitären Forschung noch ca. 1.700 Akademie-Wissenschaftler/innen, die nicht untergebracht waren, obgleich aus fachlichen Gründen nichts gegen ihre Weiterverwendung sprach. Daher wurde das Wissenschaftler-Integrations-Programm (WIP) aufgelegt. Dessen Verlauf

bündelte prototypisch die Rationalitätsdefizite, die den ostdeutschen Wissenschaftsumbau weithin kennzeichneten.

Das WIP hatte auf einem Anfangsfehler aufgebaut, der den Programmerfolg von Beginn an sehr unwahrscheinlich machte. Das Programm startete unter der Annahme, dass an den DDR-Hochschulen kaum Forschung stattgefunden habe. Diese Auffassung folgte zunächst einer Zielvorstellung der SED-Wissenschaftspolitik, die im Zuge der III. Hochschulreform von 1968ff. (zugleich eine Akademieform) formuliert worden war. Sie wurde nach 1989 intensiv durch die Interessenvertreter der Akademie der Wissenschaften gepflegt. Diese erhofften sich dadurch bessere Ausgangsbedingungen in den zu erwartenden Verteilungskämpfen.

Die Hochschulen hingegen betonten unablässig ihre guten Lehrbedingungen einschließlich intensiverer Lehrmotivation des Personals. Das war als Distinktionsmerkmal im Vergleich zu westdeutschen Universitäten formuliert. Doch es stärkte ganz offenbar vor allem die Überzeugungskraft der Akademie-Vertreter mit ihrer Behauptung, dass an DDR-Hochschulen in erster Linie Lehre stattgefunden habe – während die Forscher in den Akademien saßen. So wurde nach 1990 das Ziel einer institutionellen Trennung von Forschung und Lehre als faktisch erreicht unterstellt und zum Ausgangspunkt weitreichender wissenschaftspolitischer Entscheidungen im Vereinigungsprozess: Bei den Hauptakteuren der Wissenschaftstransformation 1990ff. hatte die SED also nachträglich noch einen Erfolg verbuchen können – zumindest auf der Wahrnehmungsebene.

Der Wissenschaftsrat baute, daran anschließend, seine gesamte Empfehlungslinie auf der Annahme unerträglicher Forschungsdefizite der Hochschulen auf: Die Forschung müsse an die Hochschulen „zurückgeführt“ werden. Die Annahme war, die ostdeutschen Hochschulen würden sich, da bislang vermeintlich nahezu ohne Forschung, nichts sehnlicher wünschen als die Aufnahme richtiger ausgebildeter Forscher/innen. Tatsächlich jedoch verhielt es sich ein wenig anders: Die Hochschulen beheimateten z.T. beachtliche Forschungspotenziale und hatten im übrigen keine Spielräume in der Personalstruktur. Sie waren gewiss nicht abgeneigt, *zusätzliche* Forschungskapazitäten in Gestalt entsprechender Personals mit sächlicher Ausstattung zu bekommen. Doch waren sie, wie sich denken lässt, ungeneigt, dies zu Lasten der eigenen Beschäftigten zu erlangen.

Also statteten sie die um Anbindung nachsuchenden WIPianer mit Zeitverträgen für die Dauer der Förderung aus dem WIP aus und setzten im übrigen die politischen Amtsträger davon in Kenntnis, dass hier nach Ablauf der WIP-Finanzierung ein Problem bestehen werde. Eindrucksvoll ist indessen, wie hartnäckig bis heute kolportiert wird, die ostdeutschen Hochschulen seien erst im Laufe ihres Umbaus wieder zu der ihnen zukommenden Rolle eigenständiger Forschungseinrichtungen gelangt.

Das Hauptziel einer *dauerhaften* Eingliederung von Wissenschaftler/innen aus den Akademieinstituten wurde bis auf wenige Ausnahmen nicht erreicht. Für das Bundesland mit den meisten WIPianern – Berlin – lies sich festhalten: Wäh-

rend der Laufzeit des WIP haben insgesamt 16 WIPianer eine dauerhafte Eingliederung erreicht. Einige wurden an Hochschulen außerhalb Berlins berufen. Die Erfolgsquote lag bei vier Prozent.

Die strukturell wesentlichen *positiven* Elemente der Neuordnung der ostdeutschen Hochschullandschaft hingegen waren zweierlei:

- zum einen die Herstellung des freien Studienzugangs – eine befreiende Erfahrung nach 40 Jahren rigider Zulassungspolitik auf der Grundlage permanent unzutreffender Bedarfsprognosen und einer Auslese, die sich an politischen Kriterien wie (bis in die siebziger Jahre) sozialer Schichtzugehörigkeit orientierte;
- zum anderen die Neugründung zahlreicher Hochschulen in der Fläche und die Wiederbelebung vieler Fächer, die im Zuge planwirtschaftlicher Konzentrationsanstrengungen nur noch an einzelnen Standorten vertreten waren. Hierdurch gab es nunmehr ein weitgehend flächendeckendes Angebot sämtlicher Fächer. Dies erleichterte nicht nur Studienentscheidungen, sondern brachte auch regionale Effekte.

Im außeruniversitären Bereich waren die wesentlichen strukturellen Ergebnisse, dass eine angemessene Ausstattung der ostdeutschen Regionen mit Max-Planck- und Fraunhofer-Instituten sowie Großforschungseinrichtungen (Helmholtz-Gemeinschaft) und eine überdurchschnittliche Ausstattung mit Blaue-Liste-Instituten (Leibniz-Gemeinschaft) erreicht wurde. Anhaltende Unterversorgung besteht indes bis heute bei industriellen bzw. industrienahen Forschungspotenzialen und bei der Ressortforschung des Bundes.

Im Rückblick wird häufig gefragt, was den erstaunlich störungsarmen Durchmarsch der westdeutschen Strukturen und des westdeutschen Personals gerade im Wissenschaftsbereich so leicht gemacht habe. Manche vermuten, dass sich ein antikommunistischer Furor Bahn gebrochen habe, der die Ideologieproduzenten des DDR-Sozialismus vor allem in der Wissenschaft entdeckte. Andere sehen die Ursachen in der überaus komfortablen personellen Ausstattung der DDR-Wissenschaft. Wieder andere verweisen auf das Wirksamwerden der wissenschaftssystemtypischen Konkurrenzstrukturen, innerhalb derer die neu Hinzugekommenen die Spielregeln halt schlechter beherrscht hätten. Keine der drei Einschätzungen geht an den Tatsachen vorbei, und keine erklärt jeweils für sich genommen allein die Vorgänge:

- Den antikommunistischen Furor hat es gegeben, aber er hätte nicht erfolgreich sein können, wenn seine Motive nicht auch empirisch unterfüttert gewesen wären – und damit auch anderen eingeleuchtet hätten. Denn es gab auch die Betonköpfe unter den Hochschullehrern, denen Ideologie als Wissenschaft galt, die keine Scheu hatten, dem MfS über KollegInnen und Studierende zu berichten, und die bereitwillig an jeder politischen Strafaktion mitwirkten, die von und in den Hochschulen verlangt wurde.
- Die personelle Ausstattung der DDR-Wissenschaft war im Verhältnis zu den Studierendenzahlen tatsächlich sehr komfortabel, im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung indes nicht. Doch hier war das Hauptproblem, dass in Sachsen und

(Ost-)Berlin rund die Hälfte der ostdeutschen Wissenschaftspotenziale konzentriert war, d.h. dort war auch im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung eine – im West-Ost-Vergleich – ‚Übersausstattung‘ gegeben.

■ Die typischen Konkurrenzstrukturen eines meritokratischen Wissenschafts-systems sind tatsächlich wirksam geworden, waren zum Teil aber auch temporär außer Kraft gesetzt: Zeitweise wurde in Besetzungsverfahren ein Ostbonus angewandt. Gleichzeitig war es aber auch die Stunde für Durchschnittsbegabungen – was wiederum weniger despektierlich gemeint ist, als es klingt: Die meisten Menschen sind Durchschnittsbegabungen, insofern der Durchschnitt sich aus der Streuung zwischen sehr schlecht und sehr gut geteilt durch die Anzahl der jeweiligen Kohortenangehörigen errechnet. Das Problem war eher: Um eine überdurchschnittliche ostdeutsche Bewerberin hinter sich zu lassen, genügte der westdeutschen Konkurrentin unter den obwaltenden Umständen auch eine durchschnittliche Performanz; und der durchschnittliche Ost-Bewerber konnte durchaus auch von einem unterdurchschnittlichen Konkurrenten ausgestochen werden, soweit dieser nicht aus dem Osten kam. Hier wurde das Zusammenspiel habitueller Eigenheiten, fehlender Netzwerkeinbindungen und des Beherrschens der Spielregeln wirksam. Letztere benötigen den richtigen Habitus und die richtige Vernetzung, um wirksam werden zu können.

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack: *Der ostdeutsche Transformationsfall. Hochschulerneuerung als Geschichte einer Komplexitätsreduktion*, in: Barbara M. Kehm/Peer Pasternack, *Hochschulentwicklung als Komplexitätsproblem. Fallstudien des Wandels*, Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, S. 33-64; auch unter <http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/Hochschulentwicklung-als-Komplexitaetsproblem.pdf>

☞ *Erneuerung durch Anschluss? Der ostdeutsche Fall ab 1990*, in: Michael Grüttner/Rüdiger Hachtmann/Konrad H. Jarausch/Jürgen John/Matthias Middell (Hg.), *Gebrochene Wissenschaftskulturen. Universität und Politik im 20. Jahrhundert*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2010, S. 309-326.

Die demokratische Qualität der demokratischen Erneuerung

Humboldt-Universität und Universität Leipzig im Vergleich

Peer Pasternack

Hielt es eine Fraktion für eine unerlässliche Bedingung der Herstellung demokratischer Hochschulverhältnisse, das demokratische Ziel mit demokratischen Verfahren zu erreichen, so sah eine andere Fraktion mit genau diesen demokratischen Verfahren das demokratische Ziel gefährdet. Die an der Humboldt-Universität stärker als andernorts ausgeprägte Partizipationsneigung und Konfliktbereitschaft bewirkte, dass die Auffassung, demokratische Ziele seien vorzugsweise mit demokratischen Verfahren zu erreichen, trotz ihrer relativen Schwäche permanent präsent war und in geringerem Maße ignoriert werden konnte als an der Universität Leipzig.

In der DDR hatte sich mit der Universität als Lehrstätte nicht allein ein fachlicher, sondern wesentlich auch ein politischer Auftrag verbunden: Die mit einer Basisausstattung ‚sozialistischer Persönlichkeiten‘ von der Schule gekommenen Studierenden sollten zur ‚sozialistischen Intelligenz‘ vollendet werden. Die Lehrenden an den Hochschulen sahen sich als Vollzugspersonal dieses Auftrags indienst genommen. Mit dem Ende des realsozialistischen Systems wurden Auftrag wie Indienstnahme obsolet. Was stattdessen nun auf der Tagesordnung stand, hatte sich alsbald in einem Begriff verdichtet: *demokratische Erneuerung*.

Dieser Begriff wurde zum politischen Leitmotiv der ostdeutschen Hochschultransformation. Damit war der Vorgang normativ erheblich beladen. Zugleich gingen und gehen die Meinungen von Akteuren und Beobachtern gravierend auseinander, ob die politische Gestaltung des Vorgangs dem hehren Anspruch gerecht geworden ist. Um dies zu prüfen, bieten sich die Berliner Humboldt- und die Leipziger Universität an: Sie waren, als die beiden größten Hochschulen der DDR, von der Größe her vergleichbar. Beide Universitäten genossen nach 1989 besondere öffentliche Aufmerksamkeit – die Leipziger als die des Ortes der Montagsdemonstrationen, die Berliner als die Hauptstadt-Universität. Zugleich standen die (Ost-)Berliner und die Leipziger Universität für zwei verschiedene Wege des Umbaus: den widerspenstigeren einerseits und den eher von Einsichten in tatsächliche oder vermeintliche Sachzwänge bestimmten Weg andererseits. Die Umgestaltungen der beiden Hochschulen repräsentieren insofern je verschiedene Implementationstypen.

Bei all dem wurde kein weiteres Wort derart beansprucht wie das der Demokratie. Ebenso gehörte der Vorwurf des undemokratischen Charakters bestimmter Vorhaben, Intentionen, Taten und Unterlassungen zum polemischen

Übersicht 40: Zentrale Ereignisse und Konflikte an der Leipziger und der Humboldt-Universität 1990–1995

(Karl-Marx-)Universität Leipzig	Humboldt-Universität zu Berlin
Partizipation und organisierte Interessen:	
Herbst 1989: Bildung Studentenrat; Mai 1990: Bildung Mittelbau-Sprecherrat; Juni 1990: Bildung einer Initiativgruppe für die demokratische Erneuerung (aktiv bis Anfang 1991)	Herbst 1989: Bildung Studentenrat; Jan. 1990: Bildung Runder Tisch (später Hochschulpolitischer Rat, arbeitend bis Januar 1992)
neue Konzile:	
Juni 1990: erste Wahl infolge basisdemokratischen Aufrufs; Juni und Dezember 1990: zwei viertelparitätisch besetzte Konzile werden gewählt, dabei Zusammenlegung der Mittelbau- und HSL-Gruppen zu gemeinsamem Wahlbereich; März 1991 bis Ende 1993 arbeitet kein Konzil	April 1990: erste Wahl; Konzilszusammensetzung: 35 % HSL, 30 % Stud., 25 % WiMi, 10 % nichtwiss. Personal; ErgGBerIHG gestattet Beibehaltung dieser Konzilszusammensetzung bis Ende 1991; Konzilswahlen 1990-94: Zusammenlegung der Mittelbau- und HSL-Gruppen zu gemeinsamem Wahlbereich
ML-Lehrer-Abberufungsbeschluss (DDR-Bildungsministerium, Mai 1990):	
Uni-Leitung akzeptiert und verzichtet entgegen einem Senatsbeschluss auf Prüfung etwaiger Umberufungen	Uni-Leitung bemüht sich um sozial verträgliche Lösungen, später auch Einbeziehung dieses Personals in die allgemeine fachliche Evaluierung
neue Rektorate:	
Juni 1990: Interims-Rektoratskollegium durch Minister eingesetzt, turnusmäßige Wahl (November 1990) findet nicht statt; Wahl Februar 1991: Rektorwahl; zweimal eingeschränkte Zugänglichkeit zur Rektorkandidatur: Febr. 1991: „keine früheren SED-Mitglieder“, Nov. 1994: keine KandidatInnen ohne mindestens zweijährige Uni-Zugehörigkeit (= westdeutscher Herkunft); Kandidatenzahlen: 1991: 2, 1994: einer, 1997: 2	Turnusmäßige Wahl April 1990: H. Fink, Amtszeit endet im Nov. 1991 durch Amtsenthebung seitens Wissenschaftssenators im Zuge eines damals umstrittenen Kündigungsverfahrens; Dezember 1991-Juli 1992 Prorektor als Amtsverweser anstelle des gekündigten Rektors; Kandidatenzahlen: 1990: 4, 1992: 3, 1996: einer
Abwicklungen nach Art. 13 Einigungsvertrag (Dezember 1990):	
studentische und Mitarbeiter-Proteste, lokale Öffentlichkeit ist überwiegend solidarisch; Universitätsleitung stellt sich hinter den Abwicklungsbeschluss	studentische und Mitarbeiter-Proteste, lokale Öffentlichkeit ist überwiegend solidarisch; Universitätsleitung stellt sich hinter die Proteste und übernimmt in diesen einen eigenständigen Part; 1995 wird Abwicklung durch OVG für rechtswidrig erklärt, das Urteil entfaltet keine praktischen Konsequenzen mehr
Personal und Struktur:	
Sächsisches Hochschulstrukturgesetz: verpflichtet zur Neuausschreibung sämtlicher Professuren; Personalstellenabbau um insgesamt fast zwei Drittel	Hochschulpersonal-Übernahmegesetz und ErgGBerIHG: ermöglichen die Neuausschreibung sämtlicher Professuren, Senatsverwaltung versteht dies als Muss-Bestimmung; Abwicklungsbestrebungen des Landes hinsichtlich Charité; Personalstellenabbau um ca. ein Drittel

Standardrepertoire aller Seiten in den geführten Auseinandersetzungen. Die eher zur Kritik des staatlichen Handelns neigenden Hochschulakteure kritisierten, die Obstruktionen seitens der politischen Administrationen unterliefsen authentische demokratische Formen, wie sie 1989/90 an den Universitäten selbst entwickelt worden waren. Als Beispiele wurden vornehmlich viertelparitätische bzw. anderweitig HRG-abweichende Gremienzusammensetzungen, Vetorechte oder Sperrminoritäten in den Selbstverwaltungsgremien, die StudentInnenräte mit ihrem personalisierten Mehrheitswahlrecht oder Runde-Tisch-ähnliche Kommissionen genannt.

Die Erklärung liefert der Charakter des Aufbruchs: Die spontane, weil unvorbereitete demokratische Initiation der Akteure hatte zum spontanen Rückgriff auf abrufbare, weil internalisierte Diskussionsbestände geführt. Das waren durch die Gorbatschowschen Reformdebatten aktualisierte rätedemokratische Gedanken, wie sie in den endachtziger Jahren unter dem Begriff der Betriebsdemokratie diskutiert wurden; konsensuale Orientierungen, die aus dem identitär-gemeinschaftlichen Charakter des DDR-Sozialismus, also dem weitgehenden Ineinsfallen von Staat und Gesellschaft, herrührten; Forderungen nach Herstellung der *Volksdemokratie*, die sich aus dem Ernstnehmen der vorgegebenen SED-Programmatik speisten („Alles mit dem Volk, alles für das Volk“), da mangels unmittelbarer Erfahrungen mit Alternativen die erlebbare Gesellschaft nur mit ihren eigenen selbstformulierten Ansprüchen verglichen werden konnte; schließlich medial aufgenommene Kenntnisse der westlichen Vertretungsdemokratien, an denen weniger die parlamentarischen Konfliktrituale, sondern vornehmlich die formalisierten Verfahren faszinierten.

Derart kam es in den Hochschulen zur spontanen Vermischung unterschiedlicher Demokratiemodelle. Infolgedessen war eine unvermittelte Gleichzeitigkeit wie Verquickung sich widersprechender Elemente in den Diskussionen, aber auch in den Versuchen institutioneller Gestaltung zu beobachten. Zugleich hatten alle beteiligten Parteien von sich gefestigte Selbstbilder als Demokraten. Die Minister beriefen sich auf die übergeordnete Legitimation durch demokratische Wahlen. Daraus leiteten sie die Berechtigung zum direkten Durchgriff auf die dezentralen Ebenen der Hochschulen ab. Universitätsangehörige formulierten dagegen ein partizipatives Demokratieverständnis, wenn sie etwa vertraten, dass eine demokratische Erneuerung ohne demokratische Mitwirkung nicht möglich sei.

Neben der Konfliktaustragung war das Demokratiepостulat aber auch ein Instrument der Konfliktglättung innerhalb der Umbauprozesse der Hochschulen: Zum einen sicherte es die Annahme ab, trotz unterschiedlicher Interessen gebe es einen gemeinsamen Grundbestand an Demokratieverständnis. Zum anderen konnten die politisch-administrativen Träger der Definitionsmacht damit an die Debatten derjenigen ankoppeln, die den Prozessen dadurch demokratische Ressourcen erschlossen, dass sie in den Hochschulen die demokratische Mitwirkung personifizierten.

Das sich bietende Bild enthält Elemente der Demokratisierung wie der ausdrücklichen Demokratiesuspendierung:

- Berief sich die eine Seite auf ein außerordentlich kritisches Urteil weiter Teile der Öffentlichkeit über die Hochschulen, so die andere auf das Grundgesetz.
- Die Politik meinte die Hochschulautonomie zeitweise aussetzen zu müssen, da die Hochschulen noch nicht autonomiefähig seien, woraufhin Universitätsangehörige Parallelen zur DDR entdeckten.
- Manche hielten Basisdemokratie für situationsadäquat, wohingegen die neuen Funktionsträger auf stattgefundene Wahlen verwiesen.
- Diejenigen, die ohne amtsbewehrten Einfluss waren, betonten das Demokratische an der *demokratischen Erneuerung*, während die Amtsinhaber darin die Erneuerung akzentuierten.
- Die einen wollten vor allem einen schnellen und gründlichen Elitenwechsel an den Hochschulen, die anderen vor allem legales Handeln der Exekutive.
- Genügten vielen Beteiligten Wahlen und die Möglichkeit des Klageweges, um den Vorgängen demokratischen Charakter attestieren zu können, so forderten andere aktive Partizipation an den Entscheidungsprozessen.



Damit wird der entscheidende Dissens über den demokratischen Charakter der *demokratischen Erneuerung* deutlich. Er bestand in einer widerstreitenden Verknüpfung von Zieldefinition und Prozessinstrumentierung für den grundsätzlich nicht im Streite stehenden Hochschulumbau: Für die einen bedeutete das Leitbild *demokratische Erneuerung* primär die Beschreibung eines zu erreichenden Zustandes. Die Hochschulen sollten erneuert werden, um hinfort demokratische sein zu können. Dabei müsse ggf. eine zeitweilige Suspendierung demokratischer Regeln um des übergeordneten Zweckes willen in Kauf genommen werden. Für die anderen beschrieb *demokratische Erneuerung* nicht allein die Zielprojektion, sondern auch bereits den dorthin zurückzulegenden Weg. Die Hochschulen könnten nur dann demokratische werden, wenn der Erneuerungsvorgang selbst schon den Maßstäben genüge, die diesbezüglich billigerweise anzulegen seien.

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack: „*Demokratische Erneuerung*“. Eine universitätsgeschichtliche Untersuchung des ostdeutschen Hochschulumbaus 1989–1995. Mit zwei Fallstudien: Universität Leipzig und Humboldt-Universität zu Berlin, Beltz – Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 427 S.; auch unter <http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/Demokratische-Erneuerung.pdf>

☞ Peer Pasternack: *Die demokratische Qualität der demokratischen Erneuerung. Humboldt-Universität zu Berlin und (Karl-Marx-)Universität Leipzig 1989–1995*, in: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 2, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1999, S. 95–120.

Personalstruktur – Fachkompetenz – Integrität

Das transformierte wissenschaftliche Personal

Peer Pasternack

Geprägt wurde die ostdeutsche Wissenschaftstransformation durch den personellen Umbau. Dieser bestand aus zwei Elementen: der Personalstruktur-Neugestaltung und der Personalüberprüfung, letztere wiederum im Hinblick auf fachliche Kompetenz und auf persönliche Integrität.

Neben der strukturellen Anpassung der ostdeutschen an die westdeutsche Wissenschaft und der inhaltlichen Pluralisierung des Forschungs- und Lehrbetriebs war es vor allem der Personalumbau, der die ostdeutsche Wissenschaftstransformation prägte (und die Erinnerungen der Beteiligten daran bestimmt). Dieser bestand aus zwei Elementen: der Personalstruktur-Neugestaltung und der Personalüberprüfung.

Ambivalenzen dieser beiden Vorgänge ergaben sich in Folge zweier Umstände, die aus politischen, nicht zuletzt Wählerentscheidungen resultierten: Der politische Systemwechsel in Ostdeutschland musste zwar in einer Geschwindigkeit durchgeführt werden, in der ein solcher üblicherweise nur durch gewalttätige Revolutionen gelingen kann. Zugleich aber konnte nicht auf das Arsenal gewalttätiger revolutionärer Instrumente zurückgegriffen werden. Kurz: In revolutionärer Geschwindigkeit war ein evolutionärer Wandel umzusetzen.

Dies mündete in Kompromisse zwischen Unverträglichkeiten, mit denen auch die Ambivalenz des Wandels programmiert war: Aus dem Charakter des Systemwechsels als eines grundstürzenden Vorgangs konnten einerseits revolutionäre Forderungen – etwa: radikaler Elitenwechsel – abgeleitet werden. Dem stand andererseits das Gebot legalen Handelns, also die Forderung nach Rechtsbindung jeglicher Prozesselemente, gegenüber.

Die Personalüberprüfungen wurden im Hinblick auf fachliche Kompetenz und auf persönliche Integrität vorgenommen. Die eingesetzten Instrumente waren von bemerkenswerter Vielfalt:

- Abberufung der Hochschullehrer des Marxistisch-leninistischen Grundlagensstudiums (MLG);
- Neubesetzungen der Führungspositionen in den Hochschulen;
- Vertrauensabstimmungen über Rektoren, Dekane, Instituts- und Klinikleitungen;
- Personalabbau in Folge der Abwicklung vornehmlich gesellschaftswissenschaftlicher Sektionen/Institute;
- kommissarische Beauftragung ausgewählter Hochschullehrer/innen mit der Wahrnehmung eines Professorenamtes neuen Rechts;

- sog. Integritätsüberprüfungen incl. Regelanfrage bei der Gauck-Behörde;
- fachliche Evaluierung des (dann noch) vorhandenen Personals;
- daraus sich ergebende Entlassungen;
- Umberufungen einzelner zu Professoren neuen Rechts auf sog. Eckprofessuren;
- Personalstrukturneudefinition einschließlich deutlicher Verringerung der Stellenanzahl im Mittelbau und Ausweitung der Professorenstellen, dabei auch Integration diverser anderer Hochschul(einrichtungen), insbesondere PHs;
- hierauf Ausschreibung aller Stellen (Hochschullehrer wie Mittelbau) und darauf gründende Bewerbungen der bisherigen Stelleninhaber (in einigen Ländern auch Überleitung in die neuen Personalkategorien ohne vorherige Ausschreibung der Stellen);
- daraufhin im Mittelbau entweder Tätigkeitsfortsetzung, zum großen Teil verbunden mit dem Wechsel aus einem unbefristeten in ein befristetes Beschäftigungsverhältnis, bzw. Entlassung „mangels Bedarf“, und parallel Neubesetzungen der Professuren durch Haus- wie Fremdbesetzungen;
- Überführung positiv evaluierter, aber noch nicht untergebrachter Akademieforscher/innen in das sog. Wissenschaftler-Integrations-Programm (WIP), d.h. deren befristete programmfinanzierte Ansiedlung an Hochschulen, die dann aber in der Regel mit dem Ende des WIP auch wieder auslief;
- schließlich Rehabilitierungen incl. symbolischer Statuserhöhungen wie Berufungen zum außerordentlichen Professor/zur außerordentlichen Professorin, was die individuellen Verbleibschancen verbesserte.

Mit den Personalkommissionen, denen die Prüfungen persönlicher Integrität aufgetragen war, war das – nach Reichweite, Eingriffstiefe, Einsatzdauer und Folgen – Primärinstrument eines personellen Wandels installiert worden. Der Form nach vermittelte dieses Instrument nichtjustitierbare Strafansprüche mit dem Gebot legalen Handelns. Die von den Personalkommissionen durchgeführten Verfahren waren in ihrem positivistischen Kern Beurteilungen individualbiografischer Vergangenheiten mit dem Ziel, Sozialprognosen über die Eignung (resp. Nichteignung) für den Öffentlichen Dienst der Bundesrepublik Deutschland zu gewinnen. Funktional war dieses Anliegen in das Zumutbarkeitskriterium übersetzt worden. Auf Grundlage der von den Kommissionen gewonnenen Erkenntnisse stellten die zuständigen Wissenschaftsminister/innen die Un-/Zumutbarkeit der einzelnen Personen fest.

Der Personalstellenabbau betraf sowohl Hochschulen als auch außeruniversitäre Forschungseinrichtungen. Hinsichtlich der Größenordnungen ergibt eine plausible Schätzung auf der Basis einer Zusammenschau der verschiedenen statistischen Erfassungen und Hochrechnungen, dass das 1989 beschäftigt gewesene Personal in folgenden Größenordnungen abgebaut worden ist:

- ca. 60 Prozent an den Hochschulen (mit starken regionalen Unterschieden, die daraus resultierten, dass die Hälfte des gesamten DDR-Wissenschaftspotenzials auf Ost-Berlin und die drei sächsischen Bezirke konzentriert war),

- ca. 60 Prozent in der außerhochschulischen Akademieforschung (die anderen 40 Prozent waren dann in Max-Planck-, Fraunhofer- und Blaue-Liste-Instituten sowie Großforschungseinrichtungen tätig),
- ca. 85 Prozent in der Industrieforschung.

Hinsichtlich der dann entstandenen quantitativen Ost-West-Verteilungen innerhalb des akademischen Personals ist differenzierend auf erhebliche Unterschiede zwischen den einzelnen Fächergruppen hinzuweisen:

- Die Sozial- und Geisteswissenschaften wurden stärker verwestlicht als die Naturwissenschaften.
- Innerhalb der letzteren hatten ostdeutsche Professoren in den Ingenieurwissenschaften die größten Verbleibschancen, während die Verhältnisse an den medizinischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultäten stärker ost-west-ausgeglichen waren.
- Innerhalb der Sozial- und Geisteswissenschaften wurden die Sozialwissenschaften deutlicher verwestlicht als die Geisteswissenschaften.

Das relative Übergewicht westdeutscher Berufungen muss grundsätzlich weder verwundern, noch muss sich dahinter ein prinzipielles Problem verbergen: Die ostdeutsche Partialpopulation bildet nur 20 Prozent der gesamtdeutschen Bevölkerung. Zudem hätte man es wohl insbesondere in den Geistes- und Sozialwissenschaften keinem Studierenden ernsthaft wünschen dürfen, ausschließlich von früherem DDR-Personal belehrt zu werden.

Auch gab es ein strukturelles Dilemma des politisch gewollten Elitenwandels: Wesentliche Voraussetzung dafür, nach 1989 an einer ostdeutschen Hochschule tätig sein zu können, war eine politische Mindestunauffälligkeit in der DDR. Denn wer diese nicht entwickelt hatte, war – im Falle größerer Renitenz – bereits von den DDR-Machthabern aus der Hochschule entfernt worden oder wurde – im Falle politischen Engagements im Sinne der DDR – von den nach 1989 tätigen Personalkommissionen nicht zur Weiterbeschäftigung empfohlen.

Schließlich konnte die akademische Grundversorgung Ostdeutschlands vergleichsweise problemlos aus den vorhandenen personellen Ressourcen der westdeutschen Wissenschaft erfolgen. Zwar war in einigen Fächern eine solche Anzahl von Professuren zu besetzen, dass die vorhandenen Personalreserven eigentlich überfordert waren, und die Wettbewerblichkeit der Berufungsverfahren ließ sich dann nur noch formal aufrechterhalten. Aber es konnte dabei immer noch auf Anwärter zurückgegriffen werden, die nach allem menschlichen Ermessen in der westdeutschen Normalsituation ihre Chancen ausgereizt hatten, ohne auf eine Professur gelangt zu sein.

Als problematisch erwiesen sich dabei allerdings direkte Konkurrenzsituationen, in denen Ost- und Westdeutsche aufeinander stießen: Den in der DDR-Wissenschaft sozialisierten Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen mangelte es oft an Netzwerkeinbindung und habitueller Passfähigkeit. Daraus resultierten eingeschränkte Chancen des Verbleibs oder der Neuintegration in den akademischen Betrieb, die häufig sachlich nicht gerechtfertigt waren und subjektiv in jedem Falle als sachlich ungerechtfertigt wahrgenommen wurden. Hier wirkte

dann eine Vielzahl von Zufällen karriereentscheidend, d.h. häufig auch karriereabbrechend. Diese weit über das normale Maß hinausgehende Rolle von Zufällen führte auch bei der mittleren Ost-Wissenschaftlergeneration zu der verbreiteten Wahrnehmung, dass die Chancen herkunftsspezifisch unterschiedlich verteilt seien.

Resümierend lässt sich sagen: Nahezu jede Wissenschaftlerin und jeder Wissenschaftler in Ostdeutschland hatte in den 90er Jahren eine Veränderung des beruflichen Status erfahren. Für einige in der DDR benachteiligte Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen hat der Personalaustausch auch zuvor undenkbbare Chancen geboten. Gleichzeitig waren aber auch früher benachteiligte Wissenschaftler von der allgemeinen Welle des Stellenabbaus erfasst. Im Ganzen war das ursprünglich tätige wissenschaftliche Personal stark dezimiert sowie deutlich vermännlicht und verwestlicht worden.

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack: *Wissenschaftspersonal als Transformationsproblem. Resümee eines unverdauten Vorgangs*, in: Petra Boden/Frank-Rutger Hausmann (Hg.), *Evaluationskultur als Streitkultur* (=Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 4/2005), Aisthesis Verlag, Bielefeld 2005, S. 494–509.

☞ Anke Burkhardt: *Stellen und Personalbestand an ostdeutschen Hochschulen 1995. Datenreport*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 1997, 49 S.

Der IM

Ein aktenhermeneutischer Wellenritt

Peer Pasternack

Der Inoffizielle Mitarbeiter (IM) des MfS hatte in den 90er Jahren eine kurvenreiche Definitionskarriere absolviert. Die zur Verwaltung und Bearbeitung der MfS-Akten eigens geschaffene Behörde war damit wesentlich daran beteiligt, die gesellschaftliche Akzeptanz ihres Gründungsanlieges zu demontieren. Dieses Anliegen war individuelle wie gesellschaftliche Aufklärung (und zwar in einem emphatischeren Sinne, als das MfS ‚Aufklärung‘ verstanden hatte). Es ist seinerzeit im Kern beschädigt worden: Bis heute denkt in Ostdeutschland kaum jemand an Aufklärung, wenn eine aktuelle IM-Enthüllung durch die Medien galoppiert.

Im Wissenschaftsumbau war die Frage nach einer Zuarbeit für das MfS fester Bestandteil der Personalfragebögen (und ist es in manchen Bereichen des öffentlichen Dienstes bis heute). Dabei konzentrierte sich das Interesse auf die IMs: Wer Kollegen und Kolleginnen oder Studierende bespitzelt und verraten hatte, sollte das Recht zur öffentlich finanzierten Beschäftigung verwirkt haben. Dies schien eine übersichtliche Regelung zu sein.

Allerdings hatten sich im Laufe der 90er Jahre fortlaufend Änderungen in der Beauskunftungspraxis der Stasi-Unterlagen-Behörde ergeben. Einige sind in Novellierungen des Stasi-Unterlagen-Gesetzes festgeschrieben worden, andere müssen aus öffentlichen Mitteilungen des damaligen Behördenchefs und seiner Mitarbeiter/innen entziffert werden. Dabei stand vor allem eine Frage im Mittelpunkt: Kann aus den Akten eine frühere IM-Tätigkeit für das MfS jenseits vernünftiger Zweifel festgestellt werden?

Über die Jahre hin hatte sich der IM-Begriff als sehr wandlungsfähig erwiesen. Anhand einiger aussagekräftiger, öffentlich gewordener Einzelfälle läßt sich dessen Metamorphose nachvollziehen:

■ Anfangs hatte es geheißt, wer IM gewesen war, sei zweifelsfrei feststellbar: Denn IM könne nur gewesen sein, wer sich schriftlich dazu verpflichtet hatte. Das MfS habe so bürokratisch funktioniert, dass ohne etwas Schriftliches in der Akte auch keine Geheimtätigkeit möglich gewesen sei.

■ Die Fälle Manfred Stolpe und Heinrich Fink brachten eine erste Modifizierung dieser Angaben. Nun hieß es: Insbesondere im kirchlichen Bereich habe es auch Verpflichtungen per Handschlag gegeben. Das stimmt allem Anschein nach, wenn auch einer der beiden Anlassfälle nicht befriedigend geklärt werden konnte: Der Fall Stolpe blieb eine Interpretationsfrage. Im Fall Fink hatte der Bundesbeauftragte widersprüchlich argumentiert. Schriftlich: „Herr Prof. Fink ist seit 1969 als Inoffizieller Mitarbeiter des MfS unter dem Decknamen ‚Heiner‘ tätig gewesen.“ Mündlich: Er sei „ohne Mühe imstande“, sich „vorzustellen, daß

ein Mann wie Heinrich Fink ... möglicherweise das nicht gewußt hat“. Damit hatte sich auch diese IM-Bestimmung der Verpflichtung per Handschlag als zumindest unzuverlässig erwiesen. Aber immerhin konnte man noch auf die Unterschriftsvariante als verlässlichem Beleg einer bewussten MfS-Mitarbeit vertrauen.

■ Diesbezüglich brachte 1993 der Fall Peter Althaus Unerwartetes an den Tag. Althaus, renommierter Urologe und Chefarzt an der Berliner Charité, war 1991 wegen IM-Vorwurfs gekündigt worden. Er bestritt die Anschuldigung sehr entschieden und ging vor Gericht. Im Prozess stellte sich aufgrund graphologischer Gutachtung heraus, daß das MfS die Unterschrift unter die IM-Verpflichtungserklärung gefälscht hatte. Damit war gerichtsnotorisch geworden, dass auch die bis dahin als unerschütterlich geltende Annahme der Stasi-Unterlagen-Behörde erschütterbar ist, IM sei zumindest gewesen, von wem es eine unterschriebene Verpflichtungserklärung gibt. Nun war bekannt: Das MfS fälschte auch Unterschriften.

■ Pikant war ein 1991 ausgelöster und 1995 abschließend geklärt Vorgang: Volker Nollau, Staatssekretär im sächsischen Wissenschaftsministerium, war von einer Kommission des Sächsischen Landtages als MfS-Informant eingestuft worden. Daraufhin hat ihn seine CDU-Fraktion zum Rücktritt genötigt. Der Vermittlungsausschuß der EKD – Nollau war Synodaler – entlastete ihn schließlich von allen Vorwürfen. Das Pikante daran war, daß Nollau als Wissenschaftsstaatssekretär zeitgleich an den Hochschulen ablaufende Vorgänge verantwortet hatte, die er in seinem Fall – zu Recht – monierte: „Damals... befand ich mich in der grotesken Situation, meine Unschuld beweisen zu müssen – entgegen eigentlich allen relevanten rechtsstaatlichen Prinzipien.“

■ 1992 war im Fall eines Hallenser Medizinprofessors, F. Eckard Ulrich, ein anderer Umstand deutlich geworden, der schwerlich ignoriert werden konnte: Es gab auch Anwerbungsituationen, die im Nachhinein *allein* kontextualisiert zu erhellen sind. Die Stasi-Unterlagen-Behörde beauskunftete, Ulrich sei „zweifelsfrei über viele Jahre Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes“ gewesen. Zugleich bestritt der Behördenchef, dass er Auslegungsmöglichkeiten habe. Ein Blick in das Stasi-Unterlagen-Gesetz belehre, „daß ich beauskunften muß nach der Richtung, in der die Staatssicherheit die Akten angelegt hat“. Damit hatte er einerseits recht. Andererseits zog sich die Behörde immer erst dann auf diese Aussage zurück, wenn sie mit freimütigeren Bewertungen in Bedrängnis geraten war. Eine Auslegung, die nach Stasi-Unterlagen-Gesetz eigentlich verboten ist, war im Falle Ulrich das Wörtchen „zweifelsfrei“. Denn nur, wenn sich hinter diesem eine behördliche Auslegung verbarg, wird verständlich, warum kurze Zeit später bei unveränderter Aktenlage das faktische Gegenteil festgestellt werden konnte. Der Fall Ulrich hatte suizidal geendet. Hier hätte die Stasi-Unterlagen-Behörde durch Eingeständnis eines zwischenzeitig offenbar gewordenen Irrtums das Schlimmste verhindern können. Dafür fand sie, nach Auskunft Friedrich Schorlemmers, nicht den Mut.

■ 1993 hatte der in den 80er Jahren aus der DDR ausgereiste Schriftsteller Günter de Bruyn über seine zweijährigen Kontakte mit dem MfS berichtet. (So lange war er damit beschäftigt, die Werber wieder los zu werden.) Er beschrieb

sein Entsetzen bei der Lektüre: Aus seinen knappen Ja/Nein-Antworten hatten die MfS-Bearbeiter „zusammenhängende Gesprächsprotokolle“ gestaltet. de Bruyn bekam ein komfortables Podium für die Darstellung seiner Zweifel an den Akteninhalten – das F.A.Z.-Feuilleton – und war aus dem Schneider.

■ Sodann fand sich Christa Wolf im Gespräch. Sie war 1960-1962 als IM „Margarete“ keine große Hilfe für das MfS, und der Fall würde heute, da vor 1976 liegend, nicht mehr beauskunftet werden. Nun setzten moralische Bewertungen des Behördenchefs ein. Christa Wolf sei zwar IM gewesen, aber doch auch ein guter Mensch: „Ich rechne damit, daß Christa Wolf keine Diffamierung zu fürchten haben wird.“

■ Bald darauf geriet Heiner Müller in Verdacht. Hier stellte sich heraus, daß es auch IM-Registrierungen als Schutz des unwissentlich Registrierten vor der Bearbeitung durch andere MfS-Abteilungen gegeben hatte: Wer einmal registriert war, hatte für andere Abteilungen tabu zu sein.

■ Eine neue Qualität des politischen Umgangs mit dem Aktenmaterial entstand im November 1994, als Stefan Heym als Alterspräsident des Bundestages die Sitzungsperiode eröffnen sollte. Es gelangten, unter Verletzung des Stasi-Untelagengesetzes und ohne vorangegangene Klärung, personenbezogene Unterlagen aus den 50er Jahren an die Öffentlichkeit. In Abweichung von vergleichbaren Fällen, in denen Nachrichtenhändler und Journalisten dafür verantwortlich waren, beteiligten sich hier Polizeibeamte und Minister an der Gesetzesverletzung. Heym sollte von der Eröffnungsansprache abgehalten werden, ließ sich von ihr aber nicht abbringen. Weder gab es wegen der gesetzeswidrigen Aktenverwertung disziplinarrechtliche Ermittlungen, noch redete nach zwei Tagen noch irgendjemand von den (augenscheinlich haltlosen) Vorwürfen gegen Heym.

■ 1995 wurde ein Fall öffentlich, der eine weitere Neuigkeit brachte (die freilich auch durch Nachdenken hätte erschlossen werden können): Dekonspiration gegenüber Dritten unmittelbar im Anschluss an eine MfS-Anwerbung konnte ein probates Mittel sein, sich der unsympathischen Verbindung zu entledigen. (Inzwischen ist dies auch als Entlastungskriterium in die Arbeitsrichtlinien der Stasi-Untelagen-Behörde eingegangen.) Der Arbeitsmediziner Rudolf Mucke, Mitarbeiter an der Charité, hatte in den 70er Jahren einen Anwerbungsversuch des MfS durch Dekonspiration abgewehrt. Der Ehreusschuss der Humboldt-Universität kam dennoch zu dem Schluss, dass Muckes weitere Beschäftigung unzumutbar sei. Der Ehrenrat der Bezirksverordnetenversammlung Lichtenberg, deren Mitglied Mucke war, schätzte dagegen seine Stasi-Verstrickung als unerheblich ein. Kurz nach dem vernichtenden Urteil des Uni-Ehreusschusses stürzte sich Rudolf Mucke von einer Brücke.

■ Ebenfalls 1995 ging es um die Schriftstellerin Monika Maron. Die moralischen Wertungen des Stasi-Untelagen-Behördenchefs gewannen an Differenziertheit. Wo Christa Wolf noch ein guter Mensch trotz IM-Tätigkeit war, da war Maron nun auch ein guter IM: Nicht jeder IM sei ein Verräter gewesen. Damit hatte sich der Behördenchef von seinen in vorangegangenen Jahren formulierten Unhinterfragbarkeiten der Akteninterpretation deutlich entfernt. Indes hat

er frühere, entgegenstehende personenbezogene Aussagen auch nicht widerrufen.

■ 1996 erschien in Dresden eine wissenschaftliche Publikation über die Geschichte von Rechentechnik und Datenverarbeitung in der DDR. Mitautor war der Begründer der entsprechenden Forschung und Entwicklung in der DDR. Dessen Autorenangabe ist ungewöhnlicherweise mit einer Fußnote versehen: „Vom 24. März 1960 bis zum 1. März 1975 wurde Nikolaus Joachim Lehmann als GI ‚Blank‘ bzw. ‚Handrick‘ (Reg.-Nr. XII/388/60) von der Abteilung V/6 der BV Dresden geführt. Die Decknamen wurden von den hauptamtlichen Mitarbeitern ohne Wissen des GI festgelegt und waren diesem auch nicht bekannt. Eine schriftliche Verpflichtung Lehmanns zur Zusammenarbeit mit dem MfS existiert nicht. Das MfS schloß die Akte ‚Handrick‘, da der GI keine schriftlichen, operativ auswertbaren Berichte lieferte und als ungeeignet für ‚überörtliche Einsätze‘ betrachtet wurde.“ Erschienen war der Band mit dieser umständlichen Fußnote in der Schriftenreihe des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung, das zur „Erforschung zweier Diktaturen in Deutschland“ gegründet worden war und unter erheblichem politischem Legitimationsdruck stand.

■ 1996 schließlich kann als das Jahr gelten, ab dem niemand mehr, der auf einen seriösen Eindruck wert legt, die Fraglosigkeit der IM-Kategorien in den MfS-Akten annahm. *En passant* erledigte nun die F.A.Z. den Aktenmythos endgültig. In einem Artikel über den in Ost-Berlin residierenden Kardinal Bengsch (verst. 1979) schrieb sie: Für das Alltagsgeschäft mit den Behörden und Staatsvertretern „hatte er seine politischen Prälaten, Groß und Dissemmond etwa, in der Abkürzung des DDR-Ministeriums für Staatssicherheit ... ‚Otto‘ und ‚Peter‘. Über deren Charakter wird gerätselt, da sie von der Stasi als ‚IM‘ geführt wurden. Sehr ernst muß man das nicht nehmen, wenn man sich in die zu Wichtigtuerei und Aufschneiderei neigende ... Mentalität von Geheimfunktionären hin- einversetzt“.

Soweit einige Fälle von prominenten, halbprominenten bzw. nur innerhalb ihres unmittelbaren Wirkungskreises bekannten Personen. Die Liste kann ohne größere Mühe verlängert werden. Doch war für die hiesige Auswahl leitend, ob der jeweilige Einzelfall einen neuen Aspekt für die Definitionskarriere des IM-Begriffs erbrachte.

Nicht verwundern konnte es, dass nach 1990 eine Hermeneutik der MfS-Akten-Interpretation erst entwickelt werden musste. Insofern ist es wenig überraschend, dass sich in den 90er Jahren beständig die Kriterien geändert hatten, anhand derer ‚zweifelsfrei‘ eine IM-Tätigkeit festgestellt wurde. Überraschen hingegen konnte, dass die Stasi-Unterlagen-Behörde in ihrer öffentlichen Selbstdarstellung sowohl für sich die Möglichkeit des Irrtums ausschloss als auch vorgeblich nur wertfreie Auskünfte entsprechend der Aktenlage gab:

■ Die Behörde pflegte in den 90er Jahren ein Bild der Zweifelsfreiheit ihrer Erkenntnisse. Es ist kein Fall bekannt geworden, in dem sie von sich aus einen Irrtum eingestanden hätte. Als tatsächlich irrumsfreie Behörde indes wäre sie einmalig gewesen. Wo Menschen tätig sind, geschehen Fehler, also auch bei dem seinerzeit mit 3.000 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen ausgestatteten

Bundesbeauftragten. Korrigiert wurden die Fehler, soweit die Öffentlichkeit davon erfuhr, allein aufgrund äußeren Drucks, etwa infolge von Gerichtsentscheidungen.

■ Die Behauptung der Zweifelsfreiheit ihrer Erkenntnisse verband sich mit einem positivistischen Selbstbild der Behörde: Sie nahm vorgeblich nur „Beauskunnftungen entsprechend der Aktenlage“ vor (während daraus ggf. abzuleitende Konsequenzen von anderen, z.B. Arbeitgebern, zu ziehen waren). Zugleich aber schränkte sie mit ihren Interpretationen, die nicht wertfrei sein konnten, den Spielraum derjenigen erheblich ein, die mit den Beauskunnftungen arbeiten mussten.

Die Wirkungen dessen reichen bis in die Gegenwart. Statt des angestrebten Zieles – generelle Sensibilisierung für das Denunziationsproblem, nicht zuletzt für künftige Versuchungen – wurde weitgehende Gleichgültigkeit erreicht (das gilt selbstredend mit Ausnahme der Stasi-Opfer, doch diese stehen nicht für die breite Öffentlichkeit). Die Stasi-Unterlagen-Behörde war keine moralische Anstalt geworden, sondern Instrument wie Partei in Interessenauseinandersetzungen:

- Partei war sie insoweit, als die Behörde aus bürokratischem Selbsterhaltungstreiben eine Desavouierung oder Relativierung des Beweiswerts der MfS-Unterlagen nicht für wünschenswert halten kann: Denn das Stasi-Unterlagengesetz als Geschäftsgrundlage des Bundesbeauftragten geht von der Hypothese der inhaltlichen Richtigkeit der MfS-Akten aus.
- Instrument wurde die Behörde, als in Einzelfällen tatsächliche oder vermeintliche Belastungen zu genau solchen Zeitpunkten bekannt wurden, da sie politisch nützlich waren.

Wo aus den Akten so wenig Gewißheit zu erlangen, aber mit solch geringer Gewissheit derart reichlich politische Instrumentalisierung zu betreiben sei, wie es zu beobachten war, da ist augenscheinlich das gutgemeinte Anliegen ungenügend gegen sachfremde Indienstnahme immunisiert worden – so lässt sich zusammenfassen, was die Öffentlichkeit am Ende der 90er Jahre von den Auskünften hielt, die sie aus der Stasi-Unterlagen-Behörde erreichten.

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack: *Mehrdeutige Akten und eindeutige Beauskunnftungen. Die Metamorphose des IM-Begriffs*, in: Jochen Zimmer (Hg.), *Das Gauck-Lesebuch. Eine Behörde abseits der Verfassung?*, Eichborn Verlag, Frankfurt a.M. 1998, S. 92-102.

stud. ost

Studierende in der DDR und danach

Peer Pasternack

StudentInnen befinden sich an Hochschulen in einer eigentümlichen Situation. Sie sind sowohl die ‚schwächsten‘ Hochschulmitglieder, denn sie haben vergleichsweise wenig zu sagen und müssen Prüfungen bestehen. Zugleich sind sie aber auch unbefangenen Angehörigen einer Hochschule, denn sie sind noch vergleichsweise unverbogen und haben ihr Schicksal nicht existentiell an den Ort ihrer Studien geknüpft. Was hatte sich für diese und in dieser Gruppe in zehn Jahren radikalem Wandel der Umstände verändert?

1989 absolvierten in der DDR an 54 Hochschulen und etwa 250 Fachschulen ca. 135.000 Studierende ein Direktstudium. Rund zehn Prozent eines Altersjahrgangs erwarben das (zulassungsbeschränkte) Abitur und nutzten die damit erworbene Hochschulzugangsberechtigung auch fast vollständig. Im berufsbildenden und Erwachsenenbildungsbereich gab es weitere Möglichkeiten, die Hochschulreife zu erlangen. Die Akademisierungsquote pro Altersjahrgang betrug in den 80er Jahren zwölf Prozent. Die Studierenden an Hochschulen machten ca. achtzig Prozent der GesamtstudentInnenschaft aus (für den drei- bis vierjährigen Fachschulbesuch war das Abitur keine Voraussetzung).

Das Studium war sehr strikt organisiert, vollzog sich innerhalb von Seminargruppen und mit festen Studienplänen. Eine staatliche Stipendienregelung sicherte allen Studierenden monatlich 200,- Mark, was einem Viertel eines Facharbeiterlohnes entsprach. Ebenso garantierte der Staat jedem Hoch- und Fachschulabsolventen einen Arbeitsplatz (auch wenn die bildungsplanerischen Vorausberechnungen des Akademikerbedarfs sich nie bestätigten). Gleichzeitig hatte sich jede/r Studienanfänger/in verpflichten müssen, nach Abschluss des Studiums drei Jahre dort zu arbeiten, wo es die „gesellschaftlichen Erfordernisse“ geböten.

In diese Atmosphäre des Behütetseins platzte der 1989er Herbstumbruch hinein. In dessen Kernphase verhielten sich die Studierenden – wie ihre Hochschullehrer/innen und die Hochschulen insgesamt – sowohl differenziert als auch widersprüchlich. Zunächst hatten sie sich nicht zu einem kollektiven (Mit-)Auslöser des Umbruchs auf der Straße formiert. Das kann kaum verwundern. Es hatte dies eine gesellschaftliche und eine gruppenspezifische Ursache:

■ Nicht nur die Studierenden waren kein kollektiver Träger der Demonstrationen, sondern der gesamte 89er Herbst-Aufbruch wurde von keiner sozialmilieubestimmten Gruppe initiiert und getragen. Vielmehr war dieser Aufbruch der DDR-Gesellschaft von politisch motivierten, nämlich den Bürgerrechtsgruppen als punktueller Protest initiiert worden. Zu Massen auflaufende Einzelindividuen jeglicher sozialer Herkunft verallgemeinerten den Aufruhr. Das Regime

schließlich, das seiner Selbstgewissheit verlustig gegangen war, tolerierte den Vorgang faktisch.

■ Gruppenspezifisch erklärt sich die studentisch-kollektive Abstinenz bei der Auslösung des Umbruchs aus biografischen Prägungen: Als dritte Generation der DDR unter permanenter staatssozialistischer Indoktrination sozialisiert, in rigide wirkenden, zusätzlich disziplinierenden Ausleseprozessen an die Hochschule gelangt und dort in ein verschultes Studiensystem integriert, hatten die Studierenden ein bedeutendes Maß an Fremdzwangsteuerung internalisiert. Umso mehr überrascht es, dass sie dann nach kurzer Zeit auch Selbststeuerungspotenziale zu mobilisieren vermochten.

Ab Mitte Oktober 1989 war eine studentische Bereitschaft zu gestalterischem Handeln zu beobachten. Diese zeigte sich vor allem im Aufbau studentischer Selbstverwaltungen gegen die – ein studentisches Vertretungsmonopol beanspruchende – Staatsjugendorganisation Freie Deutsche Jugend (FDJ). Eine Erklärung dafür findet sich in dem Umstand, dass die Identifikation der DDR-Studierenden mit dem System bereits in den letzten Jahren zuvor rapide abgenommen hatte. In den achtziger Jahren war – nach den Untersuchungen *Studentenintervallstudie 1977* und *Student 89* – unter den DDR-Studenten ein signifikanter Ablösungsprozess von der SED- und Staatsführung zu beobachten. Die einschränkungslose Verbundenheit mit der SED, im Jahre 1977 noch 32 Prozent, war im Frühjahr 1989 auf 7 Prozent gefallen. Diejenige mit der FDJ hatte einen Rückgang von 1977 36 Prozent auf 1989 2 Prozent zu verzeichnen.

Allerdings geschahen diese Distanzierungen vor dem typischen Hintergrund der geschlossenen Gesellschaft. Das unmittelbare Erleben von und die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Alternativen war versperrt. Es konnte folglich die erlebbare Gesellschaft nur mit ihren eigenen selbstformulierten Ansprüchen verglichen werden. Derart basierte der studentische Distanzierungsprozess gerade auf dem Ernstnehmen der vorgegebenen sozialistischen Programmatik und nicht auf einer Loslösung von dieser.

Auffällig aber vor allem war, dass sehr schnell die Notwendigkeit erkannt wurde, studentische Interessen zu organisieren. In Gestalt der Studentenräte (StuRa) wurde ein eigenständiges Organisationsmodell entwickelt und durchgesetzt. Die Studierenden erkämpften sich damit im Herbst 1989 selbstbestimmt eine eigene organisatorische Struktur und waren damit allen anderen Gruppen an den DDR-Hochschulen zeitlich weit voraus.

Seither sind die Studierenden in der DDR wie auch nach der DDR Gegenstand intensiver Untersuchungen gewesen. Für die Aufarbeitung der DDR-Studierendengeschichte lässt sich die vorliegende Literatur wie folgt resümieren:

- Die allgemeine Sozialgeschichte des Studiums ist im Verhältnis zur Bedeutung, die der Alltag im historischen Realgeschehen einnimmt, unterrepräsentiert.
- Das Themenfeld „Student und Politik“ wird angemessen behandelt. Innerhalb dieses Politik-Segments wiederum sind studentischer Widerstand, Repression und Renitenz quantitativ geht vertreten.

- Die Erforschung des Studiums in den einzelnen Fächern ist unausgewogen.
- Die 60er und 70er Jahre sind studentenhistorisch bislang sehr unterbelichtet; dagegen stoßen die Jahre zwischen 1945 und 1961 sowie die Schlussphase der DDR auf vorrangiges Interesse.
- Vergleichende Studien fehlen gänzlich: Dies betrifft sowohl Vergleiche zwischen DDR und Bundesrepublik als auch solche zwischen der DDR und anderen Ostblock-Staaten.

Für die Zeit nach 1989 können die Studierenden im Vergleich der diversen sozialen Gruppen als die besterforschte Gruppe der ostdeutschen Partialpopulation gelten. Keine andere Gruppe – Facharbeiter, Naturwissenschaftler, Künstler, Funktionäre usw. – ist derart empirisch durchleuchtet worden wie die der Studierenden. Das lässt sich auf zwei Gründe zurückführen. Der erste ist, dass viele der wissenschaftlichen Autoren selbst noch Studierende gewesen sind oder kurz zuvor noch waren. Daraus ergaben sich Affinitäten zu milieuspezifischen Forschungsthemen etwa für Dissertationen.



Der zweite Grund ist, dass die Sozialwissenschaften für empirische Erhebungen Untersuchungsgruppen benötigen, und dass dafür der Zugriff auf Studierende besonders leicht ist. Daher sind im Vergleich zu anderen Bevölkerungsgruppen Studierende in der empirischen Sozialforschung grundsätzlich überrepräsentiert, so auch in der ostdeutschlandbezogenen Transformationsforschung.

Am Anfang studentischen Bewegtseins in Ostdeutschland hatte die Emanzipation von den Wertvorstellungen und Institutionen des real-sozialistischen Systems gestanden. Dieser Prozess war naturgemäß *auch* geprägt durch Verhaltensformen und Affinitäten, die zu dem gehörten, von dem es sich zu emanzipieren galt. Die eigenständige Abschaffung der Fremdverwaltung der Studierenden und die Durchsetzung ihrer Selbstverwaltung durch die Bildung unabhängiger Studentenräte war originärer Bestandteil des demokratischen Aufbruchs im Lande.

Nach einer euphorischen Aufbruchphase kam es dann zur Pragmatisierung der Ansprüche. Dies geschah zudem im Kontext alsbald einsetzender gesellschaftlicher Verteilungskämpfe und war von daher stark auf soziale Interessenvertretung konzentriert. Die studentischen Handlungsformen wurden durchgehend dominiert von pragmatischer Gremienarbeit und phasenweise koloriert durch Aktionen in den Mustern klassischer studentischer Protestformen: Vorlesungsstreik, Demo, Uni-Blockade, Sit-in/Hochschulbesetzung. Lediglich das Sprengen von Gremiensitzungen blieb auch dann unüblich.

Die pragmatische Gremienarbeit wurde in der Kernphase der Hochschultransformation in der ersten Hälfte der 90er Jahre recht bald Domäne sich herausbil-

dender studentischer Experten. Diese studentischen Vertretungs,eliten‘ entwickelten in kürzester Zeit eine z.T. bemerkenswerte Sachkompetenz, prägten die örtlichen Erneuerungsprozesse wesentlich mit und zeigten sich in diesem Punkt großen Teilen der Professorenschaft gegenüber überlegen. Das anfangs hoffnungsvoll stark basisgetragene studentische Bewegtsein hingegen fand in diesen Abläufen relativ schnell zu west-, dann gesamtdeutscher Normalität: Beteiligung an der Interessenvertretung war alsbald Sache einiger weniger.

Damit waren die Voraussetzungen für die Bildung eines studentischen Funktionärstums gegeben. Der Umstand, dass in allen ostdeutschen Ländern eine gesetzlich verankerte Verfasste Studierendenschaft eingeführt wurde, sicherte dieses auch strukturell ab. Daneben meldeten sich regelmäßig basisorientierte Studierende und erinnerten daran, dass der StuRa kein AstA ist, also „keine Politik gespielt“ werden solle, sondern es um Sachfragen ginge. Daher war die StuRa-Geschichte weithin eine Anti-AstA-Geschichte.

Das kann nicht zuletzt aus einem Grunde erstaunen: Während die StudentInnen westdeutscher Herkunft an den Ost-Hochschulen in den 90er Jahren zwischen 10 und 20 Prozent der jeweiligen Studierendenschaften ausmachten, waren sie zugleich in den studentischen Vertretungsgremien mit etwa einem jeweils doppelt so hohen Anteil präsent. Dort trugen sie das pragmatisch orientierte StuRa-Modell und die entsprechende Kooperationskultur vollständig mit – sie waren in dieser Hinsicht binnen kurzem gleichsam ossifiziert. Insofern ließ sich der StuRa-AstA-Dualismus alsbald nicht mehr ausschließlich auf der Ost-West-Folie abbilden. Die StuRa-Akzeptanz war zum Ausdruck einer allgemeinen Entpolitisierung im Sinne des Verzichts auf zuspitzendes Ausfechten von Interessenkonflikten geworden. Das StuRa-Modell passte zum Pragmatismus der neuen Studierendengenerationen.

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack/Thomas Neie (Hg.): *stud. ost 1989–1999. Wandel von Lebenswelt und Engagement der Studierenden in Ostdeutschland*, unt. Mitarb. v. Ralph Meder, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2000, 464 S.; auch unter <http://www.hof.uni-halle.de/dateien/pdf/stud-ost.pdf>

☞ Peer Pasternack: *Studium und Studierende in der DDR: Dokumentations- und Forschungsaktivitäten seit 1990. Eine Übersichtsdarstellung*, in: GDS-Archiv zur Hochschul- und Studentengeschichte Bd. 6, SH-Verlag, Köln 2003, S. 145–159

Abbruch mit Kontinuitäten

Erziehungswissenschaft im Transformationsprozess

Jan-Hendrik Olbertz

Wissenschaftspolitisch war die Erziehungswissenschaft im Transformationsprozess, verglichen mit anderen Disziplinen, nicht zu der Bedeutung gelangt, die den Problemlagen im Bereich der pädagogischen und sozialen Praxis im vereinigten Deutschland angemessen gewesen wäre. Am Ende hatten die Umbauten zur Pluralisierung des Faches an den ostdeutschen Universitäten geführt und dazu, dass die meisten Erziehungswissenschaftler und Erziehungswissenschaftlerinnen der DDR Ende der 90er Jahre nicht mehr in ihrem Arbeitsgebiet tätig waren. Bei den Professuren wurde zu rund einem Drittel der Neubesetzungen auf Bewerberinnen und Bewerber mit akademischer Sozialisation in der DDR zurückgegriffen. Ihr Anteil betrug bei den C4-Stellen 15 Prozent, bei den C2/C3-Stellen 56 Prozent.

Das Fach Erziehungswissenschaft wurde in der DDR nahezu ausschließlich im Kontext mit dem Lehrerstudium gelehrt; als selbstständige akademische Disziplin mit eigenen Abschlüssen gab es das Gebiet praktisch nicht. Mit den gesellschaftlichen Veränderungen seit 1989, aber auch der Irritation vieler bisheriger Wertvorstellungen der Menschen verbanden sich neuartige pädagogische Problem- und Aufgabenstellungen. Sie erwuchsen nicht nur aus Umstrukturierungen im Schulwesen, sondern auch aus neuen pädagogischen Handlungsfeldern außerhalb der Schule. An den ostdeutschen Universitäten schlug sich diese Entwicklung u.a. in einer Erweiterung des universitären Lehrgebietsspektrums nieder.

Es entstanden erziehungswissenschaftliche Hauptfachstudiengänge, die sich mit Studienschwerpunkten wie Sozialpädagogik, Erwachsenenbildung, Wirtschafts- oder Rehabilitationspädagogik auf neue Handlungsfelder erstreckten. Entsprechende Forschungen liefern die wissenschaftlichen Grundlagen auch für eine forschungs- und praxisnahe Lehrerausbildung. An keinem Ort in den neuen Ländern wird die Lehrerausbildung seither ohne den Hintergrund eines erziehungswissenschaftlichen Hauptfachstudiengangs durchgeführt.

Dabei hatte der Neuaufbau der Erziehungswissenschaft nicht zeitgleich begonnen und ist unterschiedlich schnell vollzogen worden. Die Ausgangssituation war vor dem Hintergrund der vorhandenen Einrichtungen (Universitäten, Pädagogische Hochschulen, Institute für Lehrerbildung) recht unterschiedlich. Die größte Spannweite bestand zwischen Berlin (Ost) sowie Jena, wo die Transformationen innerhalb nur jeweils *einer* Universität verliefen (die Akademie der Pädagogischen Wissenschaften in Ost-Berlin ist gesondert abgewickelt worden) einerseits und Magdeburg andererseits, wo eine große Technische Universität, eine Medizinische Akademie, eine Pädagogische Hochschule und zwei Institute

für Lehrerbildung (davon eines in Staßfurt) zu einer neuen Landesuniversität vereinigt wurden.

In der Vorstellung des Jahres 1990 als ‚Stunde 0‘ für die Erziehungswissenschaft lagen oft auch die Wurzeln für einen verfehlten Transformationsbegriff, mit dem auf die Anforderungslage der Systemerneuerung nur mit ‚Übernahmeofferten‘ westlicher Modelle reagiert wurde. Diese in der – historisch gebotenen – Eile übernommenen Konzepte hatten im Westen ihre Geschichte und waren für sich genommen Ausdruck sinnfälliger Kontinuität. Im Osten aber wurden sie nicht selten als fremd und unbegründet erlebt. Als ‚Importgüter‘ fehlten ihnen nachvollziehbare Herleitungen, was Missverständnisse und Reibungen erzeugte. Hinzu kam, dass die kritische Prüfung von im Westen entwickelten Theorie- und Praxiskonzepten unterblieb, wenn sie durch das Ende der DDR trügerisch als ‚bewährt‘ erschienen, während sie längst selbst reformbedürftig waren.

Hinsichtlich des Personals hatten sich im Transformationsprozess gravierende Probleme ergeben:

- An den 22 Standorten der einheitlichen Lehrerbildung für die Klassenstufen 5-12 (Diplomlehrer) waren 1989 insgesamt 1.760 Personen beschäftigt, darunter 250 Hochschullehrer und 1.136 wissenschaftliche Mitarbeiter. Damit betrug das zahlenmäßige Verhältnis von Hochschullehrern zu wissenschaftlichen Mitarbeitern in diesem Bereich etwa 1 : 4,5.
- An den 33 Standorten der Unterstufenlehrerbildung (Institute für Lehrerbildung mit Fachschulstatus) sind 1989 3.587 Beschäftigte tätig gewesen, unter ihnen 2.139 als Fachschullehrer.
- Betrug der Anteil der wissenschaftlichen Mitarbeiter am akademischen Gesamtpersonal der DDR-Hochschulen 82 Prozent, so war dieser Anteil im Bereich der Erziehungswissenschaft an den Universitäten der neuen Länder auf rund 60 Prozent gesunken.

An allen Universitäten hatte sich die Auffassung durchgesetzt, dass rund zwei Drittel der Mitarbeiterstellen befristet zu führen und für Qualifikationsprojekte zu verwenden seien. Die Rolle des Akademischen Mittelbaus an den DDR-Universitäten war mit seinem neuen Funktionsprofil kaum vergleichbar. Bis 1990 hatte er faktisch einen eigenen Berufsstand mit hohem Lehrdeputat gebildet, der einen Großteil der selbstständigen Verantwortung für die Lehre wahrnahm. Die Aufgaben, die dem Mittelbau nunmehr zugeacht waren, stellten sich weitgehend anders dar, und die Eingliederung von „alten“ Mittelbauern bereitete enorme Schwierigkeiten, insbesondere arbeitsvertraglicher Art.

Vielerorts mussten gültige unbefristete Arbeitsverhältnisse in befristete umgewandelt werden, wogegen viele der Betroffenen – meist erfolgreich – arbeitsrechtliche Mittel einlegten. Ihr Verbleib in den ohnehin knappen Mittelbaustellen führte jedoch zu einer ‚Abriegelung‘ dieser Stellen für junge, qualifikationsorientierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Dennoch waren die Leidtragenden der Umstrukturierung vor allem die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der DDR im mittleren Lebensalter, deren Qualifikation eine einschneidende Entwertung erfuhr, und die in das System nicht mehr richtig ‚passten‘. Für die Neubesetzung vakanter Stellen wurden sie schon aus struktu-

rellen Gründen selten in Betracht gezogen. Insgesamt hatten die Abwicklung fast aller erziehungswissenschaftlichen Hochschulsektionen, Bedarfskündigungen und Entlassungen dazu geführt, dass die meisten Erziehungswissenschaftler und Erziehungswissenschaftlerinnen der DDR Ende der 90er Jahre nicht mehr in ihrem Arbeitsgebiet tätig waren.

Hinsichtlich der Professuren wurde bei rund einem Drittel der Neubesetzungen in Ostdeutschland auf Bewerberinnen und Bewerber mit akademischer Sozialisation in der DDR zurückgegriffen, wobei ihr Anteil bei den C4-Stellen mit 15 Prozent deutlich geringer war als bei den C2/C3-Stellen mit 56 Prozent. Von den bis 1994 insgesamt 150 neubesetzten C3- und C4-Professuren für Erziehungswissenschaft waren 85 Prozent der C4-Professuren und 44 Prozent der C3-Professuren für Erziehungswissenschaft mit Wissenschaftlerinnen bzw. Wissenschaftlern aus den alten Bundesländern besetzt.

Einen präziseren Einblick in den seinerzeitigen erziehungswissenschaftlichen Forschungsalltag an den Universitäten der neuen Länder verschafft eine Betrachtung der 1995/96 bearbeiteten erziehungswissenschaftlichen Forschungsthemen und die Zusammensetzung der jeweils beteiligten Projektgruppen. 1995 konnte der Neuaufbau der Erziehungswissenschaften als im wesentlichen abgeschlossen gelten. Nunmehr ging es um die Konsolidierung der neu geschaffenen Strukturen – und um ein produktives ‚Zusammenraufen‘ des ost-west-gemischten Personals mit seinen unterschiedlichen Erfahrungshintergründen und fachlichen Interessen. Die Auswertung des erziehungswissenschaftlichen Forschungsgeschehens an den Universitäten der neuen Länder im Akademischen Jahr 1995/96 bezog sich auf Themen und Schwerpunkte sowie personelle Konstellationen. Zentrale Ergebnisse waren:

- Die meisten der Mitte der 90er Jahre an den ostdeutschen Universitäten bearbeiteten Forschungsvorhaben stammten aus der Schul- und Unterrichtsforschung sowie der Erwachsenenbildung/Weiterbildung (einschließlich Hochschulforschung), gefolgt von der historischen/vergleichenden pädagogischen Forschung und der Sozialpädagogik.
- Fast 70 Prozent von insgesamt 312 ausgewerteten Forschungsprojekten wandten sich praktischen, handlungsfeldorientierten Fragestellungen zu (betrieben also Entwicklungs- und Begleitforschung oder waren Evaluationsvorhaben), während rund 30 Prozent der Themen theoretisch-systematischen bzw. historiographischen Zuschnitts waren. Dies dokumentierte eine ausgesprochen hohe Praxisorientierung der Forschung.
- Vor allem in den „neuen“ Disziplinen wie Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung hatte sich ein Forschungstyp etabliert, der als Entwicklungs- bzw. Anwendungsforschung auf die pädagogische Praxis und deren Analyse bzw. Veränderung gerichtet ist. Dabei standen Praxisfelder im Mittelpunkt, die in der DDR nicht (jedenfalls nicht in der nunmehr gegebenen Form) vorhanden und wissenschaftlich kaum erschlossen waren.

In personeller Hinsicht war ein Drittel aller ausgewerteten Projekte „Eine-Person-Vorhaben“. Für die in Gruppen bearbeiteten Projekte galt: Je kleiner die

Gruppe, desto öfter stand sie unter ostdeutscher Leitung; je größer die Gruppe war, desto öfter wurde sie von einem Kollegen bzw. einer Kollegin aus Westdeutschland geleitet. Der Anteil von Frauen unter den ostdeutschen Projektleitern bzw. alleinigen Bearbeitern betrug rund 46 Prozent, unter den westdeutschen waren es nur etwa 15 Prozent. Dieser offensichtlich noch aus den DDR-Verhältnissen herrührende Befund warf ein interessantes Schlaglicht auf die Laufbahnchancen für Wissenschaftlerinnen in der (historischen) Differenz zwischen Ost und West.

Trotz der beschriebenen, vor allem personellen Probleme des Neuaufbaus hatte die erziehungswissenschaftliche Forschung in den neuen Ländern bereits in der Mitte der 90er Jahre einen beachtlichen Stand erreicht. Sie wies thematisch eine hohe Relevanz auf, und das Spektrum sowohl der aufgegriffenen Themen bzw. Fragestellungen, der angewandten Methoden als auch der Praxisbezüge war beachtlich. Es kam darin die hohe Dynamik einer Entwicklung zum Ausdruck.

Innerhalb der Wissenschaftspolitik war die Erziehungswissenschaft im Vergleich zu den Wirtschafts-, Rechts- oder Technik- und Naturwissenschaften nicht zu der Bedeutung gelangt, die den Problemlagen im Bereich der pädagogischen und sozialen Praxis im vereinigten Deutschland angemessen gewesen wäre. Von der erziehungswissenschaftlichen Fachgesellschaft DGfE (mit immerhin rund 1.700 Mitgliedern, 22 wissenschaftlichen Kommissionen und Arbeitsgemeinschaften) war von Seiten der Wissenschafts- und Bildungspolitik in der Regel kein Rat zum Umbau des Bildungssektors eingeholt worden.

Ein gewisser Einfluss auf die Entwicklung konnte allerdings über die Gründungsdekane bzw. -direktoren – mit einer Ausnahme allesamt aus den alten Ländern –, die meist zugleich in der DGfE engagiert waren, genommen werden. Die ‚Beziehungsstörungen‘ zwischen Bildungspolitik und Erziehungswissenschaft, die in den alten Ländern während der seinerzeit zurückliegenden 30 Jahre entstanden waren, auf der einen Seite und die Erfahrungen mit der ideologiefixierten DDR-Erziehungswissenschaft auf der anderen – beides hatte offensichtlich eine spürbare Zurückhaltung der Wissenschafts- und Bildungspolitik in Bezug auf die Erziehungswissenschaft und deren Einbeziehung bzw. Förderung auch in den neuen Ländern zur Folge.

So wie die DDR-Geschichte insgesamt Ergebnis und Ausdruck der Kontinuität und Brüche deutscher Geschichte ist, so ist auch die Geschichte der DDR-Erziehungswissenschaft als Teil der gesamtdeutschen Disziplingeschichte anzusehen. Deren Rekonstruktion darf die politisch-ideologische Inanspruchnahme und entsprechende theoretische Verwerfungen ebensowenig ausklammern, wie zeitgleich immer auch entwickelte, tragfähige und innovative (manchmal sogar systemsubversive) Konzepte. In einigen Gebieten konnte die DDR-Pädagogik auch nach westlichen Maßstäben – vor allem in empirischer Hinsicht – diskursfähige Standards vorweisen, die z.T. in relativer Unabhängigkeit von politisch-ideologischen Systemerwartungen bzw. -vorgaben für die Theoriediskussion von Wert sind (und schon zu DDR-Zeiten von Wert gewesen wären, wenn sie außerhalb der DDR hätten präsentiert werden können).

Wer sich auf die Disziplingeschichte berufen oder gar aktuelle Denkansätze auf diese Weise legitimieren will, kann sich insofern nicht auf die ‚halbe‘ Geschichte beschränken. Die Geschichte der DDR-Pädagogik bzw. -Erziehungswissenschaft ist trotz und z.T. wegen der inneren und äußeren Systemabgrenzung in erster Linie Teil gesamtdeutscher Geschichte, die in ihrer Ganzheit mit selektiver Rezeption kaum zu ‚bewältigen‘ ist.

Zum Weiterlesen:

☞ Jan-Hendrik Olbertz: *Erziehungswissenschaft im Transformationsprozeß. Gutachten*, in: Deutscher Bundestag (Hg.), Enquête-Kommission „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozeß der deutschen Einheit“ Bd. IV,1.: Bildung, Wissenschaft, Kultur, Nomos Verlag, Baden-Baden 2000, S. 917–956.

☞ Adolf Kell/Jan-Hendrik Olbertz (Hg.): *Vom Wünschbaren zum Machbaren. Erziehungswissenschaft in den neuen Bundesländern*, Deutscher Studien-Verlag, Weinheim 1997, 428 S.

Forschen jenseits der Strukturen

Die Zweite Wissenschaftskultur

Roland Bloch | Peer Pasternack

Der Ostteil Berlins war durch den Umstand, dass sich dort 25 Prozent des gesamten Wissenschaftspotenzials der DDR konzentrierte, besonders vom Komplettumbau des ostdeutschen Wissenschaftssystems betroffen. Zur Entinstitutionalisierung von thematischen und personalen Wissenschaftszusammenhängen wurden aktiv Ausweichstrategien entwickelt. Vereinsgründungen waren die quasi-institutionalisierende Gegenstrategie. Der Integrationsmodus funktionierte über Gemeinsamkeiten der thematischen Interessen, die Ablehnung einer Delegitimierung der DDR-Wissenschaft, die Bezugnahme auf Forschungsergebnisse der DDR-Wissenschaft sowie Referenten- und Autorennetzwerke.

Zur Geschichte der ostdeutschen Wissenschaftstransformation gehört, dass sich mit den strukturellen und personellen Neuerungen zugleich auch eine Entinstitutionalisierung von thematischen und personalen Wissenschaftszusammenhängen vollzog, und dass zahlreiche Akademiker/innen dies nicht passiv geschehen ließen, sondern aktiv Ausweichstrategien entwickelten. Nicht alle, die der Umbruch aus wissenschaftlichen Beschäftigungsverhältnissen herausgeschleudert hatte, mochten sich mit diesem Umstand einfach abfinden. Sie waren aus einem aktiven Berufsleben gerissen worden, mithin auf einen eher passiven Lebensabend (noch) nicht eingestellt.

Daneben sahen sie sich auch inhaltlich marginalisiert: Der wissenschaftliche Mainstream, z.B. in Bezug auf die Geschichte des 20. Jahrhunderts, entsprach weithin nicht den von ihnen vertretenen Positionen. Hier kamen kognitive Motivationen mit sozialen zusammen. Diese Akteure schritten daher zu Vereinsgründungen: als quasi-institutionalisierende Gegenstrategie zur Entinstitutionalisierung. Die Summe der Aktivitäten, die im Rahmen dieser Ausweichstrategie nach 1989 entfaltet wurden, führte zum Entstehen der sog. Zweiten Wissenschaftskultur.

Die entstandenen Vereine fungierten ersatzweise als neue akademische Hauptgeschäftsstellen, ohne indes mit der Ausstrahlung der staatlich finanzierten Einrichtungen mithalten zu können. In den Vereinen wurde ein reges Veranstaltungs- und Publikationswesen entfaltet. Ihr Integrationsmodus funktionierte über Gemeinsamkeiten der thematischen Interessen, die Ablehnung einer Delegitimierung der DDR-Wissenschaft (was als Delegitimierung der eigenen Lebensleistungen wahrgenommen wurde), die Bezugnahme auf Forschungsergebnisse der DDR-Wissenschaft (die ansonsten häufig als ‚nicht zitationsfähig‘ betrachtet wurden und werden) sowie Referenten- und Autorennetzwerke. Der Aktivitätsmodus war geprägt durch einerseits wissenschaftliche Arbeit, ande-

reseite durch das Festhalten an traditionellen akademischen Formen, wie etwa der Festschriftkultur oder Preisverleihungen.

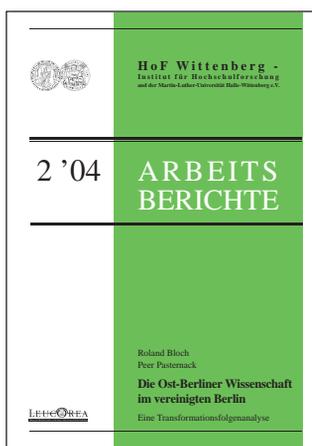
Die Veranstaltungen in wie die Publikationen aus den Vereinszusammenhängen wurden vom etablierten Wissenschaftsbetrieb nur ausnahmsweise zur Kenntnis genommen. Die Ausnahmen waren meist sozialwissenschaftlich tätige e.V., die stärker als geisteswissenschaftliche Zusammenschlüsse sozialtechnologisch verwertungsrelevantes Wissen zu produzieren vermochten. Zugleich weisen diese Ausnahmen auf den Umstand hin, dass sich zwei verschiedene Gruppen von Vereinen typisieren lassen:

■ Zum einen können die Vereine derjenigen Wissenschaftler/innen zusammengefasst werden, die gleichsam abschließend abgewickelt waren, also eine Re-Integration ins etablierte akademische System kaum zu erwarten hatten. Deren Vereine ließen sich als Not-Institutionalisierungen charakterisieren, da andere Institutionalisierungsformen nicht mehr zur Verfügung standen. Sie waren soziale Rückzugsfelder aller Voraussicht nach endgültig marginalisierter

Wissenschaftler/innen. Inhaltlich beschäftigten sich diese Vereine vornehmlich mit der DDR-Geschichte und aktuellen Fragestellungen politischer Analyse. Entsprechend waren dort auch die Historiker/innen überdurchschnittlich vertreten. Zugleich unterschieden sich diese Zusammenschlüsse deutlich von sonst üblichen Vereinen. So waren sie etwa keine Geschichtsvereine im hergebrachten Sinne, denn in den ostdeutschen e.V. hatten sich nicht Laienhistoriker zur historiografischen Freizeitgestaltung versammelt; vielmehr war ihre Arbeit durch die Zusammensetzung der Mitgliedschaft von vornherein professionalisiert. Infolgedessen erfüllten die dort entstehenden Produkte auch vielfach die herkömmlichen Standards. Als Zerfallspro-

dukte einer Personen- und Programmabwicklung – Entinstitutionalisierung – standen die Vereine am Ende von Berufsbiografien, Forschungsrichtungen oder -perspektiven und repräsentierten insoweit ausgelaufene bzw. auslaufende Modelle.

■ Zum anderen gab es die Gruppe der in engerem Sinne sozialwissenschaftlich ausgerichteten Vereine. Sie suchten aktiv empirische Sozialforschung zu betreiben und dadurch bzw. dafür Drittmittel zu akquirieren. Bis Mitte der 90er Jahre hatten diese Vereine auch einen vergleichsweise komfortablen Zugriff auf Ressourcen durch Projektaufträge seitens der Kommission für sozialen und politischen Wandel in den neuen Ländern (KSPW). Ihre Mitglieder waren vielfach im mittleren Erwerbsalter. Sie nutzten die Vereinskonstruktion häufig lediglich aus pragmatischen Gründen als berufsbiografische Zwischenstation und strebten ausdrücklich die Rückkehr in Universitäten oder Forschungsinstitute an.



Das Hauptproblem beider Gruppen bestand in ihrer unzulänglichen Anerkennung, sowohl hinsichtlich ihrer Akzeptanz im Wissenschaftsbetrieb und damit ihrer öffentlichen Wahrnehmung als auch im Hinblick auf ihre Förderfähigkeit aus öffentlichen Mitteln. Daraus folgten konkrete Probleme im wissenschaftlichen Alltag: Die Arbeit war größtenteils ehrenamtlich. Publikationen bleiben oft ‚graue Literatur‘. Tagungen konnten aus finanziellen Gründen häufig nicht selbst veranstaltet werden. Adäquate Räumlichkeiten fehlten ebenso wie sonstige für wissenschaftliches Arbeiten notwendige infrastrukturelle Bedingungen. Überdies ist in Rechnung zu stellen, dass die Vereine weithin als Gelehrtenvereinigungen arbeiteten – und diese erzielten generell vornehmlich interne Wirkungen, indem sie ihre Mitglieder miteinander vernetzen, während externe Wirkungen typischerweise indirekt zustande kommen oder aber der besonderen Eloquenz des jeweiligen Führungspersonals geschuldet sind.

Regionaler Schwerpunkt der Zweiten Wissenschaftskultur war Berlin. Das verwundert insofern nicht, als in (Ost-)Berlin ca. 25 Prozent des gesamten Wissenschaftspotenzials der DDR konzentriert gewesen war. Überdies waren die Vernetzungsbedingungen in der Stadt am günstigsten. (Übersicht 41)

Übersicht 41: Vereine der Zweiten Wissenschaftskultur mit Sitz in Berlin (2003)

Berliner Verein zur Förderung der MEGA-Edition e.V.	Social Data GmbH/ isda*Institut für Sozialdatenanalyse e.V.
Deutsch-Russischer Austausch e.V.	Verein für Angewandte Konfliktforschung e.V.
Deutsch-Russisches Forum e.V.	WiSoS e.V. – Verein für Wissenschaftssoziologie und Statistik
Helle Panke e.V.	Forschungsinstitut der Internationalen Wissenschaftlichen Vereinigung Weltwirtschaft und Weltpolitik e.V.
Historische Kommission beim Parteivorstand der PDS	Arbeitskreis zur Geschichte der Berliner Universitäten
Interessengemeinschaft Medizin und Gesellschaft e.V.	Berliner Alternatives Geschichtsforum (Fortsetzung der Alternativen Enquete-Kommission)
Johannes Sassenbach Gesellschaft e.V.	Berliner Gesellschaft für Faschismus- und Weltkriegsforschung
Gemeinschaft für Sozialökologie e.V.	BISS e.V. – Brandenburg-Berliner Institut für Sozialwissenschaftliche Studien
Gesellschaftswissenschaftliches Forum e.V. Berlin	Fortbildungsakademie der Volkssolidarität
Gesellschaft für Wissenschaftsforschung e.V.	Marxistischer Arbeitskreis zur Geschichte der Arbeiterbewegung
Leibniz-Sozietät e.V.	Unabhängiges Institut für Friedensforschung
Luisenstädtischer Bildungsverein e.V.	
MitOst e.V. – Verein für Sprach- und Kulturaustausch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa	
OWEN e.V. – Ost-West-Europäisches FrauenNetzwerk	

Zum Teil lebt die Zweite Wissenschaftskultur bis in die Gegenwart fort, wie sich etwa am Beispiel des am intensivsten, am stärksten fächerübergreifend und am ausdauerndsten arbeitenden Vereins, der Leibniz-Sozietät, beobachten lässt. Sie sieht sich als Nachfolgerin der Gelehrtensozietät der Akademie der Wissenschaften (AdW) der DDR. An ihr fällt der beträchtliche Aktivitäts- und Publikationsumfang auf. Von Gewicht sind dabei insbesondere die dokumentarischen Bemühungen um die DDR-Akademie- und -Wissenschaftsgeschichte. Naturwis-

senschaftliche Aktivitäten der Sozietät krankten indes daran, dass der Großteil ihrer naturwissenschaftlichen Mitglieder keinen Zugang zu angemessener apparativer Ausstattung hat. Daher werden auch in der naturwissenschaftlichen Klasse intensiv wissenschaftstheoretische und -geschichtliche Fragen behandelt. Inzwischen arrangierte sich die Leibniz-Sozietät mit ihren Kontextbedingungen und versteht sich heute als privatrechtlich organisierte, zivilgesellschaftliche wissenschaftliche Vereinigung. Ihre Zuwahlpolitik bewirkte, dass von den heutigen Mitgliedern weit über die Hälfte nach 1994 hinzugetreten ist, sie sich mithin nicht mehr allein aus früheren AdW-Mitgliedern rekrutiert und damit auch die ostdeutsche Schlagseite in der Mitgliedschaftszusammensetzung deutlich relativiert ist.

Zum Weiterlesen:

☞ Roland Bloch/Peer Pasternack: *Die Ost-Berliner Wissenschaft im vereinigten Berlin. Eine Transformationsfolgenanalyse*, Wittenberg 2004, 124 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_2_2004.pdf

Governance in einem wiederauferstandenen Land

25 Jahre Wissenschaftspolitik in Sachsen-Anhalt: 1990–2015

Peer Pasternack

Wie gelang Wissenschaftspolitik in einem wiedergegründeten Land zunächst unter Transformationsbedingungen, dann unter Transformationsfolgewirkungen, d.h. unter Bedingungen weiträumigen wirtschaftlichen Niedergangs mit anschließender Re-Stabilisierung auf niedrigem (Produktivitäts-)Niveau, massiven demografischen Verwerfungen und haushalterischer Dauerkrise? Herausgearbeitet wurden die zentralen wissenschaftspolitischen Instrumente und die prägenden Konkurrenzen und Konflikte in der Wissenschaftspolitik des ersten Vierteljahrhunderts nach der deutschen Vereinigung.

Wie in jedem Politikfeld, so ist auch in der Wissenschaftspolitik vor allem zwischen der Policy-Ebene und der Leistungsebene zu unterscheiden. Auf letzterer werden die eigentlichen inhaltlichen Leistungen erbracht, also Studiengänge realisiert, Wissen produziert sowie das Forschungswissen in außerwissenschaftliche Anwendungskontexte überführt. Auf der Policy-Ebene dagegen werden Entscheidungen erzeugt und umgesetzt, welche die Rahmenbedingungen für diese inhaltlichen Leistungserbringungen schaffen und erhalten. Wie gelang dies in einem wiedergegründeten Land zunächst unter Transformationsbedingungen, dann unter Transformationsfolgewirkungen, d.h. bei weiträumigem wirtschaftlichen Niedergangs mit anschließender Re-Stabilisierung auf niedrigem (Produktivitäts-)Niveau, massiven demografischen Verwerfungen und haushalterischer Dauerkrise?

In Sachsen-Anhalt wird seit 1990 eine Wissenschaftspolitik realisiert, die weitgehend von sachlichen Anforderungen bestimmt ist, d.h. nur wenige Differenzen zwischen den verschiedenen politischen Zusammensetzungen der wechselnden Landesregierungen erkennen lässt. Doch trotz dieser im ganzen nur geringen wissenschaftspolitischen Differenzen war die sachsen-anhaltische Wissenschaftspolitik der letzten 25 Jahre wesentlich konfliktbestimmt. Die Konflikte bestanden indes weniger im politischen Raum selbst, sondern vornehmlich zwischen der Policy-Ebene und der wissenschaftlichen Leistungsebene.

Die wesentlichen in der sachsen-anhaltischen Wissenschaftspolitik eingesetzten Governance-Instrumente waren vier:

- Die sachsen-anhaltische Normen- und Regelungsetzung – qua Gesetzen, insbesondere dem Hochschulgesetz, und Verordnungen – bewegt sich im bundesdeutschen Mainstream: Überregional auffällig geworden ist die sachsen-anhaltische Gesetzgebung zum Wissenschaftsbereich in den letzten 25 Jahren nicht. Ausnahmen davon waren lediglich zwei Regelungen anfangs der 90er Jahre: die

Promotionsmöglichkeit für FH-AbsolventInnen und die Festsetzung der Lehrdeputate für FH-ProfessorInnen auf 16 (statt 18) Semesterwochenstunden.

■ Anders verhält sich dies bei der Hochschulfinanzierung. Diese war über die Jahre permanenter Gegenstand von Konflikten zwischen Landesregierung und Hochschulen. In der Sache gibt es allerdings auch Überraschungen. So ist das Land beim Anteil der Hochschulfinanzierung am BIP, neben Berlin, bundesdeutscher Spitzenreiter mit einem Wert von 0,9 Prozent (Bundesdurchschnitt: 0,7 Prozent). Das ist zwar weniger auf sehr hohe Hochschulausgaben, sondern mehr auf das niedrige BIP zurückzuführen. Immerhin aber zeigt es an, dass Sachsen-Anhalt im Verhältnis zu seiner wirtschaftlichen Leistungskraft durchaus beachtliche Anstrengungen unternimmt, seine Hochschulen zu finanzieren.

■ Verhandlungen zwischen den Akteuren sind dauerhaft institutionalisiert in Gestalt der sog. Hochschulrunde (früher „Rektorendienstberatung“) mit dem Minister, in der Regel monatlich, und in den Verhandlungen über die Zielvereinbarungen, erstmals 2003 zwischen Landesregierung und Hochschulen abgeschlossen. Sie enthalten jeweils Festschreibungen mehrjähriger Hochschulbudgets bzw. Budgetentwicklungen und inhaltliche Zielsetzungen. Eine systematische Evaluation der Zielerreichungen gab es bisher nicht.

■ Die Beratung durch Expertenkommissionen ist ein über die Jahre immer wieder genutztes Instrument geworden. Insgesamt waren fünf Expertengremien mit jeweils ähnlichen Aufträgen beauftragt worden. Prüfungen der Effekte dieser Beratungen liegen bislang nicht vor.

Das auf diese Weise aufgebaute und im wesentlichen über die Jahre und haushaltspolitischen Verwerfungen hin auch gesicherte Wissenschaftssystem weist einige strukturelle Neuerungen und Besonderheiten auf, erfuhr aber auch zwischenzeitliche Korrekturen:

- Aufgrund regionalpolitischer Erwägungen wurden auch Regionen mit Fachhochschulen ausgestattet, die zuvor über keine Hochschule verfügten: Nordharz, Altmark und Dessau.
- So verfügt Sachsen-Anhalt heute über zehn Hochschulen, davon acht staatlich unterhaltene, die sich auf 14 räumliche getrennte Einrichtungen verteilen. Ein Spezifikum ist, dass drei der vier Fachhochschulen an mindestens zwei Sitzorten präsent sind.
- Mit der Verwaltungsfachhochschule in Halberstadt wurde zunächst eine landesverwaltungsinterne Hochschule gegründet. Das widersprach dem seinerzeitigen Stand der bundesweiten Diskussion. 1998 wurde diese Strukturent-

 Leibniz-Universität Magdeburg	Institut für Hochschulforschung (HoF) <small>an der Leibniz-Universität Magdeburg</small>	
	Peer Pasternack 25 Jahre Wissenschaftspolitik in Sachsen-Anhalt: 1990-2015	
101	HoF-ARBEITSBERICHTE	

scheidung durch Integration in die Hochschule Harz korrigiert. Im Innenresort verblieben ist bis heute die Fachhochschule der Polizei in Aschersleben.

- Die Beibehaltung zweier universitätsmedizinischer Standorte in Halle und Magdeburg bedeutete, dass Sachsen-Anhalt eine (vergleichsweise teure) Hochschulmedizin über den eigenen Bedarf hinaus unterhält.
- Der Euphorie der Aufbaujahre war geschuldet gewesen, dass auch zwei ingenieurwissenschaftliche Universitätsstandorte (2004 dann korrigiert) und zwei Lehrerbildungsstandorte (Halle und Magdeburg, 2004 teilweise korrigiert) sowie eine Reihe von Fächerdoppelungen installiert wurden. Begünstigend wirkte für solche Entscheidungen immer auch die beträchtliche Nord-Süd-Ausdehnung des Landes.
- Sachsen-Anhalt verfügt mit Wittenberg über einen historischen Universitätsstandort, der seit 1817 keine universitären Einrichtungen mehr beherbergte. Daher wurde 1994 dort die Stiftung Leucorea gegründet.
- Eine Besonderheit stellt der Umstand dar, dass die in Halle ansässige Akademie der Naturforscher Leopoldina 2008 vom Bundesministerium für Bildung und Forschung zur Nationalen Akademie der Wissenschaften ernannt wurde.
- 1992 war das Hochschulsystem auf eine Kapazität von 44.000 flächenbezogenen Studienplätzen ausgerichtet worden. Zugleich hatte das Land seit 1995 nicht mehr die Mittel zur Verfügung gestellt, um die dafür erforderlichen Stellenpläne finanzieren zu können. Inzwischen sind 33.000 Studienplätze als auszufinanzierende Größe definiert. Auf diesen studieren derzeit rund 55.000 Studierende.
- Ebenfalls eine Besonderheit ist, dass Sachsen-Anhalt bis heute eines der wenigen Bundesländer ohne private Hochschulen ist.
- Schließlich waren die Hochschulen in den 1990er Jahren politisch ermuntert worden, An-Institute zu gründen. Im Ergebnis verfügt Sachsen-Anhalt heute mit 67 Einrichtungen, davon drei außerhalb des Landes, über die bundesweit höchste Dichte an An-Instituten.

Nimmt man die Ausstattung mit außeruniversitären Forschungsinstituten der Forschungsorganisationen hinzu – drei Max-Planck-Institute, drei Einrichtungen der Fraunhofer-Gesellschaft, fünf Zweigstellen von zwei Helmholtz-Zentren, fünf Leibniz-Institute und drei Bundesforschungseinrichtungen –, so kann das sachsen-anhaltische Institutionensystem insgesamt als eine gut bestückte Wissenschaftslandschaft gekennzeichnet werden. Sie muss einen überregionalen Vergleich nicht scheuen. Zugleich heißt das: Strukturell dürften die Chancen ausgereizt sein, mit Neugründungen oder -ansiedlungen ist wohl kaum zu rechnen. Es gilt folglich, mit dem Vorhandenen klug umzugehen.

Anhand der prägenden Konkurrenzen und Konflikte lässt sich die Entwicklung der Wissenschaftspolitik in Sachsen-Anhalt so verdichten, dass sich die Darstellung nicht in der Nachzeichnung von Aspekten verliert, die nur tagespolitisch relevant gewesen waren. Damit können die 25 Jahre Wissenschaftspolitik in einem rezipierbaren Umfang resümiert werden, und zugleich lässt diese Darstellungsweise etwas von den phasenweise dramatischen Zuspitzungen aufschei-

nen, die zu ignorieren das Ganze unvollständig machte. Die prägenden Konkurrenzen und Konflikte waren und sind:

■ *Die Abwicklungen und Strukturumbauten ab 1990:* Zunächst wurde ein grundlegender Systemumbau eingang gesetzt, der sich in drei Dimensionen entfaltete: (1) Personalumbau, bestehend aus der Personalstruktur-Neugestaltung und Personalüberprüfungen, (2) strukturelle Anpassung an das normsetzende westdeutsche Wissenschaftssystem sowie (3) inhaltliche Pluralisierung des Forschungs- und Lehrbetriebs. In den 2000er Jahren wurden dann einige Struktur Anpassungen vorgenommen.

■ *Der Halle-Magdeburg-Dualismus:* Begünstigt durch die erhebliche Nord-Süd-Ausdehnung Sachsen-Anhalts, aber auch historisch bedingt – zuletzt in den DDR-Jahrzehnten durch die Trennung in die Bezirke Halle und Magdeburg –, haben sich zwei Wissenschaftsräume Nord- und Süd-Sachsen-Anhalt herausgebildet. Diese werden am deutlichsten erkennbar, wenn die Kooperationsdichte zwischen Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen betrachtet wird: Sie sind nahezu ausnahmslos auf den räumlichen Nahbereich beschränkt.

■ *Die Dauerhochschulreform:* Nachdem die sachsen-anhaltische Hochschullandschaft in der zweiten Hälfte der 90er Jahre neu geordnet war und noch während erste Konsolidierungen der neuen Strukturen betrieben wurden, kehrte keine Ruhe ein, sondern Hochschulreformen. Dies hat sich zur Hochschuldauerreform verdichtet. Seit Ende der 1990er Jahre haben sich die allgemeinen Trends der bundesweiten Hochschulreform auch in Sachsen-Anhalt durchgesetzt, ohne dass das Land dabei den Ehrgeiz entwickelt hätte, als Vorreiter aufzutreten.

■ *Die Hochschulfinanzierung:* Alle hochschulbezogenen Entwicklungen seit 1991 waren dadurch gekennzeichnet, dass die Hochschulfinanzierung ein dauerhaft streitbelastetes Thema zwischen Landespolitik und Hochschulen darstellte. Allerdings konnte die Grundfinanzierung der Hochschulen nach einigen Verwerfungen früherer Jahre in den letzten Jahren stabilisiert werden. Eine Besonderheit stellt es dar, dass Sachsen-Anhalt nahezu nicht (mehr) mit dem Instrument programmgebundener Förderungen arbeitet. Mit solchen Finanzierungen versuchen andere Bundesländer, politisch priorisierte Anliegen mit Schubkraft zu versehen.

■ *Die Frage nach der Relevanzorientierung der Wissenschaft:* Das Verhältnis von freier Grundlagenforschung einerseits und anwendungsorientierter Forschung andererseits durchzieht zahlreiche Konflikt- und Konkurrenzordnungen in der sachsen-anhaltischen Wissenschaftspolitik. Im Kern geht es dabei immer um eine Frage: In welcher Weise und in welchem Umfang soll das Bedürfnis bedient werden, die öffentlichen Mittel mit dem Nachweis eines *return on investment* zu verknüpfen? Beziehungsweise umgekehrt: Wie stark muss Wissenschaft vor einer Funktionalisierung für außerwissenschaftliche Anliegen geschützt werden, um wissenschaftlich erfolgreich sein zu können?

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack: *25 Jahre Wissenschaftspolitik in Sachsen-Anhalt: 1990–2015*, Institut für Hochschulforschung (HoF) an der Martin-Luther-Universität, Halle-Wittenberg 2016, 92 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/ab_101.pdf

Kontrastfälle: Gemeinsame Geschichte, differenzierte Transformationspfade

Hochschulen im (post)kommunistischen Osteuropa

Sergej Laboda | Peer Pasternack | Robert D. Reisz

Auf der historischen Basis einer gemeinsamen Blockgeschichte wird eine beträchtliche Vielfalt der Transformationspfade erkennbar. Auch die Entwicklungen in der Wissenschaft zeigen deutlich: Osteuropa ließ und lässt sich kaum noch als geografische und noch weniger als geopolitische Einheit betrachten.

Die Probleme beginnen bereits bei der Begrifflichkeit: „Osteuropa“ ist eine terminologische Vereinfachung aus westlicher Sicht. Die Benennung steht, folgt man dem einschlägigen Verständnis der Osteuropa-Historiografie, für Nordost-, Ostmittel- und Südosteuropa sowie Sowjetunion/Russland. Um zu inhaltlicher Präzision zu gelangen, muss der damit bezeichnete geografische Raum aber mit dem politischen Begriff „früherer Ostblock“ gekreuzt werden. Finnland oder Griechenland gehören nicht dazu, Ostdeutschland wird als Sonderfall ausklammert, aber manche westliche Publikation über postkommunistische Entwicklungen in Osteuropa integriert mit lockerer Editorenhand auch die mittelasiatischen Staaten, da zuvor Sowjetrepubliken.

Das Ende der sozialistischen Regime in Osteuropa hatte einerseits wissenschafts- und hochschulgeschichtlichen Forschungen durch erleichterten Archiv- und sonstigen Quellenzugang einen erheblichen Schub verliehen. Andererseits wurden sehr unterschiedliche Transformationspfade bei der Neuorganisation der einzelstaatlichen Wissenschafts- und Hochschulsysteme beschrrieben. Beide Entwicklungen fanden ihren Niederschlag in sehr dynamischen Forschungs- und Publikationsaktivitäten.

Diese sind am HoF zunächst bibliografisch dokumentiert worden. Die Schlussveröffentlichung dieser Bemühungen verzeichnet und annotiert 535 selbstständige Publikationen (Monografien, Sammelbände, Broschüren, incl. Graue Literatur), die zwischen 1990 und 2005 in deutscher oder englischer Sprache erschienen waren. Thematisch interessieren dabei drei Stränge:



- Wissenschafts- und Hochschulgeschichte Osteuropas seit Beginn der staatssozialistischen Herrschaft,
- Transformation von Wissenschaft und Hochschule in den osteuropäischen Staaten seit 1990 sowie
- Hochschul- und Wissenschaftsbeziehungen zwischen West- und Osteuropa.

Hinsichtlich der Hochschultransformation in den 90er Jahren ist diese Literatur ausgewertet worden. Dabei ließ sich festhalten, dass viele Arbeiten ‚informierte Beschreibungen‘ der Hochschulsysteme und ihrer Veränderungen lieferten. Auffällig waren vor allem die umfangreichen Dokumentationsleistungen. Selten hingegen waren analytische Verdichtungen der Erfahrungen aus der ersten Transformationsdekade. Ein Defizit bestand insbesondere bei vergleichenden Untersuchungen.

Detaillierter wurde dann am HoF die Hochschulexpansion in zeithistorischer Perspektive untersucht. Inwieweit, so die Fragestellung, lassen sich gängige Annahmen des World-polity-Ansatzes, die Expansion der Hochschulen habe einen universellen, d.h. systemunabhängigen und regional unspezifischen Charakter, durch den osteuropäischen Fall bestätigt? Es ließ sich nachweisen, dass die Länder Osteuropas ein spezifisches Profil der Inklusion ins Hochschulsystem aufwiesen, das vom globalen Muster abwich. Während in Westeuropa die Hochschulbildung beständig expandierte, hatte es in Osteuropa nach einer Phase der Expansion eine Kontraktionsphase ab Mitte der 70er Jahre gegeben, die nach dem Zusammenbruch des Sozialismus erneut in eine Expansion überging.

Zwei Fälle wurden zu exemplarischen Gegenständen der Analyse neuester Zeitgeschichte – die Jahre 1990–2000 – osteuropäischer Hochschulentwicklungen: zum einen der Reformverlauf in Weißrussland, dieser vergleichend mit Deutschland untersucht; zum anderen die Entwicklung des rumänischen Hochschulsystems.

Weißrussland verfügte ursprünglich über keine einzelstaatlich geprägten Traditionen im Hochschulbereich. Die Geschichte der belarussischen Hochschulen reichte zum Zeitpunkt des Zusammenbruchs der Sowjetunion 1991 nicht einmal 100 Jahre zurück. Sie war von Anfang an durch die Sowjetisierung, die unmittelbar nach der Machtübernahme durch die Kommunisten im Jahre 1917 begann, geprägt worden. In der Folge kam es zu einer starken Verschulung, Reglementierung und Ideologisierung des Hochschulwesens.

1991 dann bestanden die allgemeinen Reformziele im Hochschulbereich darin, die typischen Merkmale und Hinterlassenschaften des Sowjetsystems zu beseitigen und die Hochschulausbildung an internationale Standards anzugleichen. Die möglichen Richtungen, Perspektiven und Ziele des Reformverlaufs wurden in der ersten Hälfte der 90er Jahre in wissenschaftlicher Gemeinschaft und Gesellschaft aktiv und offen diskutiert. Die im Ergebnis dieser Diskussion fixierten Konzepte und Ideen wurden von offizieller Seite zunächst ernst genommen. Sie fanden teilweise Eingang in das aus dem Jahr 1996 stammende Projekt einer „Konzeption zur Entwicklung des Hochschulwesens in der Republik Belarus“ des Bildungsministeriums.

Bereits zwei Jahre später wurden aber Veränderungen im „Staatlichen Entwicklungsplan im Hochschulbildungsbereich bis 2005“ vorgenommen, die zu einer Abschottung gegenüber dem Westen führten. In der Folge setzte der Westen die meisten Kooperationsabkommen mit Belarus aus. Die internationale Dimension der Hochschulreform hatte damit an Bedeutung verloren. Als Alternative zur Orientierung an westlichen Modellen wurden seitdem sehr enge Kontakte und Kooperationen im Hochschulbereich mit Russland gepflegt. Die Reformierung der Hochschulausbildung soll laut offizieller Bildungspolitik aus eigener Kraft im einheitlichen Bildungsraum der GUS-Staaten realisiert werden. Insgesamt war der Transformationsprozess des Hochschulwesens in Weißrussland gekennzeichnet durch eine zeitweilige Öffnung in der ersten Hälfte der 90er Jahre und einem anschließenden Trend zur Abschottung.

Indem auch für Rumänien die Jahre 1990–2000 untersucht wurden, wurde eine Zeitspanne analysiert, die sich in Rumänien mit einer bedeutenden Wirtschaftskrise überlappte (beginnend mit dem

Jahr 2000 hingegen erlebte das Land ein beträchtliches Wirtschaftswachstum, das bis 2009 andauerte und teilweise Europas höchste Wachstumsraten implizierte).

Während gesellschaftliche Reformen 1990 eher zögerlich begonnen hatten, gehörte das Hochschulwesen zu den Gebieten mit raschen und radikalen Veränderungen. In Rumänien gab es keine Kultur der Steuerung autonomer Einrichtungen. Daher brach 1990 eine regelrechte Panik in der Administration des Bildungsministeriums aus, als den Hochschulen die Autonomie gewährt wurde. Ein umfassendes komplexes Reformprogramm gab es indes nicht. Dennoch wurden schon in den ersten Jah-

ren nach dem Systemwechsel nicht nur die Hochschulautonomie eingeführt, sondern auch weitere bedeutende Reformschritte realisiert. Die akademische Freiheit wurde in der Verfassung verankert und das Finanzierungssystem umgestaltet. Für einen Teil der Studierenden wurden Studiengebühren eingeführt, das Aufnahmeprüfungssystem weitgehend abgeschafft und private Hochschulen entstanden.

Die 90er Jahre waren von Spannungen zwischen Zentralismus, Autonomiestreben und Reformsteuerung geprägt. Dabei wurde die Autonomie der Hochschulen in den Medien derart heftig debattiert, dass diese Diskussionen auch als Stellvertreter für alle sonstigen Autonomisierungs- und Dezentralisierungsprozesse gelten können.



Indes waren auch Entwicklungsbrüche zu beobachten, insofern es in den wichtigsten Reformperioden (1993–1995 und 1998–2000) zu Einschränkungen der institutionellen Autonomie kam. Dahinter standen die Auffassung des Bildungsministeriums, dass die Hochschulen einen Teil der Reformpolitik nicht mittragen wollen, und die latente Meinung, dass das gegebene System „nicht steuerbar“ sei. Insgesamt aber waren die rumänischen Hochschulen in einer gesellschaftlichen Situation, die durch einen Rückgang des BIP um 40 Prozent von 1990 bis 1999 geprägt war, einer der am besten funktionierenden Sektoren des öffentlichen Bereichs und standen bereits damals den westlichen Systemen vergleichsweise nahe – während sich zugleich im Laufe der Dekade auch in Rumänien die Bildungskrise zu einem permanenten Massenmedienthema entwickelte.

Soll ein allgemeines Ergebnis dieser Forschungen formuliert werden, so lässt sich sagen: Auf der historischen Basis einer gemeinsamen Blockgeschichte wurde eine beträchtliche Vielfalt der Transformationspfade erkennbar. Darin offenbarte sich zugleich ein systematisches Problem: Osteuropa ließ und lässt sich zunehmend weniger als geografische und noch weniger als geopolitische Einheit betrachten. Je länger die gemeinsame kommunistische Blockgeschichte zurückliegt, desto deutlicher werden die höchst differenzierten Transformationspfade der verschiedenen osteuropäischen Staaten und Gesellschaften. Gesamtbetrachtungen Osteuropas dagegen sind als eine westeuropäisch geprägte Perspektive zunehmend weniger sachgerecht und stoßen auf nur eingeschränktes Verständnis in Osteuropa selbst.

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack: *Wissenschaft und Hochschule in Osteuropa: Geschichte und Transformation. Bibliografische Dokumentation 1990–2005*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2005, 132 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_2_2005.pdf

☞ Robert D. Reisz: *Isomorphism, Conflict and Creativity. Higher Education Policy in Central and Eastern Europe in the 1990s*, in: *Educatio* 1/2004, S. 19–32.

☞ Christine Teichmann: *Forschung zur Transformation der Hochschulen in Mittel- und Osteuropa: Innen- und Außenansichten*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2002, 42 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_5_2002.pdf

☞ Sergej Laboda: *Die Entwicklung des Hochschulwesens in Belarus in den 90er Jahren: „Back to the Future?“*, in: *Ost-West Perspektiven*. Eine Schriftenreihe des Promotionskollegs Ost-West, Bd. 1, Bochum 2002, S. 85–94.

☞ Robert D. Reisz: *Hochschulpolitik und Hochschulentwicklung in Rumänien zwischen 1990 und 2000*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2003, 42 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_1_2003.pdf

V.

**Konjunktoren:
Die DDR in
Forschung und Lehre**

Akteure, Richtungen und Wirkungen der ‚De-De-Errologie‘

Bundesdeutsche DDR-Forschung vor und nach 1989

Jens Hüttmann

Die Geschichte der westdeutschen DDR-Forschung 1949 bis 1990 steht eigen-tümlich unvermittelt neben den Forschungen zur DDR-Geschichte seit 1990. Hatte die DDR-Forschung vor 1989 vornehmlich in der Politikwissenschaft, Soziologie, Erziehungs- und Rechtswissenschaft sowie Volkswirtschaftslehre ihre Heimat, so war der Gegenstand danach plötzlich ein historischer, also historiografischer. Hatten bis 1989 die (westdeutschen) Forschungsbemühungen zur DDR nicht zuletzt politikberatende Funktionen, so sind sie seit 1990 vorrangig Grundlage für geschichtstheoretische und vergangenheitspolitische Deutungskämpfe.

Nach der Revolution von 1989/1990 fand die DDR als historisches Untersuchungsobjekt starkes Interesse unter den Forschenden. Eine Folge dieses Forschungsbooms war aber auch, dass in Vergessenheit geriet, dass sich seit Gründung der Bundesrepublik eine Community von etwa 300 Wissenschaftlern etabliert hatte, die die DDR zu ihrem Forschungsthema gemacht hatte. Die „De-De-Errologen“, wie der FAZ-Redakteur Ernst-Otto Maetzel sie 1967 anlässlich der ersten offiziellen DDR-Forscher-tagung in Tutzing nannte, forschten ab 1945 vor allem in West-Berlin, aber auch in Bielefeld, Bonn, Erlangen, Köln, Mannheim, Marburg, München und Tübingen – und an vielen anderen Orten. Seit den 1970er Jahren existierten zudem DDR-Forschungszentren außerhalb der Bundesrepublik, etwa in Großbritannien, Frankreich und den USA.

All dies wurde erstmals umfassend analysiert: Akteure, Deutungen und Konjunktoren sowie der historische Zusammenhang, in dem die westdeutsche DDR-Forschung entstanden ist, wurden nun selbst historisiert. Damit sollten nicht zuletzt die Mentalitäten, intellektuellen Horizonte und Profile ihrer Forscher in das Gedächtnis der gegenwärtigen DDR-Forschung gerufen werden.

Dabei war von den widerstreitenden Interessen, Bedürfnissen und Handlungsanforderungen, mit denen DDR-Forscher innerhalb ihrer Wissenschaftspraxis konfrontiert waren und sind, auszugehen: Einerseits besitzt das System Wissenschaft professionelle, wissenschaftsinterne Standards. Sie sollen darüber entscheiden, was wissenschaftlich als wahr oder unwahr bzw. als neue Erkenntnis gelten kann. Andererseits ist Wissenschaft im Sinne Max Webers immer standortgebunden und damit von wissenschaftsexternen Aspekten beeinflusst, die internen Standards entgegenstehen können. Forschung und Lehre sind auch geprägt von normativen Orientierungen und Praktiken, politischen Interessen, Gefühlen, Wünschen oder Ängsten, die mit bestimmten lebensgeschichtlichen Erfahrungen verbunden sind.

Beide Momente – die wissenschaftsinternen und die wissenschaftsexternen – beeinflusst sich wechselseitig. Für die DDR-Forschung empirisch sichtbar sind allein unterschiedliche Mischungen. Das bedeutet, dass die „De-De-Errollogen“ in ihrer Praxis weder nur normativ noch nur analytisch vorgehen und vorgehen. Nicht der Anspruch auf Kohärenz, Vollständigkeit und Abgeschlossenheit stand im Zentrum des Untersuchungsinteresses. Zunächst sollte die Vielstimmigkeit des Feldes der ‚alten‘ DDR-Forschung (re-)konstruiert werden. Dabei zeigt sich: Auf der Grundlage voneinander abweichender Erfahrungshintergründe waren unterschiedliche Mischungen von ‚Sachlichkeit‘ und ‚Emotionalität‘ integraler Bestandteil des Forschungsprozesses aller Akteure.

Die Streitgeschichte DDR-Forschung ist deshalb nicht nur eine Geschichte von Erkenntnisgewinnen und Brüchen. Die Kräfteverhältnisse emotionaler Bindungen, Loyalitäten und Konflikte müssen ebenso zum Gegenstand der Analyse werden – etwa inwiefern die Akteure versuchen, ihre eigenen Erfahrungen (in der oder mit der DDR) zu rationalisieren oder zu unterdrücken und diejenigen anderer Forscher zu kritisieren oder zu instrumentalisieren.

Sicherlich sind für die Geschichtswissenschaft historische Kontroversen als *never ending debates* konstitutiv. Sie sind nicht abzustellen, sondern höchstens ‚reduzierbar‘. Insbesondere die Debatten um die ‚alte‘ DDR-Forschung machen jedoch deutlich, dass wissenschaftliche Kontroversen nicht immer produktiv sein müssen. Die unterschiedlichen Lager der eher normativen Forscher und der sog. kritisch-immanenten Forscher warfen sich bereits 1967 in Tutzing wie nach 1990 wechselseitig vor, ein zu düsteres oder aber zu positives Bild der DDR zu zeichnen. Durch die scharfen Kritiken nach 1990 wurden Fragen danach verdeckt, wie die Vielfalt der Ansätze aus den 1950er Jahren für den Forschungsboom nach dem Mauerfall hätte genutzt werden können.

Gerade das erfahrungsgesättigte Feld der DDR-Forschung entwickelte eine starke Geringschätzung von Subjektivität – Potenzial für ‚realistischere‘ Analysen wurde verschenkt. In der inhaltlich-thematischen Forschungsentwicklung waren blinde Flecken die Folge: Die Stasi als Sinnbild für Unterdrückung in der DDR wurde zumeist als nicht kompatibel mit den bis 1989 vorherrschenden Theorieansätzen gesehen – und als Forschungsthema vernachlässigt. Die Geringschätzung von Erfahrung kommt aktuell in der immer wieder zitierten Formulierung des „Zeitzeugen als größtem Feind des Historikers“ zur Geltung. Für das ambivalente Verhältnis von Zeitzeugen und Zeithistorikern führen aber Hinweise auf die Professionalität der Letzteren und die Laienhaftigkeit der Ersteren mit Blick auf die Geschichte der DDR-Forschung nicht weiter. Die deutsche Zeitgeschichte und ihre Akteure waren von Beginn an selbst mit der „Bewältigung“ der eigenen Vergangenheit beschäftigt.

So verstandene Wissenschaftsgeschichte sollte nicht von „Paradigmen“ reden, die nur darstellen können, was Forscher voneinander trennt. Auch die Nähe, die sie zueinander besitzen, ebenso wie das parallele Nebeneinander der Akteure – auch wenn sie sich gegenseitig scheinbar gar keine Beachtung schenkten – müssen einbezogen werden:

- So weisen zum einen die ‚kritisch-immanenten‘ Ansätze – in den 1960er Jahren auf der Grundlage von Forschungen der 1950er Jahre weiterentwickelt, aber auch auffällig auf Funktionsebenen und Konzepte der Industriegesellschaft zugespielt und verengt – in ihrer explizit strukturfunktionalistischen Prägung eine sehr viel größere konzeptuelle Nähe zu jenen scheinbar konträren Arbeiten und Perspektiven auf, die sich auf Profil und Formen diktatorischer Herrschaft und Repression konzentrierten. Hier wie dort ging es um politische Strukturen, die Perspektive war ausschließlich ein ‚Blick von oben‘.
- Zum anderen zeigen sich Überlagerungen und Parallelen zwischen den Akteuren in ihren motivationalen und emotionalen Antriebskräften, um überhaupt Forschungen über die DDR durchzuführen: Alle Forscher einte nicht nur ihr gemeinsames Interesse am Forschungsgegenstand, sondern auch die als unbefriedigend empfundene Situation im geteilten Deutschland.

Mit Blick auf ihre Alltagspraxis ist festzuhalten, dass die überwiegende Mehrheit der Forschenden trotz enormer Materialprobleme versuchte, empirische Anstrengungen zu unternehmen. Deshalb handelt es sich um eine Verkürzung, die etwa in den 1950er Jahren entstandene Literatur aus dem Umkreis antikomunistischer Gruppen nur als „Kalte-Kriegs-Literatur“ zu bezeichnen; vielmehr lesen sich deren Erzeugnisse aus heutiger Sicht zum Teil überraschend nüchtern und sachlich. Vor allem das „SBZ-Archiv“ erweist sich für heutige Untersuchungen als ‚Bonanza‘ der DDR-Forschung (und nicht als Wissensbestand, der überholt und deshalb vernachlässigbar wäre).

Die Verwissenschaftlichung der westdeutschen DDR-Forschung war keineswegs ein eindeutiger Prozess: Seit den 1950er Jahren entwickelte sich eine paradoxe und gegenläufige Bewegung von Verwissenschaftlichung bei gleichzeitiger Beibehaltung biografischer und emotionaler Bindungen sowie stark politisierten Implikationen der Forschungsentwicklung. Unter dem Aspekt der Relationen von Wissenschaft und Politik innerhalb der DDR-Forschung zeigt sich, dass die DDR-Forschung gerade nicht zum Büttel aller Richtungsänderungen der Deutschlandpolitik wurde. Die wissenschaftshistorische Pointe ist vielmehr, dass wissenschaftliche Deutungsmuster den politischen Entwicklungen vorangingen. Bereits in den 1950er-Jahren – weit vor der neuen Ostpolitik – wurden Konzepte zur Verwissenschaftlichung des Feldes entwickelt, die die Konzepte, die für den neuen Umgang mit der DDR in den 1970er-Jahren stehen, vorwegnahmen.

Die Ergebnisse legen außerdem eine alternative Wahrnehmung des wissenschaftlichen Werks eines legendären DDR-Forschers, Peter Christian Ludz, nahe: Zum Vorschein kommt ein Erkennt-



nisprozess, der wieder an seinen Ausgangspunkt zurückfindet, wenn er kurz vor seinem Tod darüber nachdachte, wie die Totalitarismustheorie, die er seit Ende der 1950er Jahre stets kritisiert hatte, theoretisch neu fundiert werden könnte. Zudem entsprach das Bild, der wichtigste Politikberater der sozial-liberalen Koalition zu sein, eher seiner eigenen Selbstwahrnehmung sowie seiner Fremdwahrnehmung durch Dritte – etwa in der DDR und von Kontrahenten in der Bundesrepublik vor und nach 1989. Zeigen ließ sich hingegen, dass er seine Möglichkeiten zur Einflussnahme auf politische Prozesse – wie andere auch – weit überschätzte.

Insgesamt gab es nur wenige Forscher, die spätestens seit dem Mauerbau ernsthaft eine aktive „Wiedervereinigungspolitik“ für wünschbar hielten oder eine solche vorangetrieben hätten. Wer Erleichterungen für die Menschen in der DDR anstrebte, musste auf irgendeine Weise mit denjenigen, die in der Diktatur auf den Kommandohöhen saßen, in Kontakt treten. Nach dem Mauerfall wurde schließlich deutlich, wie sehr in und seit den 1990er Jahren mit Forschungen über die DDR Geschichtspolitik gemacht wird. Auch das Ende der ‚alten‘ Deutschlandpolitik hatte also kein Ende wechselseitiger Nutzungen von wissenschaftlicher Forschung und Interessenpolitik zur Folge.

Die kurze Geschichte der DDR-Forschung weist enorme Brüche auf. Wichtige Ansätze aus ihrer Frühphase, die bereits das – auch aktuell diskutierte – Verhältnis von Herrschaft und Alltag fokussierten, waren nicht weiterverfolgt worden. So trifft mit Blick auf die Historisierung der DDR-Forschung generell die Annahme eines steten und linearen Fortschritts bis auf die Höhe des heutigen Standes der Forschung nicht zu. Wenn bestimmte Forschungsperspektiven aktuell nicht mehr zitiert werden, kann dies bedeuten, dass diese widerlegt oder auf andere Weise obsolet geworden sind. Eine Vielzahl wertvoller Forschungskonzeptionen und Einsichten früherer Forschergenerationen aber sind auch verloren gegangen, nicht weiter aufgegriffen oder einseitig weiterentwickelt worden.

Einfache Kausalketten in der historisch-gesellschaftlichen DDR-Analyse scheiden aus. Sie lassen sich für die Zeit vor 1989 in den falschen Stabilitätsprognosen, für die Zeit nach 1989 in den zu simplen Zusammenbruchsmodellen sehen, in denen die Geschichte der DDR zur bloßen Vorgeschichte des vereinigten Deutschlands wird. Ob man von innergesellschaftlichen Differenzen sprechen kann, ist heute nicht mehr fraglich. Ähnliches gilt für die Frage nach der Stabilität von Herrschaft. War „die“ relative Stabilität der DDR womöglich in unterschiedlichen Kontexten unterschiedlich real? Wenn in der DDR-Gesellschaft unterschiedliche Arenen von Stabilität existierten – ob in Fragen ideologischer Überzeugungen, politisch-sozialer Aufstiegsmöglichkeiten, Geschlechterverhältnissen oder der wirtschaftlichen Grundsicherung –, dann käme es im zweiten Schritt darauf an, zu fragen, was sich daraus für zukünftige Forschungen ergibt.

Wichtige neue Fragestellungen nach europäischen oder transnationalen Bezügen der DDR-Gesellschaft sind damit noch gar nicht gestellt – obwohl nicht zuletzt der globale Umwälzungsprozess von 1989/1990 zeigt, dass die historischen Entwicklungen innerhalb der DDR nicht nur aus sich selbst heraus erklärbar

sind. Ein Ende der DDR-Forschung ist jedenfalls auch heutzutage nicht abzusehen. Wenn dabei zukünftig etwas Ersprießliches herauskommen soll, darf sie von niemandem unter das Erfordernis von ‚Prämissen-Homogenität‘ und ‚Methoden-Monismus‘ gestellt werden.

Zum Weiterlesen:

☞ Jens Hüttmann: *DDR-Geschichte und ihre Forscher. Akteure und Konjunkturen der bundesdeutschen DDR-Forschung*, Metropol-Verlag, Berlin 2008, 420 S.

Gelehrte DDR

Die DDR in der Lehre an deutschen Hochschulen

Peer Pasternack

Ein Jahrzehnt nach dem Umbruch in Ostdeutschland hatte die Intensität der Behandlung von DDR-Geschichte und aktuellen ostdeutschen Entwicklungen in der akademischen Lehre kontinuierlich abgenommen. Sie war 2001 wieder auf dem vergleichsweise niedrigen Stand von 1990 angelangt. 62 Prozent der deutschen Universitäten hatten 2000/2001 keine Lehrveranstaltung zur DDR-Geschichte im Programm. Bis dahin hatten seit 1990 ca. 3.700 Lehrveranstaltungen zu DDR/Ostdeutschland an deutschen Universitäten stattgefunden: 1,8 pro Hochschule und Semester. Neben den quantitativen Analysen einschließlich regionalspezifischer Auswertungen wurden die Veranstaltungen inhaltlich untersucht: Themenfelder, methodische Präferenzen, Fächerpräsenzen.

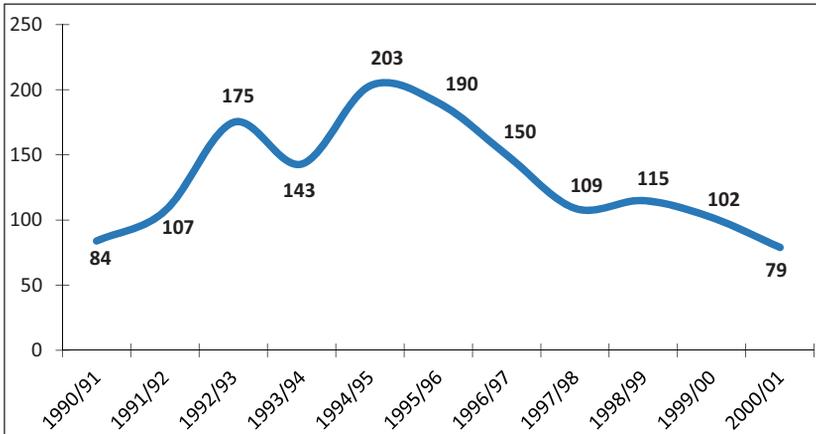
Im Jahre 2000 war die DDR seit einem Jahrzehnt Geschichte, und ihre Aufarbeitung hatte unterdessen eine eigene Geschichte. Selten hatte ein historisch abgeschlossener Vorgang so unmittelbar anschließend ein derart intensives Nachleben entfaltet, wie es im Falle der DDR zu beobachten war. Es konstituierte sich alsbald ein eigener Diskurs voller Untergründigkeiten – ein Diskurs, der sowohl die Gesamtheit der verbalen und nonverbalen Kommunikation über den verflochtenen Staat und seine Gesellschaft umfasste, wie er zugleich deren Nachleben organisierte: Die DDR wirkte in vielerlei Hinsicht untot.

Gleichzeitig hatte ein Jahrzehnt nach dem Umbruch in Ostdeutschland die Intensität der Behandlung von DDR-Geschichte und aktuellen ostdeutschen Entwicklungen in der akademischen Lehre kontinuierlich abgenommen. Sie war zu diesem Zeitpunkt wieder auf dem vergleichsweise niedrigen Stand von 1990 angelangt. 2000/2001 gab es Landstriche, die von entsprechenden Lehrangeboten völlig frei waren. Eine deutliche Mehrheit von 54 der insgesamt 88 deutschen Universitäten – 62 Prozent – hatte 2000/2001 keine einzige explizit DDR- bzw. Ostdeutschland-bezogene Lehrveranstaltung mehr im Programm. So lauteten die wichtigsten Ergebnisse der Analyse „Gelehrte DDR“.

Dazu waren bis 1990 zurück das Lehrveranstaltungsgeschehen für zwölf exemplarische Universitäten ausgewertet und für 2000 bzw. 2001 eine Totalerhebung an allen deutschen Universitäten durchgeführt worden. Die Themenkarriere der DDR in der akademischen Lehre, so das ermittelte Bild, zeigte zunächst eine fast lineare Aufwärtsbewegung vom Anfang bis zur Mitte der 90er Jahre; in der zweiten Hälfte der 90er Jahre bis 2000/2001 zeigte sie eine fast ebenso lineare Abwärtsbewegung (Übersicht 42). Zirka 3.700 Lehrveranstaltungen zu DDR/Ostdeutschland hatten von 1990 bis 2000/01 an den deutschen Universitäten

stattgefunden; das bedeutete eine Quote von 1,8 Vorlesungen oder Seminaren pro Hochschule und Semester.

*Übersicht 42: Konjunkturkurve des DDR-Themas im Lehrangebot deutscher Universitäten**

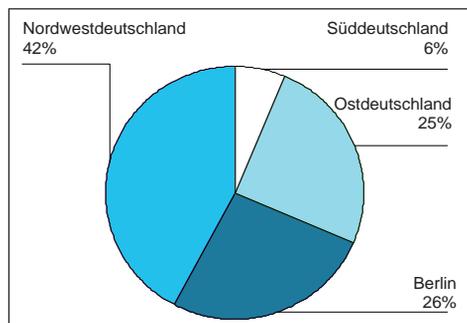


* Anzahl der Lehrveranstaltungen ermittelt für 12 exemplarisch ausgewählte Universitäten

Die regionale Verteilung Ostdeutschland-bezogener Lehrveranstaltung ließ sich in fünf Punkten zusammenfassen (Übersicht 43):

- In *Süddeutschland* war eine nur geringe Aufmerksamkeit für DDR-Geschichte und aktuelle ostdeutsche Entwicklungen erkennbar.
- In *Nordwestdeutschland*, also oberhalb der Mainlinie, erschien die Situation – nicht zuletzt im Verhältnis zur Bevölkerungs- und Studierendenzahl – als durchaus ausgewogen.
- *Ostdeutschland* (ohne Berlin) hatte, gemessen am gesamtdeutschen Einwohneranteil, ein adäquates Lehrangebot. Gemessen am gesamtdeutschen Studierendenanteil schnitt es deutlich überdurchschnittlich ab.
- An den drei *Berliner* Universitäten fand allein ein Viertel aller DDR-/Ostdeutschland-spezifischen Lehrveranstaltungen 2000/2001 statt.
- Die fünf *ostdeutschen Bundesländer und Berlin* zusammengerechnet ergab sich: Die Hälfte aller deutschen Universitätsse-

Übersicht 43: Lehrangebote zur DDR nach regionaler Verteilung (2000/2001)



minare zu DDR/Ostdeutschland fand im Osten statt (bei 21 Prozent Anteil an der gesamtdeutschen Bevölkerung und 19 Prozent Anteil an allen Universitätsstudierenden).

Thematisch war das Verhältnis zwischen historischen und gegenwartsbezogenen Veranstaltungen ausgeglichen:

- In zwei Drittel aller relevanten Lehrveranstaltungen war die *DDR* historischer Gegenstand. In einem Drittel wurden Analysen des *Transformationsgeschehens* in den ostdeutschen Bundesländern betrieben.
- Unter dem Aspekt, welche *Phasen der ostdeutschen Nachkriegsgeschichte* mehr oder weniger Interesse erzeugen, ließ sich festhalten: An der Spitze der Beachtung lagen die Jahre der Transformationsphase seit 1989. Es folgten die SBZ-Jahre 1945–1949. Auch die 50er Jahre fanden sich intensiv in der akademischen Lehre berücksichtigt. Auf Platz 4 folgten die 60er Jahre mit der Hälfte der Aufmerksamkeit, welche die SBZ erzielte. Etwas unter den 60er Jahren lagen die 80er Jahre. Diese wurden schließlich noch durch die 70er Jahre unterboten.

Die Betrachtung der inhaltlichen Themen, welche in den Vorlesungen und Seminaren behandelt wurden, ergab Erwartbares und Überraschendes. Mit weitem Abstand an der Spitze rangierten Lehrveranstaltungen zum ostdeutschen Kulturleben und der DDR-Kulturpolitik (24 Prozent) sowie zu Themen des Politischen Systems und der Verwaltung (22 Prozent):

- Das Themenfeld *Kulturleben und Kulturpolitik* wurde vorrangig – zu zwei Dritteln – von der DDR-Literatur besetzt. Theater, Spielfilm, Bildende Kunst und Architektur/Städtebau kamen nicht übermäßig häufig vor, waren aber wahrnehmbar präsent.
- Innerhalb der Veranstaltungen zum *politischen System* der DDR fanden die Außenpolitik, das Rechtssystem der DDR und die DDR-Massenmedien vergleichsweise große Aufmerksamkeit. Dies traf nicht zu für die Themen SED (lediglich 1,5 Prozent aller Ostdeutschland-bezogenen Seminare), Massenorganisationen und Blockparteien sowie DDR-Militär- und Verteidigungspolitik.
- Es folgten auf Platz 3 mit 15 Prozent *sozialgeschichtliche Themen* bzw. Themen zum *Alltag* in der DDR.
- Einen vergleichsweise hohen Anteil von Lehrveranstaltungen wies das *Bildungssystem* auf (10 Prozent). Davon wiederum widmeten sich 57 Prozent der Lehrveranstaltungen der *Schule* in der DDR bzw. der Transformation des ostdeutschen Schulwesens nach 1989. 23 Prozent befassten sich mit Geschichte oder Gegenwart der ostdeutschen *Hochschulen*.
- *Wissenschaftsgeschichte und -politik* kamen auf sechs Prozent; gleiches gilt für das *Wirtschaftssystem* der DDR bzw. die Wirtschaftspolitik der Transformationsjahre seit 1989.
- Andere Themen waren ausgesprochen *gering* in den Lehrveranstaltungen vertreten: Opposition, Widerstand und Repression zählten nicht zu den zentralen Gegenständen der akademischen Lehre. Nur fünf Prozent der Lehr-

veranstaltungen seit 1990 galten diesen Themen. Ebenso spielte das Thema Religion und Kirchen mit drei Prozent der Veranstaltungen keine herausgehobene Rolle als Lehrgegenstand. Knapp oberhalb der Wahrnehmbarkeitsschwelle bewegten sich die Themen Antifaschismus, Ideologie, Sozial- und Gesundheitspolitik sowie Freizeit/Sport (incl. Leistungssport). Unterhalb der Wahrnehmbarkeitsschwelle bleiben Vorlesungen oder Seminare zu den Themen Ländliches Leben und Ökologie/Umweltpolitik.

In methodischer Hinsicht war auffällig, dass die *vergleichende Betrachtung* der DDR bzw. Ostdeutschlands mit anderen Ländern bzw. Systemen deutlich häufiger in der akademischen Lehre als in der Forschung vorkam:

- Dabei spielte der Vergleich zwischen *Nationalsozialismus und DDR* kaum eine Rolle: Nur 1,7 Prozent aller Veranstaltungen widmeten sich diesem Vergleich.
- Noch geringer war dies beim Vergleich zwischen *DDR und anderen (früheren) sozialistischen Staaten* (0,5 Prozent).
- Dagegen stieß der Vergleich zwischen *DDR und Bundesrepublik bzw. ost- und westdeutschen Bundesländern* auf beachtliche Akzeptanz (12,5 Prozent Anteil am Lehrgeschehen).
- 43 Prozent aller Lehrveranstaltungen zur DDR (ohne die zu Ostdeutschland nach 1989) ordneten die *DDR in die gesamtdeutschen Nachkriegsentwicklungen* ein. Das heißt: Die DDR war weithin als Bestandteil der deutschen Geschichte akzeptiert; sie wurde nicht als zu separierender Sonderfall an den Rand deutscher Nachkriegsgeschichte gedrängt.



Die Befunde können in drei Richtungen interpretiert werden:

- als Ausdruck der Konjunktur eines Themas, das zunächst durch Neuigkeitswert ausgezeichnet war und bei dem nach einer zeitweiligen Konjunkturerhöhung eine Normalisierung des Interesses eintrat;
- als Ausdruck einer Entwicklung weg von der DDR als separierter Betrachtungsgegenstand und dafür hin zur DDR als zunehmend integrierter Bestandteil in inhaltlich weiter dimensionierten Lehrveranstaltungen – zur gesamtdeutschen Nachkriegsgeschichte oder zur Geschichte des Ostblocks z.B.;
- als Ausdruck eines anfänglich kontinuierlichen Aufbaus eines akademischen Interesses und dessen anschließender stetigen Abwärtsbewegung, die Aus-

druck von Gleichgültigkeit gegenüber der DDR-Geschichte und den Entwicklungen in den ostdeutschen Bundesländern ist.

Im Hinblick auf die Regionalverteilung der Angebote musste eine landläufige Auffassung korrigiert werden. Es war nicht so, dass das Aufkommen an Ostdeutschland-bezogener Lehre zwingend desto so mehr abnimmt, je weiter der betreffende Ort vom Untersuchungsgebiet entfernt ist: Auch in Westdeutschland gab es 2000/2001 Universitäten, die kontinuierlich Lehrangebote zur DDR im Angebot hatten.

Von einer andauernden Präsenz der DDR in der akademischen Lehre, so die abschließende Einschätzung, werde wesentlich abhängen, ob und wie die DDR-Geschichte in Zukunft von auszubildenden Lehrern und Lehrerinnen verstanden und an den Schulen gelehrt wird, welchen Stellenwert die DDR-Geschichte in den Medien oder der politischen Bildung einnehmen wird, ob und wie die DDR-Geschichte für Gegenwarts- und Zukunftsbewältigung produktiv wird: Dazu bedarf es zumindest an allen Orten, an denen Geschichts-, Sozialkunde-, Deutsch- und Religionslehrer/innen sowie Kultur- und Sozialwissenschaftler/innen ausgebildet werden, entsprechender Lehrangebote.

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack: *Gelehrte DDR. Die DDR als Gegenstand der Lehre an deutschen Universitäten 1990–2000*, unt. Mitarb. v. Anne Glück, Jens Hüttmann, Dirk Lewin, Simone Schmid und Katja Schulze, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2001, 136 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_5_2001.pdf

☞ Peer Pasternack: *Einheit von Forschung und Lehre? Die DDR-Forschung und ihr Niederschlag im akademischen Lehrbetrieb*, in: *Deutschland Archiv* 1/2002, S. 43–51; auch unter <http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Einheit-von-Forschung-und-Lehre.pdf>

Die Gegenwart eines untergegangenen Staates

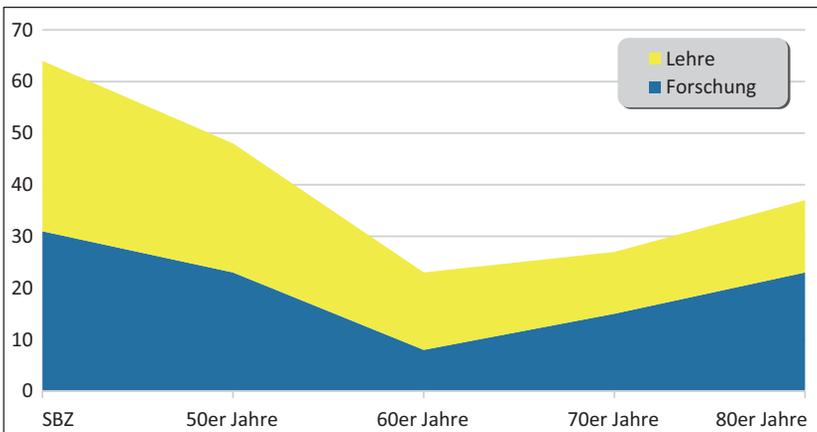
Die DDR als inner- und außerwissenschaftliches Vermittlungsproblem

Jens Hüttmann | Peer Pasternack

Was ‚Ostalgie‘ genannt wird, offenbart, nüchtern betrachtet, eine Differenz zwischen der Gesamterzählung über die DDR und den vielen Individualerzählungen ihrer Zeitzeugen. Diese Differenz wird nie aufgehoben werden können. Eine Frage aber ist, ob die naturgemäß auf Ausschnitten beruhenden Individualerzählungen durch historiografische Aufklärung irritiert werden können. Eine andere Frage ist, wie sich die naturgemäß auf quellenvermittelter Kenntnisnahme beruhende historiografische Aufklärung produktiv durch die Individualerzählungen irritieren lässt.

1.200 Forschungsprojekte zur DDR hatten sich für den Zeitraum 1990 bis 2001 ermitteln lassen. Die thematischen Schwerpunkte ähnelten denen in der akademischen Lehre zur DDR (Übersicht 44). Doch was passiert mit diesem Wissen außerhalb des engeren Forschungsmilieus? Wie fließen die Forschungsbemühungen zur DDR in die Vermittlung des Themas in Schule oder politischer Bildung ein? Welche Rückkopplungen gibt es zwischen Wissenschaft und gesellschaftlicher Aufarbeitung?

Übersicht 44: Aufmerksamkeitsverteilung für die Phasen der DDR-Geschichte in Forschung und Lehre an deutschen Universitäten 1990–2002





Stellt man sich diese Fragen, geht es zum einen um Übersetzungen zwischen den unterschiedlichen Kommunikationszusammenhängen – Forschung und politischer Bildung insbesondere. An den Universitäten werden die Multiplikatoren der Zukunft, z.B. Journalistinnen und Lehrer, ausgebildet. Diese werden in ihren Berufen mit einem Grundproblem des Nachlebens der DDR zu tun haben: sozialisatorischen Prägungen, die durch „Es-war-nicht-alles-schlecht“-Stereotype ebenso fortwirken, wie sie durch entgegengesetzte Stereotype nicht aufgebrochen werden können. Das Thema besitzt Gegenwarts- und Zukunftsrelevanz: Immerhin kennzeichnet die ostdeutsche Teilgesellschaft nach wie vor ein kultureller Mangel an Liberalität, der sich

in der fehlenden Gelassenheit gegenüber beliebigen Abweichungen von kollektiv definierten Normen ausdrückt. Die Auseinandersetzung mit der DDR kann dagegen eine stereotypenzerstrende Funktion wahrnehmen.

Zum anderen muss interessieren, mit welchen Motiven, Strategien, Methoden und Inhalten Akteure dazu beitragen, kollektive Erinnerungen an die DDR zu konstruieren. Im Ergebnis der Untersuchung konnten fünf vorkommende Perspektiven typisiert werden – die analytische und die delegitimierende Insiderperspektive, die legitimierende und die delegitimierende Outsiderperspektive sowie die skeptische Perspektive:

■ *„Jenseits von Nostalgie und Anklage“ – die analytische Insiderperspektive:* Sie leistet eine Integration unterschiedlichster Perspektiven auf die DDR. Ihr wissenschaftliches Selbstverständnis verweist auf einen deskriptiv-analytischen Diskurs, was auch eine gewisse Distanz zum Forschungsgegenstand implizieren kann. „Jenseits von Nostalgie und Anklage“ meint aber auch Desinteresse an allzu überhitzten Debatten. Theoretisch werden weder eine Globaltheorie noch einfache Forschungshypothesen verfolgt, sondern Theorien mittlerer Reichweite wie etwa sozialgeschichtliche Ansätze. Nicht so sehr abschließende Begrifflichkeiten bzw. Bezeichnungen für das DDR-System werden als zentral ansehen, denn die Forschung sei insgesamt eher auf die Erschließung von Partialerkenntnissen als auf abschließende Urteile ausgerichtet. Ein Befund wie „Totalitäre Diktatur“ als resümierende Kennzeichnung des DDR-Systems sei unzureichend, weil er mehr verdecke als aufkläre.

■ *„Wir sitzen im Stasigebäude, das ist Anschauungsunterricht genug!“ – die delegitimierende Insiderperspektive:* Hier korrespondiert ein Selbstbild schwacher Theoriebildung mit einer eher beiläufigen Wahrnehmung konkurrierender Paradigmen. Die Diktatur ist das ‚Dach‘ der Forschung – darunter sind die ‚Fakten‘ einzuordnen. Es gelten strengere (vorthoretische) Urteile über den Charakter der DDR. Starke Begrifflichkeiten sind elementar für das Selbstverständnis dieser Perspektive, die ‚Entweder-Oder-Polaritäten‘ nicht ausweicht. Inhalt-

lich sind hier politikgeschichtliche und vor allem an ‚Fakten‘ orientierte Ansätze am besten geeignet zu zeigen, wie sehr die SED die DDR-Gesellschaft be- und durchherrscht hat. Kultur- oder alltagsgeschichtliche Ansätze werden dagegen als Zugänge gesehen, die die repressiven Seiten der DDR verweisen könnten. Wissenschaftliche Aufarbeitung ist bei den Vertretern dieser Perspektive unmittelbar mit der gesellschaftlichen verbunden.

■ *„Der Diffamierung und Delegitimierung etwas entgegensetzen“ – die legitimierende Outsiderperspektive:* Deren Vertreter möchten spät- oder neomarxistische Richtungen in die pluralistische Wissenschaftstradition integriert und nicht davon getrennt wissen. Sie haben aber höhere Kosten und Risiken, um ihre jeweiligen gruppenbasierten Deutungen durchsetzen zu können. Der Erwerb und die Reproduktion von Anerkennung, Prestige und Reputation sind für sie schwierig. Inhaltlich kritisieren sie an der aktuellen DDR-Forschung die fehlenden theoretischen Zugriffe. Zu beobachten sei eher „Thesenforschung über die DDR“. Auf der anderen Seite sind Themen und Methoden der legitimierenden Outsiderperspektive ebenfalls eher traditionalistisch. Auch hier werden häufig politik- und herrschaftsgeschichtliche Ansätze vertreten.

■ *„Die DDR war im Chaos geboren und ist im Chaos untergegangen. Zwischendrin war auch nur Chaos“ – die delegitimierende Outsiderperspektive:* Deutungskontroversen über DDR-Geschichte sind in dieser Perspektive irrelevant, denn allein zur DDR lasse sich nichts mehr erforschen – das wissenschaftliche Urteil sei längst gefällt. Die wissenschaftliche Einstellung ist weniger nüchtern, sondern bewusst polarisierend.

■ *„Mainstream ist langweilig und stellt keine intellektuelle Arbeit im eigentlichen Sinne dar“ – die skeptische Perspektive:* Quer zu den vorgenannten Perspektiven liegt diese fünfte Perspektive. Sichtbar wird vor allem Skepsis, die sich auf die Praxis des Wissenschaftsbetriebs selbst bezieht. Ansprüche auf wissenschaftliche Meinungsführerschaft liegen hier eher fern, Deutungskontroversen zur DDR-Geschichte werden aus einer gewissen Distanz betrachtet. Im Vordergrund steht eine problemorientierte Sicht auf die DDR.

Unter anderem war auch ein Bedeutungsranking jüngerer wissenschaftlicher Bücher zur DDR durchgeführt worden. Die Frage in den schriftlichen und mündlichen Befragungen lautete (ohne Antwortvorgaben): „Nennen Sie bis zu fünf aus Ihrer Sicht sehr wichtige Buchpublikationen zur DDR-Geschichte, die seit 1990 erschienen sind“. Das Ergebnis – 2003 erhoben – präsentiert Übersicht 45.



Übersicht 45: Die zehn wichtigsten DDR-Bücher aus Sicht der DDR-Forschungsakteure (2003) (n=143)

Platz	Hrsg. / AutorInnen	Titel	Nennungen
1	Hartmut Kaelble/Jürgen Kocka/Hartmut Zwahr (Hg.)	Sozialgeschichte der DDR, Stuttgart 1994	27
2	Deutscher Bundestag (Hg.)	Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“, Frankfurt a.M. 1995 & 1999	18
3/4	Sigrid Meuschel	Legitimation und Parteiherrschaft. Zum Paradox von Stabilität und Revolution in der DDR 1945–1989, Frankfurt a. M. 1992	16
	Klaus Schröder	Der SED-Staat. Partei, Staat und Gesellschaft 1949-1990, München 1998	16
5	Hermann Weber	Die DDR 1945-1990, München 2000	14
6	Hermann Weber	Geschichte der DDR, München 2000	12
7	Norman Naimark	Die Russen in Deutschland. Die sowjetische Besatzungszone 1945–1949, Berlin 1997	11
8/9	Dietrich Staritz	Geschichte der DDR, Frankfurt a.M. 1996	10
	Erhart Neubert	Geschichte der Opposition in der DDR 1949–1989, Bonn 1998	10
10	Stefan Wolle	Die heile Welt der Diktatur. Alltag und Herrschaft in der DDR 1971–1989, Bonn 1998	9

An dieser inzwischen 15 Jahre alten Auflistung waren vier Dinge auffällig:

- Erstens bot das Ergebnis den mit der DDR-Forschung vertrauten Akteuren bis auf eine Ausnahme keinerlei Überraschungen. Erstaunen könnte es allenfalls, dass nicht die Dokumentationen der beiden Enquete-Kommissionen des Deutschen Bundestags auf dem ersten Platz gelandet sind, sondern der seinerzeit zehn Jahre alte Sammelband von Kaelble/Kocka/Zwahr zur „Sozialgeschichte der DDR“.
- Zweitens fällt auf, dass sich – mit einer Ausnahme – in der Liste ausschließlich Publikationen aus deutschen Forschungskontexten finden.
- Drittens handelt es sich zumeist (Ausnahmen: Naimark und Wolle) um Überblicksdarstellungen, die den gesamten Zeitraum, in dem die DDR existierte, behandeln.
- Viertens kann man im Rahmen einer methodischen Klassifizierung feststellen, dass – die Ergebnisse der beiden Enquete-Kommissionen außen vor gelassen – fünf Titel mit politik- bzw. herrschaftsgeschichtlichen Ansätzen einen „Blick von oben“ erproben, während vier andere Titel eher sozialgeschichtlich orientiert sind.

Allen genannten Publikationen ist gemeinsam, dass mit ihnen sowohl Wissenschaftler/innen durch die von ihnen erzeugten historischen Deutungsmuster kritisch auf die kollektive Erinnerung an die DDR einwirken, als auch sie selber durch diesbezügliche individuelle und kollektive Erinnerungen beeinflusst sind. Die Praxis der Forschung lässt komplexe Wechselbeziehungen zwischen wissen-

schaftsinternen Normen, Methoden und Traditionen einerseits, wissenschafts-externen Werten, Zielsetzungen, Interessen und Wünschen und Ängsten andererseits erkennen.

Zum Weiterlesen:

☞ Jens Hüttmann/ Ulrich Mählert/Peer Pasternack (Hg.): *DDR-Geschichte vermitteln. Ansätze und Erfahrungen in Unterricht, Hochschullehre und politischer Bildung*, Metropol Verlag, Berlin 2004, 320 S.; auch unter www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/DDR-Geschichte-vermitteln.pdf

☞ Jens Hüttmann: *Die „Gelehrte DDR“ und ihre Akteure. Inhalte, Motivationen, Strategien: Die DDR als Gegenstand von Lehre und Forschung an deutschen Universitäten*, unt. Mitarb. v. Peer Pasternack, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2004, 100 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_4_2004.pdf

Promotion und [prə'məʊʃn]

Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte

Daniel Hechler | Jens Hüttmann | Peer Pasternack | Henning Schulze

Neunmal versammelte HoF gemeinsam mit der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur Promovierende, die zu Themen der deutsch-deutschen Zeitgeschichte arbeiten, in Wittenberg. Der Tagungsort mit seiner monastischen Atmosphäre erwies sich als sehr geeignet: Niemand kam an den Abenden abhanden. Begleitend wurden eine Untersuchung des einschlägigen Promotionsgeschehens durchgeführt und ein Handbuch zum Promovieren in der Zeitgeschichte erarbeitet.

Mindestens 900 Dissertationen waren von 1990 bis 2008 zur DDR-Geschichte erfolgreich verteidigt worden. 45 Prozent ihrer Verfasser/innen hatten ihre Schullaufbahn in der Bundesrepublik, 43 Prozent in der DDR begonnen. Das zeitliche Untersuchungsinteresse der Promovierenden verteilte sich ausgewogen auf die vier Jahrzehnte DDR-Geschichte. Thematisch waren es vor allem die Geschichte des Alltags, die deutsch-deutschen Beziehungen und der Bundesrepublik-DDR-Vergleich, die SED, Bildungsfragen, Kultur, die Untersuchung sozialistischer Ideologie, der Opposition und nonkonformen Verhaltens, die auf Interesse stießen.

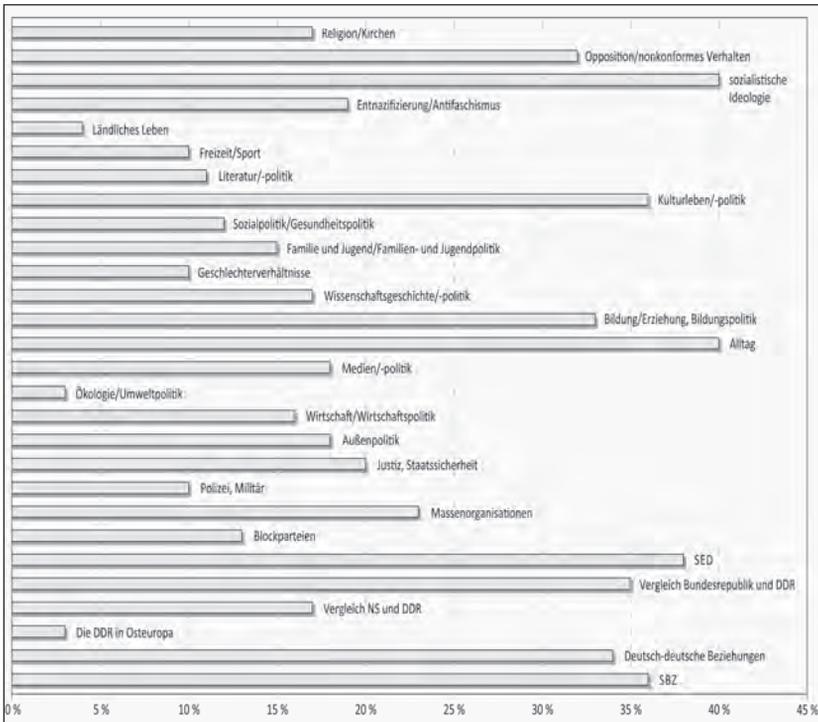
Die Promovierenden besaßen eine ausgeprägte intrinsische Motivation, glaubten an gute berufliche Perspektiven und sahen sich als Teil eines florierenden Forschungsfeldes. Viele fanden tatsächlich Jobs in der DDR-Forschung oder affine Bereichen, andere suchten sich neue Betätigungsfelder. Gleichzeitig wurde die Kehrseite des autonomen Promovierens in Einsamkeit und Freiheit deutlich, insofern ein Defizit hinsichtlich ihrer Integration in die Scientific Community zu konstatieren war. So das Fazit der HoF-Untersuchung „Kaderschmiede‘ DDR-Forschung?“.

Von 2005 bis 2013 versammelte daher HoF in Kooperation mit der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur jährlich im Juli Promovenden und Promovendinnen in Wittenberg, die zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte forschten. Das Ziel dieser „Promovierendentage zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte“ war die inhaltliche und vernetzende Unterstützung der Doktoranden: Häufig sind diese zwar gut in ihre jeweiligen Heimatfächer integriert, dort aber mit ihrem spezifischen Thema zugleich auch solitär und u.U. isoliert.

So trugen die Promovierendentage einem spezifischen Umstand Rechnung: Zeitgeschichtlich promovieren ist nicht damit identisch, im Fach Zeitgeschichte zu promovieren, da die Zeitgeschichte auch ein Forschungsfeld ist, in dem sich potenziell sämtliche Fächer tummeln:

- Zahlreiche Doktoranden und Doktorandinnen, die eine Dissertation in diesem Feld erarbeiten, entstammen nichthistorischen Fächern, promovieren an germanistischen, politikwissenschaftlichen oder juristischen Fachbereichen; andere haben ihre Betreuer/innen an kunsthistorischen, soziologischen oder wirtschaftswissenschaftlichen Instituten.
- Auch eine beachtliche Zahl medizinischer Promotionen widmet sich zeitgeschichtlichen Gegenständen, meist prägenden Persönlichkeiten des Faches oder Instituts- bzw. Klinikgeschichten.
- In manchen Fächern dient die Aufarbeitung zeithistorischer Gegenstände vorrangig als Material der Gegenwartsdiagnostik, insofern die Auswertung unmittelbar zurückliegender Zeitabschnitte als Wissensressource für gegenwartsbezogene Forschungsfragen genutzt wird, für deren Beantwortung experimentelle Versuchsanordnungen nicht möglich oder unpraktikabel sind.
- Zudem vergewissern sich praktisch alle wissenschaftlichen Disziplinen durch die Aufarbeitung der je eigenen Zeitgeschichte ihres fachhistorischen Grundes.

Übersicht 46: Thematische Schwerpunkte der Promotionsprojekte zur DDR 2000–2007 (Mehrfachzuordnungen möglich)



Die Promovierendentage verbanden den inhaltlich-thematischen mit dem persönlichen Austausch unter den Doktorandinnen und Doktoranden, um ihnen auf diese Weise bereits im Stadium des Promovierens die Möglichkeit zu eröffnen, aktiv die eigene Vernetzung innerhalb des Forschungsfeldes zu fördern. Dabei stand jedes Jahr ein ‚handwerkliches‘ Thema im Mittelpunkt der Veranstaltung:

- 2005 war dies die Frage, auf welche Weise die Promovierenden ihre Forschungsthemen und Thesen angemessen und ansprechend mündlich präsentieren können.
- Im Jahr darauf übten drei Journalistinnen in Zweier- und Einzelgesprächen professionelle Textkritik. Alle verfassten Kurztexte zu den Promotionsprojekten waren in einen Reader eingegangen, der für die Teilnehmer/innen am Ende der Veranstaltung gedruckt vorlag.
- 2007 lautete der Schwerpunkt „Projektentwicklung und -organisation“. Dies umfasste sowohl Techniken der Promotionsprojektentwicklung, zeitmanagementbezogene Arbeitstechniken, Strategien der Vernetzung, Methoden der Organisation von historischen Quellen sowie die Reflexion über Krisen und psychologische Dimensionen einer Promotion.
- Im Jahr 2008 standen, unter Mitwirkung einer Redakteurin des Spiegel-Online-Geschichtsportals „einestages“, Strategien des publikumsorientierten Schreibens zeithistorischer Texte im Vordergrund.
- Methoden der empirischen Sozialforschung bildeten 2009 den Fokus. Dazu führten die Teilnehmer/innen eine Meinungsumfrage zu den Ereignissen von 1989 und deren rückblickender Bewertung unter Wittenberger Bürgerinnen und Bürgern durch. Die Lokalpresse berichtete ausführlich über die Ergebnisse.
- Die 6. Promovierendentage 2010 widmeten sich der Popularisierung fachwissenschaftlicher Erkenntnisse, die oft bereits an der sperrigen Wissenschaftssprache scheitert. Hier verfassten die Promovierenden einen simulierten Klappentext ihres dereinst fertigen Buches oder suchten ihr Thema in einem fiktiven Beitrag den Lesern der historischen Publikumszeitschrift „Damals“ näher zu bringen.
- 2011 standen die Potenziale des Web 2.0 für zeithistorische Darstellungen im Mittelpunkt. Im Rahmen des integrierten Praxisworkshops produzierten die Teilnehmenden einen zeithistorischen Podcast zum je eigenen Dissertationsthema.



- Der Praxisworkshop 2012 widmete sich den Techniken der grafisch-visuellen und sprachlich prägnanten Darstellung wissenschaftlicher Ergebnisse: Die Teilnehmer/innen produzierten Poster zu ihren Promotionsthemen.
- 2013 standen die Tage unter dem Thema „Zeitzeugen und Zeitgeschichte“, und entsprechend wurde methodisch an der Durchführung von Zeitzeugeninterviews gearbeitet.

Die Ergebnisse dieser ‚handwerklichen‘ Workshop-Inhalte sind einseh- bzw. hörbar unter www.promovierenden.tage.de. Daneben gelang es immer auch, Experten als Vortragende nach Wittenberg zu locken, die das jeweilige Thema kompetent einordneten (Übersicht 47).

Übersicht 47: Ausgewählte Referenten der rahmenden Vorträge auf den Promovierendentagen

Referent	Thema	Jahr
Sven Felix Kellerhof	History sells?	2006
Hermann Vinke	DDR-Geschichte in der deutschen Erinnerung	2008
Alexander Demandt	Was wäre geschehen, wenn... Chancen des Marxismus in Deutschland seit 1848	2010
Christian von Ditfurth	Das Luxemburg-Komplott	2010
Eckhard Jesse	Promovieren und Betreuen	2011
Bernd Faulenbach	Europageschichte versus Nationalgeschichte?	2012
Volker Rodekamp	Das Museum der Zukunft und die Zukunft des Museums	2012
Alfons Kenkmann	Zeitzeugen und Zeitgeschichte	2013

Podiumsteilnehmer/innen 2005-2013: Gerhard Besier, Rainer Eckert, Günther Heydemann, Eckhard Jesse, Christoph Klessman, Thomas Kuczynski, Bernd Lindner, Alf Lüttke, Sigrid Meuschel, Christel Panzig, Hermann Wentker, Dorothee Wierling, Stefan Wolle u.a.

Die Erfahrungen, die während der Promovierendentage gesammelt werden konnten, sind systematisch ausgewertet worden und leiteten die Konzipierung eines 2009 vorgelegten Handbuches an. Es gliedert sich in drei große Abschnitte: „Promovieren zur deutschen Zeitgeschichte – Kontexte“, „Zeitgeschichtlich promovieren als Prozess“ sowie „Promotion und [prə'məʊʃn]“. Diese Gliederung folgte den Überlegungen, dass

- sich jedes zeithistorische Promotionsvorhaben in die Kontexte des Forschungsfeldes und die gegebenen Voraussetzungen bereits vorhandener Forschungen einordnen muss,
- Promovieren ein Prozess ist, der durch vielfältige Teilprozesse bestimmt wird, die Multitasking-Fertigkeiten verschiedenster Art voraussetzen bzw. zu deren Erwerb beitragen sollen, und
- ein zentraler Bestandteil des Promovierens ist, dessen Ergebnisse bzw. sich selbst mit diesen Ergebnissen bekannt zu machen.

Zum Weiterlesen:

- ☞ Daniel Hechler/Jens Hüttmann/Ulrich Mähler/Peer Pasternack (Hg.): *Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte. Handbuch*, Metropolis Verlag, Berlin 2009, 292 S.; auch unter <http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Promovieren-zur-deutsch-deutschen-Zeitgeschichte.pdf>
- ☞ Jens Hüttmann: „Kaderschmiede“ DDR-Forschung? *Promovieren zur deutschen Zeitgeschichte – der Fall DDR*, in: ebd., S. 55–68
- ☞ www.promovierendentage.de

Übersicht 48: Eingangsseite der Homepage zu den Promovierendentagen

The screenshot shows the homepage of the 'Promovierendentage zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte'. The page is structured as follows:

- Header:** Includes the logo of the 'Institut für Hochschulforschung (HfF)' and the 'BUNDESSTIFTUNG AUFARBEITUNG' logo.
- Navigation:** A sidebar on the left contains links for 'Startseite', 'Praxisveranstaltungen 2013', 'Vergangene Veranstaltungen', 'Übersicht: Alle Themen', 'Handbuch: Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte', and 'Kontakt'.
- Main Content:**
 - Title:** 'PROMOVIERENDENTAGE zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte' with the subtitle 'Methoden, Inhalte und Techniken im Umgang mit Streitgeschichte'.
 - Section:** 'Die Promovierendentage'.
 - Text:** A paragraph explaining that the event is a forum for debates on historical research topics. It mentions the 9th event in Wittenberg (July 18-21, 2013) and its focus on the 'Zeitzeugen' (witnesses) workshop.
 - Call to Action:** A link to 'Ausführliche Informationen zum diesjährigen Workshop, seinen Zielen und zu den Teilnahmebedingungen entnehmen Sie bitte der Programmübersicht und dem Call for Papers'.
- Visuals:** Five small photographs showing participants in various workshop settings, including presentations and group discussions.
- Footer:** A paragraph stating that since 2005, the event is organized by the 'Institut für Hochschulforschung an der Universität Halle-Wittenberg (HfF)' and the 'Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur'. It notes the goal of integrating DDR research into general standards and trends of German and European historical research.

Deutungskompetenz in der Selbstanwendung

Der Umgang der ostdeutschen Hochschulen mit ihrer Zeitgeschichte

Daniel Hechler | Peer Pasternack

Hochschulzeitgeschichte verbindet historische Aufklärung mit aktuellen Handlungsnotwendigkeiten, etwa beim Umgang mit baulichen und künstlerischen Zeitzeugen oder administrativen Handeln gegenüber Opfern überwundener Systeme. Hochschulen haben drei grundsätzliche Optionen, mit ihrer Vergangenheit umzugehen: (a) Geschichtsabstinenz, (b) Geschichte als Traditionsreservoir und Geschichtspolitik als Hochschulmarketing, (c) Geschichte als Aufarbeitung und Selbstaufklärung. Dabei eignet sich die deutsche Hochschulgeschichte des 20. Jahrhunderts oft in besonders geringer Weise dazu, Institutionengeschichte als Erzählung eines fortwährenden Aufstiegs zu konstruieren. Das wiederum macht sie mitunter heikel.

Den ostdeutschen Hochschulen wurde immer wieder attestiert, sich nur unzureichend mit ihrer eigenen Vergangenheit in der DDR auseinanderzusetzen: Sie hätten während des politischen Umbruchs 1989 abseits gestanden und auch in den Jahren danach kaum etwas unternommen, um ihre Rolle in der DDR glaubhaft und kritisch zu untersuchen. Durchweg, hies es, fehle der Wille zur Aufarbeitung. Diese Kritiken formulierten allerdings primär einen Eindruck, nicht das Ergebnis einer Analyse.

48 der 54 ostdeutschen Hochschulen existierten, zum Teil über Vorgängereinrichtungen, bereits vor 1990. Die grundlegenden Daten zeigen: Es kann kein prinzipielles Desinteresse oder überwiegende Inaktivität der Hochschulen im Hinblick auf ihre Zeitgeschichte konstatiert werden:

- Von 1990 bis 2012 sind 511 selbstständige Publikationen erschienen, in denen sich die ostdeutschen Hochschulen auf Eigeninitiative mit ihrer Zeitgeschichte auseinandersetzen.
- Mindestens 88 Ausstellungen der Hochschulen zu ihrer eigenen (Zeit-)Geschichte sind in dieser Zeit erarbeitet und gezeigt worden.
- An den ostdeutschen Hochschulen existieren 16 Gedenkzeichen und Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus (neun davon stammen aus der DDR), fünf weitere erinnern an Opfer des Realsozialismus. Darüber hinaus bestehen dort vier Gedenkzeichen, die explizit das Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus und des Kommunismus verbinden.
- Die Hochschuljournale der sechs traditionellen Universitäten (HU Berlin, Greifswald, Halle-Wittenberg, Jena, Leipzig, Rostock) berichten regelmäßig, forschungsbasiert und kritisch über hochschulzeitgeschichtliche Themen.

Zugleich wird allerdings in den letzten Jahren eine gewisse Aversion gegenüber der publizistischen Begleitung hochschulbezogener Konfliktthemen sichtbar – die Universitätsjournale und Webseiten werden zunehmend als primär für die Imagebildung zuständig betrachtet. Dementsprechend zielen sie häufig auf die Vermittlung einer positiven Identität. Verwundern kann es dennoch, dass nur 37 von den 48 Hochschulen, die bereits in der DDR existierten, die DDR-Zeit in ihrer Online-Geschichtsdarstellung thematisieren.

Eine Tiefensondierung zu den Hochschulaktivitäten, die eigene Zeitgeschichte aufzuarbeiten, zeigt:

- Die Aktivitäten sind zwar durchwachsen und in der Regel wenig systematisch, zugleich aber auch durchaus weit gefächert. Ein generelles Desinteresse kann nicht konstatiert werden, eher ein erratisches Vorgehen, eine vergleichsweise hohe Jubiläumsabhängigkeit und die Schwierigkeit, Kontinuität aufrecht zu erhalten. Einschränkungen ergeben sich z.T. auch aus äußeren Umständen wie Ressourcenverfügbarkeit, dem (Nicht-)Vorhandensein historischer Expertise oder Problemen, Basisdaten zu generieren, z.B. zu Repressionsopfern in der DDR.

- Die wichtigsten Auslöser für Selbsterkundungen der eigenen Zeitgeschichte durch die ostdeutschen Hochschulen waren in den zwei Jahrzehnten nach 1989 zum einen anstehende Hochschuljubiläen – so entstand die Hälfte der von den Universitäten veranlassten 424 Publikationen im Kontext von Hochschuljubiläen –, zum anderen Skandalisierungen zeitgeschichtlich relevanter Vorgänge. Daneben, aber nicht dominant finden sich auch anlassfreie Geschichtsaufarbeitungen.

- In den (meist jubiläumsbedingt erscheinenden) Gesamtdarstellungen der Geschichte einzelner Hochschulen gelingen bisher nur im Ausnahmefall sowohl problembewusste als auch perspektivenreiche Darstellungen, die zeitgeschichtliche Ambivalenzen und Konflikte ausdrücklich nicht glätten, sondern aushalten.

- Auf den Homepages aller Hochschulen steht die Etablierung einer möglichst langen positiven Traditionslinie deutlich im Vordergrund. Ist eine Traditionslinie jenseits der Zeitgeschichte unerreichbar, so wird auf geschichtliche Bezugnahmen mangels Attraktivität dessen, was dargestellt werden könnte, weitgehend verzichtet.

- Große Unterschiede bestehen zwischen den einzelnen Hochschultypen. Eine Konzentration der hochzeitgeschichtlichen Aktivitäten ist an den Universitäten – und hier wiederum bei den traditionellen Einrichtungen – festzustellen. An den Fachhochschulen finden sich zeitgeschichtliche Selbstthematisierungen nur selten. Zudem bestehen Inkonsistenzen: So weisen manche sehr forschungsaktive Hochschulen unzulängliche Internetpräsentationen der eigenen Zeitgeschichte auf, während andere sehr aktiv im Ausstellungsgeschehen sind, aber auf zeitgeschichtsbezogene Skandalisierungen nicht angemessen zu reagieren vermögen.

■ Insgesamt lassen sich drei Zugangsweisen der Hochschulen zu ihrer Zeitgeschichte identifizieren, wobei die erste und die zweite Varianten durchaus auch gemeinsam vorkommen:

■ Dominant ist die *Nutzung der Geschichte als Traditionsquelle und der Geschichtspolitik für das Hochschulmarketing*: Geschichte wird genutzt, um ein positives Bild nach außen hin und um positive interne Integrationseffekte zu erzeugen oder zu verstärken. Beides geschieht meist über Traditionstiftung bzw. Traditionserhalt, d.h. eine selektive Nutzung von positiv bewerteten Elementen der Hochschulgeschichte.

Übersicht 49: Zeitgeschichtliche Bezüge in den Internet-Selbstdarstellungen der ostdeutschen Universitäten (2009/2010)

Hochschule	Angabe Gründungsjahr	Angabe Vorgänger-einrichtungen	eigenständige Geschichtsdarstellung	Chronologie / Fließtext	NS		SBZ / DDR	
					Thematisierung	Kennzeichnung des Diktaturcharakters	Thematisierung	Kennzeichnung des Diktaturcharakters
Humboldt Universität zu Berlin	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	C+F	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>
TU Chemnitz	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	C+F	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>
Brandenburgische TU Cottbus	<input checked="" type="checkbox"/>	-	-	-	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	-	-
TU Dresden	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	C/F	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>
Universität Erfurt	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	C+F	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>
TU Bergakademie Freiberg	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	F	-	-	-	-
E.-M.-A-Universität Greifswald	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	C+F	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>
MLU Halle-Wittenberg	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	-	-	-	-	-	-
Technische Universität Ilmenau	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	F	-	-	✓	-
F.-Schiller-Universität Jena	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	F	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>
Universität Leipzig	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	C+F	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>
O.v.G.-Universität Magdeburg	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	-	-	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	✓	-
Universität Potsdam	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	-	-	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	-	-
Universität Rostock	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	F	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>
Bauhaus-Universität Weimar	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	F	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>

direkt, ✓ indirekt, - nicht angegeben, keine Vorgängereinrichtung

C = Chronologie, F = Fließtext, C/F = Chronologie als Fließtext

■ Häufig vorkommend ist *Geschichte als Aufarbeitung und Selbstaufklärung*: Hierbei können sich Motive, die hohen wissenschaftlichen wie ethischen Ansprüchen entspringen, mit solchen Motiven vereinigen, die institutionenpolitischer Gegenwartsbewältigung dienen. Die anspruchsvolle Integration zeithistorischer Selbstaufklärung in das Hochschulleben wird insbesondere dann erkennbar, wenn Jubiläen zum Anlass für Selbstirritation werden. Ebenso dient zeithistorische Selbstaufklärung häufig der reaktiven Bewältigung von Skandalisierungen

gen, denen eine Hochschule ausgesetzt war. Ein vorausschauendes Motiv kann dagegen das der proaktiven Skandalvermeidung sein.

■ Selten vorkommend ist (vollständige) *zeitgeschichtliche Abstinenz*: Gegenwart und Zukunft werden betont bei gleichzeitiger Vermeidung, aus der Geschichte herrührende Schatten auf der Institutionsgeschichte zu thematisieren oder damit zusammenhängende Konflikte auszutragen.

Eine sozialwissenschaftlich informierte Deutung muss diese Ergebnisse im Lichte der organisationalen Charakteristika von Hochschulen betrachten:

■ In normativ aufgeladenen Diskussionen wird häufig der zentrale Bezugspunkt jeder Organisationspolitik vernachlässigt: Organisationen sind generell mehr daran interessiert, ihren Nachschub an Aufgaben zu organisieren als sich um die Lösung ihrer Aufgaben zu kümmern. Dafür bedarf es nicht zuletzt Legitimität.

■ Legitimität wird durch Formalstrukturen (genauer: die Schauseite der Organisation) sichergestellt, die primär auf Anforderungen aus der Umwelt reagieren. Dazu gehört nur in Einzelfällen die Beschäftigung mit zeitgeschichtlichen Fragen. Hingegen können Traditionsbezüge durchaus vertrauensstiftend wirken, ebenso wie umweltverträgliche Bekenntnisse zur Zeitgeschichte.

■ Dennoch zeigen sich Hochschulen weitgehend offen für Initiativen von Opfergruppen und ihren Fürsprechern, wenn diese ihr Anliegen etwa über die Medien hinreichend nachdrücklich formulieren. Das positive Aufgreifen solcher Zeitgeschichtsproblematisierungen steht jedoch immer unter Vorbehalt der Finanzierbarkeit, der Sicherung von Legitimität wie der Funktionsfähigkeit in den hochschulischen Kernleistungsbereichen Forschung und Lehre.

■ Hochschulen sind als Expertenorganisation – aber auch auf Grund der Wissenschaftsfreiheit – nur bedingt fähig, durch Organisationsentscheidungen Forschende und Lehrende für die Befassung mit der Hochschulzeitgeschichte zu motivieren. Nötig sind daher häufig gesonderte Strukturen oder Anreizmechanismen. Beides verursacht Kosten und bedarf der Legitimation innerhalb der Hochschule. Eine solche ist ausreichend oftmals nur durch Jubiläen oder externen Druck (Skandalisierungen) zu generieren.

■ Die Arbeit der Wissenschaftler/innen wird durch die Normen der Profession gesteuert. Zudem entscheidet die wissenschaftliche Gemeinschaft – und nicht die Hochschule – über die Vergabe von Reputation. Dies verpflichtet die Wissenschaftler auch weitgehend darauf, im Konfliktfall die wissenschaftlichen Standards gegenüber den Interessen der eigenen Hochschule zu privilegieren. Mit Aktivitäten zur Entwicklung der eigenen Hochschule hingegen vermögen Wissenschaftler meist allenfalls loka-



le Reputation zu erwerben. Dies dämpft auch die individuelle Begeisterungsfähigkeit für hochschulzeitgeschichtliche Fragen.

■ Da Hochschulen in erster Linie gegenwarts- und zukunftsorientiert sind, interessieren sich die meisten ihrer Angehörigen eher wenig für die Geschichte der eigenen Hochschule: Hochschulen verteilen Lebens-, also Zukunftschancen, die überwiegend außerhalb der je konkreten Hochschule zu finden sind. Mag also der wissenschaftliche Charakter der Hochschulen die Erwartungen hinsichtlich einer adäquaten Beschäftigung mit der eigenen Vergangenheit steigern, so muss das Potenzial eines stabilen Organisationsgedächtnisses auch auf Grund der kurzzeitigen Organisationsmitgliedschaften relativiert werden.

Zum Weiterlesen:

☞ Daniel Hechler/Peer Pasternack: *Traditionsbildung, Forschung und Arbeit am Image. Die ostdeutschen Hochschulen im Umgang mit ihrer Zeitgeschichte*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2013, 505 S.; auch unter <http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Traditionsbildung-Forschung-und-Arbeit-am-Image.pdf>

Recherchen, Bücher, Bibliografien

Zeithistorische Informationsdienstleistungen des HoF

Kerstin Martin | Peer Pasternack

Die Bibliothek des HoF-Fachinformationsservice ist eine erste Adresse für Wissenschaftler/innen, die über das DDR-Hochschulsystem forschen. Mit der bibliografischen Dokumentation der Aufarbeitungsaktivitäten zur DDR- und osteuropäischen Wissenschaftszeitgeschichte wurde und wird eines der dynamischsten Forschungs- und Publikationsfelder zur jüngsten Geschichte erschlossen.

Innerhalb des HoF-Fachinformationsservice besteht eine Spezialbibliothek zum Hochschulwesen, die durch die Vorgängereinrichtungen des Instituts bereits seit 1964 existiert, d.h. seit über 50 Jahren. Sie baute auf den Sammlungen der Vorgänger des ZHB auf, wurde seit 1982 als Teil des ZHB-Informationszentrums weiterentwickelt, 1991-1996 von der Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst fortgeführt, und 1997 wurde die Bibliothek dem Institut für Hochschulforschung zur Bewahrung und Bestandspflege übereignet.

Einen wichtigen Teil der Sammlung bilden umfangreiche Bestände zum Hochschulwesen der DDR und Osteuropas. In den 90er Jahren war die ostdeutsche Hochschultransformation ein Schwerpunkt der Bestandsentwicklung. Einige Sammlungen sind von besonderem zeitgeschichtlichen Interesse:

- die Sammlung von Daten zur Hochschulstatistik der DDR für die Jahre 1964-1990. Diese statistischen Angaben gehen über die im „Statistischen Jahrbuch des Hochschulwesens der DDR“ veröffentlichten Daten hinaus, da sie detaillierter und mehrfach sortiert sind;
- die Sammlung der an den Hochschulen der DDR verfassten hochschulpädagogischen Abschlussarbeiten (diese schriftlichen Arbeiten waren nötig zur Erreichung der *facultas docendi*, dem DDR-Äquivalent zur *venia legendi*);
- die Quellensammlung „Das Fernstudium in der Deutschen Demokratischen Republik 1945/1970“;
- die Studien- und Lehrprogramme der DDR-Hochschulen;
- die vielfältige Graue, also nichtbuchhändlerische Literatur zum Hochschulsystem der DDR. Auch die „Zentrale Bibliographie Hoch- und Fachschulwesen“, die von 1974 bis 1990 erschienen war, ist im HoF-Bestand vollständig vorhanden;
- die durch den stark ausgebauten internationalen Schriftentausch des ZHB in den Bestand gelangte ausländische Literatur über das DDR-Hochschulwesen;
- die Sammlung der Gesetze und Verordnungen zum Hochschulwesen der DDR und

- die 1990 vom „Rat für akademische Grade“, einem Beratungsgremium des DDR-Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen, übernommenen Buchbestände.

Diese zeithistorischen Bestände können über eine in sich abgeschlossene Literaturliteraturdatenbank recherchiert werden. Sie verzeichnet vorrangig den Erscheinungszeitraum von ca. 1979 bis 1990 und enthält über 60.000 Literaturnachweise zu Büchern, Grauer Literatur, Hochschulschriften, Beiträgen aus Sammelwerken und Zeitschriftenbeiträgen. Quellen aus der DDR (ca. 18.000) und der ehemaligen Bundesrepublik (ca. 16.000) nehmen den größten Umfang ein. Aus dem westeuropäischen Ausland und den Vereinigten Staaten sind ca. 10.000 Literaturnachweise, aus den osteuropäischen Staaten ca. 13.500 und von internationalen Organisationen ca. 2.000 Nachweise enthalten. Die Daten sind inhaltlich durch Schlagworte erschlossen, und ein Großteil der Datenbanknachweise enthält Inhaltsangaben in Gestalt von Abstracts.



Angesichts dieses vorgehaltenen Bestandes lässt sich sagen: Die Hochschulgeschichte, soweit sie sich in Originalpublikationen spiegelt, gehört zu den Bereichen der DDR-Geschichte, die am besten in einer geschlossenen Überlieferung dokumentiert sind.

Ebenso wie elektronische Datenbankangebote sind in den Zeiten der Vervielfachung von Druckerzeugnissen und elektronischen Publikationen thematische Bibliografien unverzichtbar. Das Ende der DDR hatte einerseits wissenschafts- und hochschulgeschichtlichen Forschungen

durch erleichterten Archiv- und sonstigen Quellenzugang einen erheblichen Schub verliehen. Andererseits wurde eine grundstürzende Transformation bei der Neuorganisation des ostdeutschen Wissenschafts- und Hochschulsystems eingang gesetzt. Beide Entwicklungen fanden und finden ihren Niederschlag in sehr dynamischen Publikationsaktivitäten. Darüber einen Überblick zu haben ist notwendig, um Parallelforschungen zu vermeiden und offene Forschungsfragen identifizieren zu können.

In Kooperation zwischen dem Fachinformationsservice und dem Forschungsbereich des Instituts wurden deshalb zwei Themen gesondert bibliografisch erschlossen: Hochschul- und Wissenschaftsentwicklung in Ostdeutschland seit 1945 sowie Hochschul- und Wissenschaftsentwicklung in Ostmittel- und Osteuropa seit 1945:

■ Fortlaufend wird die annotierte Bibliografie „Wissenschaft & Hochschule in Ostdeutschland von 1945 bis zur Gegenwart“ erstellt und zweimal jährlich in der Zeitschrift „die hochschule“ veröffentlicht. Eine Gesamtbibliografie wurde 1999 in der HoF-Schriftenreihe publiziert und sieben Jahre später, entsprechend aktualisiert, als Datenbank-CD-ROM veröffentlicht. Verzeichnet sind in letzterer 2.776 selbstständige Publikationen – Monografien, Sammelbände, Themenhefte von Zeitschriften, Ausstellungskataloge und Broschüren aller Art – sowie unveröffentlicht gebliebene Graduiierungsarbeiten. Parallel wurden und werden thematische Bibliografien erstellt, so zur DDR-Philosophie, Theologie in der DDR, akademischen Medizin, Studierendenschaft und einzelnen Hochschulstandorten, zu den künstlerischen Hochschulen und den DDR-Gesellschaftswissenschaften, sowie entsprechende Literaturberichte publiziert.



■ Von 1997 bis 2005 wurde daneben eine annotierte Bibliografie zu „Wissenschaft & Hochschule in Osteuropa von 1945 bis zur Gegenwart“ fortlaufend erarbeitet und in der Zeitschrift „die hochschule“ veröffentlicht. Auch hieraus gingen zusammenfassende Publikationen hervor. Anhand dieser lassen sich insbesondere die z.T. sehr unterschiedliche Transformationspfade bei der Neuorganisation der einzelstaatlichen Wissenschafts- und Hochschulsysteme seit 1990 nachvollziehen.

Zum Weiterlesen:

☞ Peer Pasternack: *Wissenschafts- und Hochschulgeschichte der SBZ, DDR und Ostdeutschlands 1945–2000. Annotierte Bibliografie der Buchveröffentlichungen 1990–2005*, CD-ROM-Edition, Wittenberg/Berlin 2006 und seither unter http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/dhs_biblio_fortsetzung.pdf

☞ Peer Pasternack: *Wissenschaft und Hochschule in Osteuropa: Geschichte und Transformation. Bibliografische Dokumentation 1990–2005*, Wittenberg 2005, 132 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_2_2005.pdf

☞ <http://www.hof.uni-halle.de/projekte/zeithistorische-informationsdienstleistungen/>

**Bibliografie:
Zeitgeschichtliche HoF-
Publikationen 1996–2016**

Aus dem Institut für Hochschulforschung wurde seit 1996 (auch) zu zeitgeschichtlichen Gegenständen intensiv publiziert, und zwar 41 Bücher, 20 Forschungsberichte und 166 Aufsätze. Die Monografien, Bibliografien, Forschungsberichte und Herausgeberwerke stehen überwiegend auch online bereit – siehe www.hof.uni-halle.de bzw. oben die URL-Angaben unter „Zum Weiterlesen“ bei den jeweiligen Texten.

Monografien und selbstständige Bibliografien

1. Fernández Darraz, Enrique/Gero Lenhardt/Robert D. Reisz/Manfred Stock: *Hochschulprivatisierung und akademische Freiheit. Jenseits von Markt und Staat: Hochschulen in der Weltgesellschaft*, Transcript-Verlag, Bielefeld 2010, 200 S.
2. Grelak, Uwe/Peer Pasternack: *Theologie im Sozialismus. Konfessionell gebundene Institutionen akademischer Bildung und Forschung in der DDR. Eine Gesamtübersicht*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 341 S.
3. Hechler, Daniel/Peer Pasternack: *Traditionsbildung, Forschung und Arbeit am Image. Die ostdeutschen Hochschulen im Umgang mit ihrer Zeitgeschichte*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2013, 505 S.
4. Hechler, Daniel/Peer Pasternack: *Künstlerische Hochschulen in der DDR. 25 Jahre zeithistorische Aufklärung 1990–2015: Eine Auswertung mit bibliografischer Dokumentation*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 146 S.
5. Hüttmann, Jens: *DDR-Geschichte und ihre Forscher. Akteure und Konjunkturen der bundesdeutschen DDR-Forschung*, Metropolis-Verlag, Berlin 2008, 472 S.
6. Köhler, Helmut/Manfred Stock: *Bildung nach Plan? Bildungs- und Beschäftigungssystem in der DDR 1949 bis 1989*, Leske + Budrich, Opladen 2004, 153 S.
7. Pasternack, Peer: „Demokratische Erneuerung“. *Eine universitätsgeschichtliche Untersuchung des ostdeutschen Hochschulumbaus 1989–1995. Mit zwei Fallstudien: Universität Leipzig und Humboldt-Universität zu Berlin*. Beltz – Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 423 S.
8. Pasternack, Peer: *Hochschule & Wissenschaft in SBZ/DDR/Ostdeutschland 1945–1995. Annotierte Bibliographie für den Erscheinungszeitraum 1990–1998*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 566 S.
9. Pasternack, Peer: *Hochschule & Wissenschaft in Osteuropa. Annotierte Bibliographie der deutsch- und englischsprachigen selbständigen Veröffentlichungen 1990–1998/Higher education & Research in Eastern Europe. Annotated Bibliography of Monographs and Contributed Works in German and English 1990–1998*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 1999, 81 S.
10. Pasternack, Peer: *177 Jahre. Zwischen Universitätsschließung und Gründung der Stiftung Leucorea: Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1817–1994*, Stiftung Leucorea, Wittenberg 2002, 122 S.
11. Pasternack, Peer: *Wissenschaft und Hochschule in Osteuropa: Geschichte und Transformation. Bibliografische Dokumentation 1990–2005*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2005, 132 S.
12. Pasternack, Peer: *Wissenschafts- und Hochschulgeschichte der SBZ, DDR und Ostdeutschlands 1945–2000. Annotierte Bibliografie der Buchveröffentlichungen 1990–2005*, CD-ROM-Edition, mit Booklet. Unter Mitarbeit von Daniel Hechler, In-

stitut für Hochschulforschung/Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, Wittenberg/Berlin 2006.

13. Pasternack, Peer: *Qualitätsstandards für Hochschulreformen. Eine Auswertung der deutschen Hochschulreformqualitäten in den letzten zwei Jahrzehnten*, UniversitätsVerlagWebler, Bielefeld 2014, 224 S.
14. Pasternack, Peer u.a.: *50 Jahre Streitfall Halle-Neustadt. Idee und Experiment. Lebensort und Provokation*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2014, 608 + XXXII S.
15. Pasternack, Peer: *Akademische Medizin in der DDR. 25 Jahre Aufarbeitung 1990–2014*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 274 S.
16. Pasternack, Peer: *Die DDR-Gesellschaftswissenschaften post mortem: Ein Vierteljahrhundert Nachleben (1990-2015). Zwischenfazit und bibliografische Dokumentation*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, BWV Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 613 S.



17. Pasternack, Peer: *20 Jahre HoF. Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg 1996–2016: Vorgeschichte – Entwicklung – Resultate*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 273 S.
18. Pasternack, Peer/Daniel Hechler: *Hochschulzeitgeschichte. Handlungsoptionen für einen souveränen Umgang*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2013, 99 S.
19. Reisz, Robert D./Manfred Stock: *Inklusion in Hochschulen. Beteiligung an der Hochschulbildung und gesellschaftliche Entwicklung in Europa und in den USA (1950–2000)*, Lemmens-Verlag, Bonn 2007, 148 S.

Forschungsberichte

1. Bloch, Roland/Peer Pasternack: *Die Ost-Berliner Wissenschaft in vereinigten Berlin. Eine Transformationsfolgenanalyse*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2004, 124 S.
2. Burkhardt, Anke: *Militär- und Polizeihochschulen in der DDR. Wissenschaftliche Dokumentation*, Wittenberg 2000, 182 S.
3. Fernández Darraz, Enrique/Gero Lenhardt/Robert D. Reisz/Manfred Stock: *Private Hochschulen in Chile, Deutschland, Rumänien und den USA. Struktur und Entwicklung*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2009, 116 S.
4. Fischer, Christin/Peer Pasternack/Henning Schulze/Steffen Zierold: *Soziologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg: Dokumentation zum Zeitraum 1945–1991*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2013, 56 S.
5. Grelak, Uwe/Peer Pasternack: *Konfessionell gebundene Institutionen akademischer Bildung und Forschung in der DDR. Bibliografie der Artikelpublikationen 1990–2016*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2016, 59 S.
6. Grelak, Uwe/Peer Pasternack: *Konfessionelles Bildungswesen in der DDR: Elementarbereich, schulische und nebulische Bildung*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2017, 120 S. Online unter http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/ab_104.pdf
7. Hechler, Daniel/Peer Pasternack: *Deutungskompetenz in der Selbstanwendung. Der Umgang der ostdeutschen Hochschulen mit ihrer Zeitgeschichte*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2011, 225 S.
8. Hüttmann, Jens: *Die „Gelehrte DDR“ und ihre Akteure. Inhalte, Motivationen, Strategien: Die DDR als Gegenstand von Lehre und Forschung an deutschen Universitäten*, unt. Mitarb. v. Peer Pasternack, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2004, 100 S.
9. Kopischke, Matthias/Michael Beleites/Thorsten Moos/Peer Pasternack: *Otto Klein Schmidt. Grenzgänger zwischen Naturwissenschaft und Religion. Begleitheft zur Ausstellung*, Evangelische Akademie Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2007, 12 S.
10. Körnert, Juliana/Robert D. Reisz/Arne Schildberg/Manfred Stock: *Hochschulentwicklung in Europa 1950–2000. Ein Datenkompendium*. Wittenberg 2005, 171 S.
11. Lewin, Dirk: *Datenalmanach zum Handbuch Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland*. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1997, 254 S.
12. Pasternack, Peer: *Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1945–1994*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2001, 45 S.
13. Pasternack, Peer: *Gelehrte DDR. Die DDR als Gegenstand der Lehre an deutschen Universitäten 1990–2000*. Unter Mitarb. v. A. Glück, J. Hüttmann, D. Lewin, S. Schmid und K. Schulze, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2001, 136 S.
14. Pasternack, Peer: *Wissenschaft und Politik in der DDR. Rekonstruktion und Literaturbericht*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2010, 79 S.
15. Pasternack, Peer: *Zwischen Halle-Novgorod und Halle-New Town. Der Ideenhaushalt Halle-Neustadt*, Institut für Soziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle (Saale) 2012, 112 S.
16. Pasternack, Peer: *25 Jahre Wissenschaftspolitik in Sachsen-Anhalt: 1990–2015*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2016, 92 S.
17. Pasternack, Peer/Carsten von Wissel: *Programmatische Konzepte der Hochschulentwicklung in Deutschland seit 1945*, Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf 2009, 83 S.

18. Reisz, Robert D.: *Hochschulpolitik und Hochschulentwicklung in Rumänien zwischen 1990 und 2000*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2003, 42 S.
19. Reisz, Robert D./Manfred Stock: *Wandel der Hochschulbildung in Deutschland und Professionalisierung*, Institut für Hochschulforschung, Halle-Wittenberg 2011, 64 S.; auch unter http://www.hof.uni-halle.de/dateien/ab_6_2011.pdf
20. Schober, Antje: *Otto Kleinschmidt – Theologe, Naturwissenschaftler, Rassenkundler*. Magisterarbeit, Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig, Leipzig 2005, 70 S.

Herausgeberwerke

1. Bonk, Sebastian/Florian Key/Peer Pasternack: *Rebellion im Plattenbau. Die Offene Arbeit in Halle-Neustadt 1977–1983. Katalog zur Ausstellung*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2013, 48 S.
2. Bretschneider, Falk/Peer Pasternack (Hg.): *Akademische Rituale. Symbolische Praxis an Hochschulen*, Hochschule Ost, Leipzig 1999, 370 S.
3. Buck-Bechler, Gertraude/Hans Dieter Schaefer/Carl Hellmut Wagemann (Hg.): *Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1997, 698 S.
4. Genov, Nicolai/Reinhard Kreckel (Hg.): *Soziologische Zeitgeschichte. Helmut Steiner zum 70. Geburtstag*, Edition Sigma, Berlin 2007, 334 S.
5. Gibas, Monika/Peer Pasternack (Hg.): *Sozialistisch behauptet & bekunetet. Hochschulen und ihre Bauten in der DDR*. Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 1999. 247 S.
6. Hechler, Daniel/Jens Hüttmann/Ulrich Mählert/Peer Pasternack (Hg.): *Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte. Handbuch*, Metropolis Verlag, Berlin 2009, 292 S.
7. Hechler, Daniel/Peer Pasternack (Hg.): *Ein Vierteljahrhundert später. Zur politischen Geschichte der DDR-Wissenschaft (=die hochschule 1/2015)*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2015, 185 S.
8. Hüttmann, Jens (Hg.): *Wittenberg nach der Universität. Begleitheft zur Ausstellung*, hrsg. unter Mitarbeit von Stefanie Götze und Peer Pasternack, Wittenberg 2002, 35 S.
9. Hüttmann, Jens/Ulrich Mählert/Peer Pasternack (Hg.): *DDR-Geschichte vermitteln. Ansätze und Erfahrungen in Unterricht, Hochschullehre und politischer Bildung*, Metropolis-Verlag, Berlin 2004, 320 S.
10. Hüttmann, Jens/Peer Pasternack (Hg.): *Wissensspuren. Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945*, Drei-Kastanien-Verlag, Wittenberg 2004, 414 S.
11. Hüttmann, Jens/Peer Pasternack (Hg.): *Wittenberg nach der Universität. Eine historische Spurensicherung*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2003, 77 S., URL <http://www.hof.uni-halle.de/wb-nach-der-uni>
12. Institut für Hochschulforschung (HoF) (Hg.): *Gertraude Buck-Bechler zum Ausscheiden aus dem aktiven Berufsleben (=HoF-Berichte Sonderheft)*, Wittenberg 2000, 24 S.
13. Institut für Hochschulforschung (HoF)/Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur (Hg.): *Promovierendentage zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte. Methoden, Inhalte und Techniken im Umgang mit Streitgeschichte*, Wittenberg/Berlin 2010ff., URL <http://www.promovierendentage.de>
14. Kell, Adolf/Jan-Hendrik Olbertz (Hg.): *Vom Wünschbaren zum Machbaren. Erziehungswissenschaft in den neuen Bundesländern. Deutsche Gesellschaft für Erzie-*

hungswissenschaft. Enquete-Kommission „Erziehungswissenschaft in den neuen Bundesländern“, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1997, 428 S.

15. Pasternack, Peer (Hg.): *Hochschule & Kirche. Theologie & Politik. Besichtigung eines Beziehungsgeflechts in der DDR*. Edition Berliner Debatte, Berlin 1996, 399 S.
16. Peer Pasternack (Hg.): *Akademische Medizin (=hochschule ost 2/1997)*, Leipzig 1997, 169 S.
17. Pasternack, Peer (Hg.): *Eine nachholende Debatte. Der innerdeutsche Philosophenstreit 1996/97*, Hochschule Ost, Leipzig 1998, 234 S.



18. Pasternack, Peer (Hg.): *DDR-bezogene Hochschulforschung. Eine thematische Eröffnungsbilanz aus dem HoF Wittenberg*, Beltz Deutscher Studien Verlag, Weinheim/Basel 2001, 315 S.
19. Peer Pasternack (Hg.): *Hochschul- und Wissensgeschichte in zeithistorischer Perspektive. 15 Jahre zeitgeschichtliche Forschung am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF)*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2012, 135 S.
20. Pasternack, Peer/Thomas Neie (Hg.): *stud. ost 1989–1999. Wandel von Lebenswelt und Engagement der Studierenden in Ostdeutschland*, hrsg. unt. Mitarb. v. Ralph Meder, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2000, 464 S.
21. Pasternack, Peer/Reinhold Sackmann (Hg.): *Vier Anläufe: Soziologie an der Universität Halle-Wittenberg. Bausteine zur lokalen Biografie des Fachs vom Ende des 19. bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2013, 256 S.
22. Wünscher, Gerhard (Hg.): *Helmut Brade: Ich zeichne noch Buchstaben. Texte 1965–2017*, MMKoehn-Verlag Berlin/Leipzig 2017, 400 S.

Aufsätze

In Periodika:

1. Baker, David/Helmut Köhler/Manfred Stock: *Socialist Ideology and the Contraction of Higher Education. Institutional Consequences of State Manpower and Education Planning in the Former East Germany*, in: *Comparative Education Review* 3/2007, S. 353–378.
2. Bonk, Sebastian/Florian Key/Peer Pasternack: *Risse im Beton. Die Offene Arbeit in der Evangelischen Gemeinde Halle-Neustadt 1977–1983*, in: *Gerbergasse 18 H.* 1/2014, S. 35–37.
3. Bretschneider, Falk/Peer Pasternack: *Rituale der Akademiker*, in: dies. (Hg.), *Akademische Rituale. Symbolische Praxis an Hochschulen (=hochschule ost 3-4/1999)*, Leipzig 1999, S. 9–46.
4. Burkhardt, Anke: *Militär- und Polizeihochschulen in der DDR*, in: *hochschule ost 3-4/2000*, S. 172–194.
5. Hechler, Daniel: *Promovierendentage zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte. Methoden, Inhalte und Techniken im Umgang mit ‚Streitgeschichte‘*, in: *H-Soz-u-Kult* 13.8. 2010; URL <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/ind ex.asp?pn=tagungsberichte &view=pdf&id=3244>
6. Hechler, Daniel/Peer Pasternack: *Best Practice und Worst Case? Der Umgang mit der Hochschulzeitgeschichte an der Universität Jena und der Humboldt-Universität: Ein exemplarischer Vergleich*, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 4/2011, S. 329–345.
7. Hechler, Daniel/Peer Pasternack: *Zwischen Aufarbeitung und Traditionsbeglaubigung. Der Umgang der Hochschulen in Mecklenburg-Vorpommern mit ihrer DDR-Geschichte*, in: *Zeitgeschichte regional* 1/2011, S. 13–23.
8. Hechler, Daniel/Peer Pasternack: *Zwischen Selbsterforschung und Imagepflege. Die ostdeutschen Hochschulen und die Aufarbeitung ihrer Zeitgeschichte*, in: *Deutschland Archiv* 3/2011, S. 338–346, und *Deutschland Archiv online* 8/2011, http://www.bpb.de/themen/361PU1,0,Zwischen_Selbsterforschung_und_Imagepflege.html; http://www.bpb.de/popup/popup_druckversion.html?guid=361PU1
9. Hechler, Daniel/Peer Pasternack: *Dominanz der Traditionsbildung. Die sächsischen Hochschulen als Aufarbeiter ihrer Zeitgeschichte*, in: *Neues Archiv für Sächsische Geschichte* Bd. 81, Verlagsdruckerei Schmidt, Neustadt a. d. Aisch 2011, S. 265–280.
10. Hechler, Daniel/Peer Pasternack: *Forschung, Erinnerung und Arbeit am Image. Der Umgang der Ost-Berliner Hochschulen mit ihrer Zeitgeschichte*, in: *Berlin in Geschichte und Gegenwart. Jahrbuch des Landesarchivs Berlin* 2011, Gebr. Mann Verlag, Berlin 2011, S. 333–352.
11. Hechler, Daniel/Peer Pasternack: *Exzellenz und Abstinenz. Der Umgang der Hochschulen in Thüringen mit ihrer Zeitgeschichte*, in: *Gerbergasse 18 H.* 4/2011, S. 28–31.
12. Hechler, Daniel/Peer Pasternack: *Zeithistorische Selbstaufklärung. Ein Handlungsmodell für die verstetigte Präsenz der Hochschulzeitgeschichte im Hochschulalltag*, in: *Das Hochschulwesen* 6/2011, S. 184–191.
13. Hechler, Daniel/Peer Pasternack: *Bändigung der Kontingenz. Die zeitgeschichtliche Selbstthematisierung der ostdeutschen Hochschulen als organisationales Problem*, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 2/2012, S. 232–252.

14. Hechler, Daniel/Peer Pasternack: *From Transformation to Transfer. The Transformation of the East German Academic System 1989/90-1995*, in: *Revue d'études comparatives Est-Ouest* 1/2014, S. 207-227.
15. Hechler, Daniel/Peer Pasternack: *Unerschöpftes Thema. Das DDR-Wissenschaftssystem post mortem*, in: dies. (Hg.), *Ein Vierteljahrhundert später. Zur politischen Geschichte der DDR-Wissenschaft (=die hochschule 1/2015)*, S. 6-11.
16. Hechler, Daniel/Peer Pasternack: „... nicht uninteressanter als andere Dinge auch“. *Zeitgeschichte der ostdeutschen Hochschulen aus der Sicht ihrer Akteure*, in: dies. (Hg.), *Ein Vierteljahrhundert später. Zur politischen Geschichte der DDR-Wissenschaft (=die hochschule 1/2015)*, Halle-Wittenberg 2015, S. 114-131.
17. Hüttmann, Jens: *Die Zukunft eines untergegangenen Staates. Die DDR als Gegenstand von Forschung, Lehre und der Politischen Bildung. Tagungsbericht*, URL <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/index.asp?id=194&pn=tagungsberichte,2003>.
18. Hüttmann, Jens: *Tagungsbericht: Die DDR im Bild. Zur Ikonographie des anderen deutschen Staates, 22.–24. Mai 2003, Universität Erfurt*, URL <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=257>
19. Hüttmann, Jens: „*De-De-Errologie*“ im Kreuzfeuer der Kritik. *Die Kontroversen um die „alte“ bundesdeutsche DDR-Forschung vor und nach 1989*, in: *Deutschland-Archiv* 4/2007, S. 671–681.
20. Hüttmann, Jens: *Goldene Zukunft für Honecker und Trabant*, in: eines tages. Zeitgeschichten auf Spiegel-Online, 9.10.2008, URL http://einestages.spiegel.de/static/topicalbumbackground/2887/goldene_zukunft_fuer_honecker_und_trabant.html
21. Hüttmann, Jens: „*Erfahrungsgesättigte Rationalität*“. *Hermann Weber im Feld der bundesdeutschen DDR-Forschung seit den 1950er Jahren*, in: *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung* 2008, S. 207–222.
22. Hüttmann, Jens/Peer Pasternack: *Die DDR als Vermittlungsproblem*, in: *Deutschland Archiv* 4/2003, S. 688–691.
23. Hüttmann, Jens/Peer Pasternack: *Geschichte, die noch qualmt. DDR, Zeitgeschichte, Wittenberg: drei Ergänzungen des Forschungsprogramms*, in: Reinhard Kreckel/Peer Pasternack (Hg.), *10 Jahre HoF (=die hochschule 1/2007)*, Wittenberg 2007, S. 82–92.
24. Keil, Johannes: *Professoren oder Pädagogik? Die Entwicklung der Hochschulpädagogik an der Humboldt-Universität bis 1989*, in: *die hochschule* 1/2010, S. 165–182.
25. Keil, Johannes/Peer Pasternack: *DDR-Hochschulpädagogik und Hochschuldidaktik im Osten. Eine Entkopplungsgeschichte*, in: *HDS-Journal* 1/2010, S. 12–17; URL https://www.hds.uni-leipzig.de/fileadmin/media/HDS_Journal1-2010.pdf
26. Krüger, Anne: 1. *Promovierendentage zur deutschen Zeitgeschichte. Methoden, Inhalte und Techniken im Umgang mit Streitgeschichte*, in: *H-Soz-u-Kult*, 16.8.2005, URL <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=848>.
27. Krüger, Anne: 2. *Promovierendentage zur deutschen Zeitgeschichte. Methoden, Inhalte und Techniken im Umgang mit Streitgeschichte*, in: *H-Soz-u-Kult*, 11.8.2006, http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsbericht_e/id=1283
28. Krüger, Anne: 3. *Promovierendentage zur deutschen Zeitgeschichte. Methoden, Inhalte und Techniken im Umgang mit Streitgeschichte*, in: *H-Soz-u-Kult*, 5.9.2007; URL <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=1698>
29. Lenhardt, Gero/Manfred Stock: *Gebildete Stände oder gebildete Bürger. Hochschulbildung und Elitenvorstellungen in Deutschland und in den USA*, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 2/2009, S. 244–257.

30. Lenhardt, Gero/Robert D. Reisz/Manfred Stock: *Amerikanische „Elitehochschulen“ – selective colleges and major research universities*, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 4/2008, S. 559–576.
31. Lischka, Irene/Jan-Hendrik Olbertz: *Hochschulforschung in den neuen Bundesländern. Wurzeln und Perspektiven*, in: Beiträge zur Hochschulforschung 1/2-2000, S. 21–29.
32. Martin, Kerstin/Rosemarie Kohls: *Sammlungen zu den Hochschulsystemen der DDR und Osteuropas. Informationsservice des HoF Wittenberg – Institut für Hochschulforschung*, in: Deutschland-Archiv 4/1999 – Newsletter Aktuelles aus der DDR-Forschung 2/1999, S. 712–713.
33. Olbertz, Jan-Hendrik: *Gertraude Buck-Bechler und die Deutsche Gesellschaft für akademische Bildung e.V.*, in: HoF-Berichte Sonderheft 2000, S. 18f.
34. Pasternack, Peer: *Von der Reflexion der Disziplinen*, in: Erziehung & Wissenschaft 1/1997, S. 10–11.
35. Pasternack, Peer: *Randnotiz zur Randnotiz*, in: hochschule ost 1/1997, S. 168–173.
36. Pasternack, Peer: *Die Schwierigkeiten der Selbstreflexion. Wie die Fachdisziplinen ihren Umbau in Ostdeutschland debattierten*, in: Das Hochschulwesen 2/1997, S. 69–78.
37. Pasternack, Peer: *Risiken und Nebenwirkungen. Die Erneuerung der ostdeutschen Hochschulmedizin nach 1989*, in: hochschule ost 2/1997, S. 116–143.
38. Pasternack, Peer: *IMs. Die gescheiterte Aufklärung*, in: Forum Recht 4/1997, S. 121–124.
39. Pasternack, Peer: *Ein abgeschlossener Fall? Die Affäre Heinrich Fink 1990-1997*, in: hochschule ost 3-4/1997, S. 214–246.
40. Pasternack, Peer: *IMs. Eine Fehlerdiskussion*, in: spw 6/1997, S. 43–46.
41. Pasternack, Peer: *Hoyer vs. Brentjes. Das Ringen um die Deutungsmacht und die Qualität wissenschaftlicher Kritik*, in: hochschule ost 1/1998, S. 216–222.
42. Pasternack, Peer: *Bewegung trotz Marksättigung. Geistes- und sozialwissenschaftliche Zeitschriften in Ostdeutschland nach 1989*, in: Forum Wissenschaft 3/1998, S. 59–64.
43. Pasternack, Peer: *Eine nachholende Debatte. Der innerdeutsche Philosophenstreit 1996/97*, in: Comparativ 4/1998, S. 91–102.
44. Pasternack, Peer: *Normalisierung mit verbleibenden Besonderheiten. Wissenschaftliche Zeitschriften in Ostdeutschland nach 1989*, in: Bibliothek – Forschung und Praxis, Göttingen, 1/1999, S. 52–61.
45. Pasternack, Peer: *Die demokratische Qualität der demokratischen Erneuerung. Humboldt-Universität zu Berlin und (Karl-Marx-)Universität Leipzig 1989–1995*, in: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 2, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1999, S. 95–120.
46. Pasternack, Peer: *Der Umbau des ostdeutschen Hochschulsystems 1989ff. Literaturfeld und Forschungsstand*, in: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 2, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1999, S. 231–237.
47. Pasternack, Peer: *Dokumentation: Forschungsprojekte zu Wissenschaft und Hochschulentwicklung in der DDR und in Ostdeutschland*, in: hochschule ost 4/1996, S. 176–179; 2/1998, S. 136–141; 3-4/1999, S. 325–330.
48. Pasternack, Peer: *Neu sortiert. Institutioneller Wandel der ostdeutschen Hochschulforschung 1990–2000*, in: Zeitschrift für internationale erziehungs- und sozialwissenschaftliche Forschung 1-2/1999, S. 169–186.
49. Pasternack, Peer: *Hochschultransformation – Hochschultransformationsforschung – Hochschulforschung*, in: Monika Gibas/Frank Geißler (Hg.), Chancen verpaßt –

- Perspektiven offen? Zur Bilanz der deutschen Transformationsforschung (=hochschule ost 1-2/2000), Leipzig 2000, S. 49–80.
50. Pasternack, Peer: *East German Universities Ten Years After*, in: International Higher Education No. 21/Fall 2000, S. 17–19; auch unter http://www.bc.edu/bc_org/avp/soe/cihe/newsletter/News21/text10.html
 51. Pasternack, Peer: *Innerdeutsche Beziehungen. Ost und West an den Ost-Hochschulen*, in: Sebastian Gräfe/Peer Pasternack (Hg.), *Abweichungen. Nachrichten aus der ostdeutschen Gesellschaft* (=hochschule ost 1-2/2001), Leipzig 2001, S. 114–143.
 52. Pasternack, Peer: *177 Jahre: Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg zwischen Universitätsschließung und Gründung der Stiftung Leucorea (1817–1994). Ein Beitrag zum 500. Gründungsjubiläum der Universität Wittenberg*, in: J. Wolf/J. Ranenberg/H. Mattfeldt/H. Giebel (Hg.), *Jahrbuch für Politik und Gesellschaft in Sachsen-Anhalt 2002*, Mitteldeutscher Verlag, Halle/S. 2002, S. 282–301.
 53. Pasternack, Peer: *Die DDR in der Lehre. Veranstaltungen an deutschen Universitäten 1990–2000*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 9/2002, S. 523–529.
 54. Pasternack, Peer: *Die verblichene DDR als diskursives Ereignis. Eine Strukturmodellierung der DDR-Aufarbeitung*, in: *Berliner Debatte Initial* 2/2002, S. 76–81.
 55. Pasternack, Peer: *Wittenberg nach der Universität. Eine Stadt der Theologie, Medizin und Naturforschung, der Geschichtsschreibung und der Wissenschaftspropädeutik auch nach 1817*, in: *Zeitschrift für Heimatforschung* Bd. 11, Verlag André Gursky, Halle/S. 2002, S. 28–52.
 56. Pasternack, Peer: *Einheit von Forschung und Lehre? Die DDR-Forschung und ihr Niederschlag im akademischen Lehrbetrieb*, in: *Deutschland Archiv* 1/2002, S. 43–51.
 57. Pasternack, Peer: *Studium und Studierende in der DDR: Dokumentations- und Forschungsaktivitäten seit 1990. Eine Übersichtsdarstellung*, in: *GDS-Archiv zur Hochschul- und Studentengeschichte* Bd. 6, SH-Verlag, Köln 2003, S. 145–159.
 58. Pasternack, Peer: *Ziemlich detailliert und fallbezogen. Die Differenz zwischen Umfang und Aussagekraft der bisherigen Literatur zur DDR-Wissenschaft*, in: *Deutschland Archiv* 4/2004, S. 659–665.
 59. Pasternack, Peer: *Wissenschaftspersonal als Transformationsproblem. Resümee eines unverdauten Vorgangs*, in: Petra Boden/Frank-Rutger Hausmann (Hg.), *Evaluationskultur als Streitkultur* (=Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes 4/2005), Aisthesis Verlag, Bielefeld 2005, S. 494–509.
 60. Pasternack, Peer: *Wittenberg nach der Universität. Ein Forschungsprogramm am Institut für Hochschulforschung in der Leucorea*, in: *Heimatkalendar Lutherstadt Wittenberg & Landkreis Wittenberg 2006*, Wittenberg 2006, S. 77–86.
 61. Pasternack, Peer: *Hochschultransformationsforschung*, in: Reinhard Kreckel/Peer Pasternack (Hg.), *10 Jahre HoF* (=die hochschule 1/2007), Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2007, S. 49–57.
 62. Pasternack, Peer: *Wissenschaft und Politik in der DDR. Eine Kontrastbetrachtung im Vergleich zur Bundesrepublik*, in: *Deutschland Archiv* 3/2008, S. 510–519.
 63. Pasternack, Peer: *Basisdemokratie mit Funktionären. Die StuRa-Gründung und der Uni-Umbau 1989ff.*, in: *Powision* 2/2009, S. 63–68.
 64. Pasternack, Peer: *Transformationsfolgenanalyse. Die Ergebnisse des ostdeutschen Wissenschaftsumbaus aus der Perspektive des Jahres 2009*, in: *Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften* 1/2010, S. 176–187; auch unter <http://www.denkstroeme.de/heft4/176-187/pasternack>
 65. Pasternack, Peer: *Lexikon: „Völkerfreundschaft“*, in: *Der blaue Reiter. Journal für Philosophie* 32 (2012), S. 80–81.
 66. Pasternack, Peer: *Künstlerische Stadtraumaufwertung als pädagogische Politik. Die künstlerische Bewirtschaftung des Ideenhaushalts Halle-Neustadts*, in: *Deutschland*

Archiv 4/2012, S. 655-665, und Deutschland Archiv online 11+12/2012, URL http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/deutschland_archiv/147746/kunst-im-stadtraum-als-paedagogische-politik?p=all

67. Pasternack, Peer: *Halle-New Town oder Halle-Novgorod? Der Ideenhaushalt Halle-Neustadts zwischen Neuem Bauen und Sozialistischer Stadt*, in: Berliner Debatte Initial 4/2012, S. 82-91.
68. Pasternack, Peer: *Die eindeutige Stadt. Der Ideenhaushalt Halle-Neustadts 1964-1989*, in: *dérive – Zeitschrift für Stadtforschung* 53 (4/2013), S. 41-48.
69. Pasternack, Peer: *Politik und Soziologie in der DDR. Eine exemplarische Kulmination in der akademischen Provinz: Die Hallesche Bahro-Affäre 1977*, in: Berliner Debatte Initial 1/2014, S. 106-118.
70. Pasternack, Peer: *Umstritten von Beginn an. 50 Jahre Streitfall Halle-Neustadt*, in: Jahrbuch für hallische Stadtgeschichte 2014, S. 102-128.
71. Pasternack, Peer: *Sozialistischer Funktionalismus. Hochschulbau in der DDR*, in: Forum Wissenschaft 1/2015, S. 26-29.
72. Pasternack, Peer: *Soziologie im Industrieviertel. Arbeitssoziologische Forschung an der Universität Halle-Wittenberg 1963-1989*, in: Daniel Hechler/Peer Pasternack (Hg.), Ein Vierteljahrhundert später. Zur politischen Geschichte der DDR-Wissenschaft (=die hochschule 1/2015), Halle-Wittenberg 2015, S. 62-77.
73. Pasternack, Peer: *Wissenschaftsumbau Ost. Ein 25-Jahres-Jubiläum mit eher begrenzten Jubelanlässen*, in: Forum Wissenschaft 4/2015, S. 22-25.
74. Pasternack, Peer: *25 Jahre Aufarbeitung, Erforschung und Dokumentation der akademischen Medizin in der DDR. Sichtachsen durch ein Literaturfeld*, in: die hochschule 2/2016, S. 127-146.
75. Pasternack, Peer/Robert D. Reisz: *Transformationspfade. Hochschulen im postkommunistischen Osteuropa*, in: Reinhard Kreckel/Peer Pasternack (Hg.), 10 Jahre HoF (=die hochschule 1/2007), Wittenberg 2007, S. 43-48
76. Pasternack, Peer/Georg Schuppener: *Jüdisch & intellektuell. Zu den verdoppelten Schwierigkeiten eines DDR-geschichtlichen Themas*, in: G. Schuppener (Hg.), Jüdische Intellektuelle in der DDR. Politische Strukturen und Biographien (=hochschule ost 1-2/1999), Leipzig 1999, S. 8-20.
77. Pasternack, Peer/Carsten von Wissel: *Von Humboldt zur unternehmerischen Uni. Hochschulkonzepte im Widerstreit*, in: BöcklerImpuls Febr. 2011, S. 6-7.
78. Reisz, Robert D.: *Hochschulautonomie in Rumänien zwischen 1990 und 2000*, in: die hochschule 1/2004, S. 185-202.
79. Reisz, Robert D.: *Isomorphism, Conflict and Creativity. Higher Education Policy in Central and Eastern Europe in the 1990s*, in: *Educatio* 1/2004, S. 19-32.
80. Reisz, Robert D.: *Despre vinovati si vinovatii in procesul comunismului [Über Schuld und Schuldige im Prozess des Kommunismus]*, in: *Colloquium Politicum* 1/2010, S. 131-142.
81. Reisz, Robert D./Robert Schuster/Manfred Stock: *Wandel akademischer Bildung und geschlechtsspezifische Bildungsbeteiligung*, in: Rolf Becker/Heike Solga (Hg.), *Soziologische Bildungsforschung, Sonderheft 52 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 2012, S. 393-415.
82. Reisz, Robert D./Manfred Stock: *Zwischen Expansion und Kontraktion. Zur Entwicklung der Hochschulbildung in Osteuropa 1950-2000*, in: *Berliner Journal für Soziologie* 1/2006, S. 81-99.
83. Reisz, Robert D./Manfred Stock: *Private Higher Education and Economic Development*, in: *European Journal of Education* 2/2012, S. 198-212.

84. Schulze, Henning: *Wohnfabrik. Elemente der „sozialistischen Stadt“ am Beispiel Halle-Neustadts*, in: Phase 2 Nr. 35 (2010), S. 20–23.
85. Stock, Manfred: *Hochschulexpansion in komparativer Perspektive*, in: die hochschule 2/2003, S. 144–157.
86. Stock, Manfred: *Bildung zwischen Macht, Technik und Lebensstil. Das Beispiel der sozialistischen Intelligenz in der DDR*, in: Colloquium politicum 1/2010, S. 19–58.
87. Stock, Manfred/David Baker/ Helmut Köhler: *Socialist Ideology and the Contraction of Higher Education. Institutional Consequences of State Manpower and Education Planning in the Former East Germany*, in: Comparative Education Review 3/2007, S. 353–378.

In Sammelbänden:

88. Buck-Bechler, Gertraude: *Das Hochschulsystem im gesellschaftlichen Kontext*, in: dies./Hans-Dieter Schaefer/Carl-Hellmut Wagemann (Hg.): *Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1997, S. 11–45.
89. Buck-Bechler, Gertraude: *Hochschulreform in der DDR von 1968. Elemente für Innovation?*, in: Jens-Feitje Dwers (Hg.), *Erinnerung an die Zukunft. Jenas Aufbruch in die Moderne. Anspruch und Scheitern einer komplexen Reform am Ende des NÖS*, Verlag Quer, Jena 2001, S. 72–84.
90. Buck-Bechler, Gertraude: *Die Idee der Hochschule in der DDR*, in: Peer Pasternack (Hg.), *DDR-bezogene Hochschulforschung. Eine thematische Eröffnungsbilanz aus dem HoF Wittenberg*, Beltz Verlag, Weinheim 2001, S. 13–30.
91. Buck-Bechler, Gertraude/Heidrun Jahn/Dirk Lewin: *Lehre und Studium*, in: Gertraude Buck-Bechler/Hans-Dieter Schaefer/Carl-Hellmut Wagemann (Hg.), *Hochschulen in den neuen Bundesländern. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1997, S. 421–536.
92. Buck-Bechler, Gertraude/Heidrun Jahn/Dirk Lewin/Irene Lischka: *Strukturen der Hochschullandschaft*, in: Gertraude Buck-Bechler/Hans-Dieter Schaefer/Carl-Hellmut Wagemann (Hg.), *Hochschulen in den neuen Bundesländern. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1997, S. 47–157.
93. Burkhardt, Anke: *Wissenschaftlerinnen – Stiefkinder der ostdeutschen „Hochschulerneuerung“?*, in: Beate Kraus (Hg.), *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*, Campus Verlag, Frankfurt a.M. 2000, S. 171–194.
94. Burkhardt, Anke: *Militär- und Polizeihochschulen in der DDR*, in: Peer Pasternack (Hg.), *DDR-bezogene Hochschulforschung*, Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, S. 109–140.
95. Burkhardt, Anke/Uta Schlegel: *Frauen an ostdeutschen Hochschulen – in den gleichstellungspolitischen Koordinaten vor und nach der Wende*, in: Edith Sauer/Margareth Lanzinger/Elisabeth Frysak: *Women’s Movements. Networks and Debates in post-communist Countries in the 19th and 20th Centuries*, Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2006, S. 79–102.
96. Fernandez Darraz, Enrique/Robert Reisz/Manfred Stock: *Organizational Survival in Private Higher Education in Chile, Germany, Romania and the United States*, in: Alina Bargoanu/Remus Procopie (Hg.), *Education, Research and Innovation. Policies and Strategies in the Age of Globalization*, National School of Political Studies and Public Administration 2008, S. 99–106.
97. Gellert, Claudius: *Julius Lohmann (1905–1919)*, in: Rolf Mantler (Hg.), *Stiftung Landheim Schondorf am Ammersee: Festschrift zum 100. Jubiläum des Landheims*.

- Bd. 1: Schondorfer Geschichte. Pädagogische Porträts. Julius Lohmann, Ernst Reisinger, Fritz Linn, Georg Reimann, Lipp Verlag, München 2005, S. 35–64.
98. Gibas, Monika/Peer Pasternack: *Sozialistisch behaust & bekunestet? Zur Botschaft und Sozialgeschichte des Hochschulbaus in der DDR*, in: dies. (Hg.), *Sozialistisch behaust & bekunestet. Hochschulen und ihre Bauten in der DDR*, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 1999, S. 7–25.
 99. Uwe Grelak/Peer Pasternack: *Konfessionell gebundene akademische Bildung und Forschung in der DDR*, in: Michael Klöcker/Udo Tworuschka (Hg.), *Handbuch der Religionen*, Olzog Verlag, München 2017 [i. Dr.].
 100. Hechler, Daniel: *Zeitgeschichte als Beruf*, in: Daniel Hechler/Jens Hüttmann/Ulrich Mählert/Peer Pasternack (Hg.), *Promovieren in der deutsch-deutschen Zeitgeschichte*. Handbuch, Metropol Verlag, Berlin 2009, S. 264–276.
 101. Hechler, Daniel/Peer Pasternack: *Zwischen Tradition und Reflexion. Wie die sachsen-anhaltischen Hochschulen ihre jüngere Geschichte aufarbeiten*, in: Peer Pasternack (Hg.), *Wissensregion Sachsen-Anhalt. Hochschulen, Bildung und Wissenschaft: Die Expertisen aus Wittenberg*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, S. 170–175.
 102. Hüttmann, Jens: *Das Gedächtnis der Generäle. Zum Frontwechsel deutscher Soldaten auf die ‚Siegerseite‘ der Geschichte*, in: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.), *Gedächtnispolitik. Eine kritische Zwischenbilanz*, Berlin 2003, S. 57–93.
 103. Hüttmann, Jens: *Deutungskonflikte über DDR-Geschichte aus Akteursperspektive*, in: Jens Hüttmann/Ulrich Mählert/Peer Pasternack (Hg.), *DDR-Geschichte vermitteln. Ansätze und Erfahrungen in Unterricht, Hochschullehre und politischer Bildung*, Metropol-Verlag, Berlin 2004, S. 185–200.
 104. Hüttmann, Jens: *„Wittenberg nach der Universität“*. *Zur Geschichte des Projekts*, in: Jens Hüttmann/Peer Pasternack (Hg.), *Wissensspuren. Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945*, Wittenberg 2004, S. 17–26.
 105. Hüttmann, Jens: *Das Wittenberger Stadtkirchenarchiv*, in: ebd., S. 106–108.
 106. Hüttmann, Jens: *So sah die DDR im Jahr 2000 einmal aus. Mutmaßungen über die Zukunft der SED-Diktatur in der Bundesrepublik vor 1989*, in: Susanne Muhle/Hedwig Richter/Juliane Schütterle (Hg.), *Die DDR im Blick, Ein zeithistorisches Lesebuch*, Metropol-Verlag, Berlin 2008, S. 221–227.
 107. Hüttmann, Jens: *„Kaderschmiede“ DDR-Forschung? Promovieren zur deutschen Zeitgeschichte – der Fall DDR*, in: Daniel Hechler/Jens Hüttmann/Ulrich Mählert/Peer Pasternack (Hg.), *Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte*. Handbuch, Metropol Verlag, Berlin 2009, S. 57–72.
 108. Hüttmann, Jens/Liselotte Hermes da Fonseca: *„Hitler ein zweites Mal erfunden“ – „Der Untergang“ als Untergang der Geschichte*, in: Michael Sturm (Hg.), *Erinnerungskultur in Deutschland*, Berlin 2005, S. 55–58.
 109. Hüttmann, Jens/Reinhard Kreckel/Peer Pasternack: *Wittenberg nach der Universität. Konstruktion von Geschichte als intergenerationelles Projekt*, in: Jens Hüttmann (Hg.), *Wittenberg nach der Universität*, Wittenberg 2002, S. 3–6.
 110. Hüttmann, Jens/Peer Pasternack: *Gut beraten promovieren*, in: Daniel Hechler/Jens Hüttmann/Ulrich Mählert/Peer Pasternack (Hg.), *Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte*. Handbuch, Metropol Verlag, Berlin 2009, S. 17–24.
 111. Kreckel, Reinhard: *Acht Thesen zum Stand historischer Reflexivität in Deutschland*, in: Jens Hüttmann/Ulrich Mählert/Peer Pasternack (Hg.), *DDR-Geschichte vermitteln. Ansätze und Erfahrungen in Unterricht, Hochschullehre und politischer Bildung*, Metropol-Verlag, Berlin 2004, S. 17–22.
 112. Kreckel, Reinhard/Sabine Schenk: *Full-Time or Part-Time? The Contradictory Integration of the East German Female Labour Force in Unified Germany*, in: Victor W.

- Marshall/Helga Krueger/Walter R. Heinz/Anil Verma (eds.), *Restructuring Work and the Life Course*, Toronto University Press, Toronto 2001, S. 159–179.
113. Laboda, Sergej: *Die Entwicklung des Hochschulwesens in Belarus in den 90er Jahren: „Back to the Future?“*, in: Ost-West Perspektiven. Eine Schriftenreihe des Promotionskollegs Ost-West, Bd. 1, Bochum 2002, S. 85–94.
 114. Laboda, Sergej: *Im Spannungsfeld zwischen dem alten „Erbe“ und neuen Impulsen. Die Entwicklung des Hochschulwesens in den 90er Jahren*, in: Forschungsstelle Osteuropa Bremen (Hg.), Gewinner und Verlierer postsozialistischer Transformationsprozesse. Beiträge für die 10. Brühler Tagung junger Osteuropa-Experten, Bremen 2002, S.129–132
 115. Lischka, Irene: *Hochschulzugang und Bildungsbeteiligung*, in: Gertraude Buck-Bechler/Hans-Dieter Schaefer/Carl-Hellmut Wagemann (Hg.), *Hochschulen in den neuen Bundesländern. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1997, S. 159–281.
 116. Martin, Kerstin: *Die DDR-bezogenen Bestände der HoF-Bibliothek*, in: Peer Pasternack (Hg.), *DDR-bezogene Hochschulforschung. Eine thematische Eröffnungsbilanz aus dem HoF Wittenberg*, Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, S. 307–311.
 117. Olbertz, Jan-Hendrik: *Hochschulpädagogik. Hintergründe eines „Transformationsverzichts“*, in: Adolf Kell/Jan-Hendrik Olbertz (Hg.), *Vom Wünschbaren zum Machbaren. Erziehungswissenschaft in den neuen Bundesländern*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1997, S. 246–284.
 118. Olbertz, Jan-Hendrik: *Die Universität Halle und die Franckeschen Stiftungen nach 1945*, in: Ralf T. Speler (Hg.), *Die Universität zu Halle und Franckens Stiftungen*, Halle 1998, S. 129–148.
 119. Olbertz, Jan-Hendrik: *Jugendbildung/Jugenderziehung (außerschulisch) in der DDR*, in: Georg Weißeno (Hg.), *Lexikon der politischen Bildung*, Bd. 2: Klaus-Peter Hufer (Hg.), *Außerschulische Jugend- und Erwachsenenbildung*, Wochenschau-Verlag, Schwalbach/Ts. 1999, S. 126–130.
 120. Olbertz, Jan-Hendrik: *Erwachsenenbildung in der DDR*, in: ebd., S. 63–67.
 121. Olbertz, Jan-Hendrik: *Erziehungswissenschaft im Transformationsprozeß. Gutachten*, in: Deutscher Bundestag (Hg.), *Enquête-Kommission „Überwindung der Folgen der SED-Diktatur im Prozeß der deutschen Einheit“* Bd. IV,1.: *Bildung, Wissenschaft, Kultur*, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2000, S. 917–956.
 122. Olbertz, Jan-Hendrik: *Die Universität Halle und die Franckeschen Stiftungen nach 1945*, in: Peer Pasternack (Hg.), *DDR-bezogene Hochschulforschung*, Beltz Verlag, Weinheim/ Basel 2001, S. 59–72.
 123. Olbertz, Jan-Hendrik: *Erziehungswissenschaft im Transformationsprozess*, in: ebd., S. 181–218.
 124. Olbertz, Jan-Hendrik: *Hochschulpädagogik. Hintergründe eines „Transformationsverzichts“*, in: ebd., S. 239–274.
 125. Olbertz, Jan-Hendrik/Angela Prager: *Altenbildung in Ostdeutschland vor und nach der Wende*, in: Susanne Becker/Ludger Veelken/Klaus Peter Wallraven (Hg.), *Handbuch Altenbildung. Theorien und Konzepte für Gegenwart und Zukunft*, Leske + Budrich, Opladen 2000, S. 125–140.
 126. Pasternack, Peer: *Demokratische Erneuerung und Kolonialisierung. Prüfung zweier Klischees*, in: Alfons Söllner/Ralf Walkenhaus (Hg.), *Ostprofile. Universitätsentwicklungen in den neuen Bundesländern*, Westdeutscher Verlag, Opladen/Wiesbaden 1998, S. 146–173.
 127. Pasternack, Peer: *Mehrdeutige Akten und eindeutige Beauskunftungen. Die Metamorphose des IM-Begriffs*, in: Jochen Zimmer (Hg.), *Das Gauck-Lesebuch. Eine Behörde abseits der Verfassung?*, Eichborn Verlag, Frankfurt a.M. 1998, S. 92–102.

128. Pasternack, Peer: *Intransparenz & Konfliktkarriere. Wie der Universität Leipzig nach dem Ende der DDR ihr Hochhaus abhanden kam*, in: Monika Gibas/Peer Pasternack (Hg.), *Sozialistisch behaut & bekunstatet. Hochschulen und ihre Bauten in der DDR*, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 1999, S. 177–186.
129. Pasternack, Peer: *Agenturen von Entinstitutionalisierungsprozessen und Institutionentransfer. Wissenschaftliche Zeitschriften in Ostdeutschland nach 1989*, in: Matthias Middell (Hg.), *Historische Zeitschriften im internationalen Vergleich*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 1999, S. 373–397.
130. Pasternack, Peer: *Die StuRa-StoRy. Studentische Interessenvertretung in Ostdeutschland seit 1989*, in: ders./Thomas Neie (Hg.), *stud. ost 1989–1999. Wandel von Lebenswelt und Engagement der Studierenden in Ostdeutschland*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2000, S. 28–53.
131. Pasternack, Peer: *Der ostdeutsche Transformationsfall. Hochschulerneuerung als Geschichte einer Komplexitätsreduktion*, in: Barbara M. Kehm/Peer Pasternack, *Hochschulentwicklung als Komplexitätsproblem. Fallstudien des Wandels*, Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, S. 13–32, S. 33–64.
132. Pasternack, Peer: *DDR-bezogene Hochschulforschung?*, in: ders. (Hg.), *DDR-bezogene Hochschulforschung. Eine thematische Eröffnungsbilanz aus dem HoF Wittenberg*, Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, S. 7–12.
133. Pasternack, Peer: *Sozialistisch behaut. Hochschulbau in der DDR*, in: ebd., S. 31–58.
134. Pasternack, Peer: *Von Organen zu Diskussionsangebotsunterbreitern. Die geistes- und sozialwissenschaftliche Zeitschriftenlandschaft in der DDR und in Ostdeutschland nach 1989*, in: ebd., S. 141–180.
135. Pasternack, Peer: *Die Reflexion der DDR-Wissenschaftsgeschichte in den Einzeldisziplinen. Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmuster*, in: ebd., S. 219–238.
136. Pasternack, Peer: *Transformationsbegleiterin und Transformationsgegenstand. Die ostdeutsche Hochschulforschung 1990–2000*, in: ebd., S. 275–292.
137. Pasternack, Peer: *Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1945–1994*, in: ebd., S. 73–108.
138. Pasternack, Peer: *Desintegration und Integration. Die Ost-Berliner Wissenschaft im vereinigten Berlin*, in: Stefan Bollinger/Ulrich van der Heyden/ Mario Keßler (Hg.), *Ausgrenzung oder Integration? Ostdeutsche Sozialwissenschaftler zwischen Isolierung und Selbstbehauptung*, trafo verlag dr. wolfgang weist, Berlin 2004, S. 85–115.
139. Pasternack, Peer: *Wissenschaft und Höhere Bildung in der Peripherie. Zur Einordnung des Falls Wittenberg*, in: Jens Hüttmann/Peer Pasternack (Hg.), *Wissensspuren. Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945*, Drei-Kastanien-Verlag, Wittenberg 2004, S. 26–54.
140. Pasternack, Peer: *Stadtgeschichtliches Museum – Städtische Sammlungen*, in: ebd., S. 209–221.
141. Pasternack, Peer: *Wissensnetze. Bildung und Wissenschaft in Wittenberg seit 1990*, in: ebd., S. 383–408.
142. Pasternack, Peer: *Die wissenschaftliche Elite der DDR nach 1989*, in: Hans-Joachim Veen (Hg.), *Alte Eliten in jungen Demokratien. Wechsel, Wandel und Kontinuität in Mittel- und Osteuropa*, Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2004, S. 121–148.
143. Pasternack, Peer: *Wozu die DDR lehren?*, in: Jens Hüttmann/Ulrich Mähler/Peer Pasternack (Hg.), *DDR-Geschichte vermitteln. Ansätze und Erfahrungen in Unterricht, Hochschullehre und politischer Bildung*, Metropol-Verlag, Berlin 2004, S. 163–184.

144. Pasternack, Peer: *Wissenschaftsumbau. Der Austausch der Deutungseliten*, in: Hannes Bahrman/Christoph Links (Hg.), *Am Ziel vorbei. Die deutsche Einheit – Eine Zwischenbilanz*, Chr. Links Verlag, Berlin 2005, S. 221–236.
145. Pasternack, Peer: *Das WIP als Geschichte einer Problemverschiebung (und ein Problemlösungsvorschlag)*, in: WIP-Kolloquium „Innovation durch Integration“ am 14.02.2006 im Senatssaal der HUB. Beiträge, o.O. o.J. [Berlin 2006], S. 23–26, URL http://www.gew-berlin.de/documents_public/060721_WIP_Tagung_Beitraege.pdf
146. Pasternack, Peer: *Hochschule in der DDR als Gegenstand von Forschung und Erinnerung. Die DDR-hochschulgeschichtliche Literatur seit 1990*, in: Uwe Hoßfeld/Tobias Kaiser/Heinz Mestrup (Hg.), *Hochschule im Sozialismus. Studien zur Friedrich-Schiller-Universität Jena (1945–1990)*, Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2007, S. 2.257–2.267.
147. Pasternack, Peer: *Demokratisierung der Hochschulen. Der Beitrag der Reformbewegung 1989/1990 in der DDR*, in: Andreas Keller/Sonja Staack (Hg.), *Innovation durch Partizipation. Steuerung der Hochschulen und Forschungseinrichtungen im 21. Jahrhundert*, W. Bertelsmann Verlag, Bielefeld 2009, S. 41–49.
148. Pasternack, Peer: *Erfolge und andere Resultate. Der ostdeutsche Wissenschaftsumbau von seinem Ende her betrachtet*, in: Jürgen Kocka/Corina Weber/Jörg von Bilavsky (Hg.), *Wissenschaft und Wiedervereinigung. Bilanz und offene Fragen. Dokumentation des Symposiums im Rahmen des Wissenschaftsjahres „Forschungsexpedition Deutschland“*, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin 2010, S. 61–68.
149. Pasternack, Peer: *Maximalinvasiv. Die Charité 1989ff.*, in: Rainer Herr/Laura Hottenrott (Hg.), *Die Charité zwischen Ost und West 1945–1992. Zeitzeugen erinnern sich*, Bebra Verlag, Berlin 2010, S. 61–73.
150. Pasternack, Peer: *Erneuerung durch Anschluss? Der ostdeutsche Fall ab 1990*, in: Michael Grüttner/Rüdiger Hachtmann/Konrad H. Jarausch/Jürgen John/ Matthias Middell (Hg.), *Gebrochene Wissenschaftskulturen. Universität und Politik im 20. Jahrhundert*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2010, S. 309–326.
151. Pasternack, Peer: *Reformprozess an ostdeutschen Universitäten/Reform Process at East German Universities*, in: German Historical Institute Washington (Hg.), *Deutsche Geschichte in Dokumenten und Bildern. Bd. X: Ein Deutschland in Europa (1989–2009). Dokumente: Die Reform von Schulen und Universitäten/German History in Documents and Images. Vol. X: One Germany in Europe (1989–2009). Documents: Reforming Schools and Universities*, Washington 2011, URL http://www.germanhistorydocs.ghi-dc.org/pdf/deu/Chapter13_doc3.pdf/; <http://www.germanhistorydocs.ghi-dc.org/pdf/eng/Ch13Doc03final.pdf>
152. Pasternack, Peer: *Modell Halle-Neustadt*, in: Knut Mueller (Hg.), *Vom Gummiblatt zum Weltniveau. HP-Schalenbauweise in Halle-Neustadt als Vorreiter der Ostmoderne [Ausstellungskatalog]*, o.O. o.J. [Halle (Saale) 2014], o.S.
153. Pasternack, Peer: *Völkerfreundschaft*, in: B. Reiter (Hg.), *Krisengebiete. Dr. B. Reiters Lexikon des philosophischen Alltags*, J.B. Metzler Verlag, Stuttgart 2016, S. 139–143.
154. Pasternack, Peer: *Die DDR-Gesellschaftswissenschaften als politisch-epistemisches Ereignis. Eine Auswertung des seit 1990 publizierten Schrifttums*, in: Wolfgang Krohn/Uta Eichler/Ruth Peuckert (Hg.), *Formendes Leben, Formen des Lebens: Philosophie – Wissenschaft – Gesellschaft. Festschrift für Reinhard Mocek zum 80. Geburtstag*, Hallescher Verlag, Halle (Saale) 2016, S. 131–152.
155. Pasternack, Peer: *25 Jahre Aufarbeitung, Erforschung und Dokumentation der akademischen Medizin in der DDR. Sichtachsen durch ein Literaturfeld*, in: *die hochschule* 2/2016, S. 127–146.

156. Pasternack, Peer: *Mitteilungen über ein philosophisches Nachleben. Die seit 1990 erschienene Literatur zur DDR-Philosophie*, in: Hans-Christoph Rauh, Philosophie aus einer abgeschlossenen Welt. Beiträge zur Geschichte der DDR-Philosophie und ihrer Institutionen, Christoph Links Verlag, Berlin 2017 [i.Dr.].
157. Pasternack, Peer/Katja Schulze: *Die DDR als Gegenstand der Lehre an deutschen Hochschulen. Ein Projektbericht*, in: Peer Pasternack (Hg.), DDR-bezogene Hochschulforschung. Eine thematische Eröffnungsbilanz aus dem HoF Wittenberg, Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, S. 293–306.
158. Pasternack, Peer/Carsten von Wissel: *Programmatische Konzepte der Hochschulentwicklung in Deutschland seit 1945*, in: Hans-Böckler-Stiftung (Hg.), Expertisen für die Hochschule der Zukunft. Demokratische und soziale Hochschule, Verlag Julius Klinkhardt, Bad Heilbrunn 2012, S. 21–72.
159. Reisz, Robert D.: *Hochschulbildung in Rumänien nach 1990*, in: Gabriele Gorzka (Hg.), Transformation der Wissenschaften in Mittel- und Osteuropa. Polen, Rumänien, Russland, Slowakei, Tschechien, Ungarn, Kassel University Press, Kassel 2003, S. 157–192.
160. Schlegel, Uta: *Helmut Steiner und die Frauen*, in: Walter Friedrich (Hg.), Soziologie und Gesellschaft. Ein widerspruchsvolles Verhältnis, R.-Luxemburg-Stiftung Sachsen, Leipzig 2002, S. 141–150.
161. Schlegel, Uta: *Lebenszusammenhänge der DDR-Mädchen und Frauen zum Zeitpunkt der Wende*, in: Dokumentation der Ausstellung „Mutter sorg‘ dich nicht. Hier ist alles in Ordnung. Alltägliches aus 1989“, Leipzig 2009, S. 9ff und 53ff.
162. Schlegel, Uta/Anke Burkhardt: *Frauen an ostdeutschen Hochschulen – in den gleichstellungspolitischen Koordinaten vor und nach der Wende*, in: Edith Sauer/Margareth Lanzinger/Elisabeth Frysak (eds.), Women’s Movements. Networks and Debates in post-communist Countries in the 19th and 20th Centuries, Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2006, S. 79–102.
163. Schulze, Henning: *Bericht über das 11. Stipendiatenkolloquium der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur vom 14.–16.4.2011*, http://www.stiftung-aufarbeitung.de/uploads/pdf-2011/va14042011_bericht.pdf
164. Schulze, Henning: *„... Glücklichein für jeden“. Überlegungen zum Ideenhaushalt der sozialistischen Stadt*, in: Marcus Böick/Anja Hertel/Franziska Kuschel (Hg.), Aus einem Land vor unserer Zeit. Eine Lesereise durch die DDR-Geschichte, Metropol Verlag, Berlin 2012, S. 57–66.
165. Schulze, Henning: *Die Neue Stadt von Gestern. Halle-Neustadt im Ost-West-Vergleich*, in: Horch und Guck 77 (3/2012), S. 32–35.
166. Stock, Manfred: *Wandel der Hochschulbildung und gesellschaftliche Entwicklung seit 1950*, in: Peer Pasternack, HoF-Report 2006–2010. Forschung, Nachwuchsförderung und Wissenstransfer am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg, Halle-Wittenberg 2011, S. 30–35.

Rezensionen und unselbstständige Bibliografien

1. Bloch, Roland: *Rez. zu: Herbert Gottwald/Michael Ploenus (Hg.), Aufbruch – Umbruch – Neubeginn. Die Wende an der Friedrich-Schiller-Universität Jena 1988 bis 1991, Rudolstadt/Jena 2002*, in: Deutschland Archiv 3/2004, S. 33–35.
2. Grelak, Uwe/Peer Pasternack: *Annotierte Bibliografie der selbstständigen Publikationen 1990–2016*, in: dies., Theologie im Sozialismus. Konfessionell gebundene Institutionen akademischer Bildung und Forschung in der DDR. Eine Gesamtübersicht, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, S. 267–323.

3. Grelak, Uwe/Peer Pasternack: *Konfessionell gebundene Institutionen akademischer Bildung und Forschung in der DDR. Bibliografie der Artikelpublikationen 1990–2016*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2016, 59 S.; URL <http://www.hof.uni-halle.de/web/dateien/pdf/Einzelartikel-Bibliographie-KoBi-ab-1990-Tertiaer.pdf>
4. Hechler, Daniel: *Rez. zu Michael Ploenus: „...so wichtig wie das tägliche Brot“*. Das Jenaer Institut für Marxismus-Leninismus 1945–1990, Köln/ Weimar/Wien 2007, in: die hochschule 2/2010, S. 185–187.
5. Hechler, Daniel/Peer Pasternack: *Bibliografische Dokumentation*, in: dies., Künstlerische Hochschulen in der DDR. 25 Jahre zeithistorische Aufklärung 1990–2015, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, S. 69–133.
6. Hechler, Daniel/Peer Pasternack: *Annotierte Bibliografie*, in: Peer Pasternack, DDR-Gesellschaftswissenschaften post mortem: 25 Jahre Nachleben. Zwischenfazit und Bibliografie 1990–2015, BWV Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, S. 241–584.
7. Hüttmann, Jens: *Rez. zu: Konrad H. Jarausch/Martin Sabrow (Hg.), Die historische Meisterezählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945* Göttingen 2002, in: Archiv für Sozialgeschichte 43(2003), auch unter <http://library.fes.de/fulltext/afs/htmrez/80441.htm>
8. Hüttmann, Jens: *Rez. zu: Gedenkstätte Deutscher Widerstand (Hg.), Gegen Diktatur. Demokratischer Widerstand in Deutschland 1933–1945/1945–1989*, URL <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/type=rezwww&id=51>; gekürzt auch in: Gegen Vergessen/Für Demokratie Nr. 42, Oktober 2004, S. 44–46.
9. Hüttmann, Jens: *Rez. zu Ilko-Sascha Kowalczuk: Geist im Dienste der Macht. Hochschulpolitik in der SBZ/DDR 1945 bis 1961*, Berlin 2003, in: die hochschule 1/2006, S. 192–196.
10. Hüttmann, Jens: *Rez. zu Hermann Weber/Gerda Weber: Leben nach dem „Prinzip links“. Erinnerungen aus fünf Jahrzehnten*, Berlin 2006, in: H-Soz-u-Kult, 15.4.2007, URL <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2007-2-030>
11. Kohls, Rosemarie/Kerstin Martin: *Bibliographie Gertraude Buck-Bechler*, in: HoF-Berichte Sonderheft 2000, S. 21–24.
12. Lenhardt, Gero: *Rez. zu David John Frank/Jay Gabler: Reconstructing the University. Worldwide Shifts in Academia in the 20th Century*. Stanford/ca. 2006, in: die hochschule 2/2006, S. 179–182.
13. Lischka, Irene: *Rez. zu Ingrid Miethe: Bildung und soziale Ungleichheit in der DDR. Möglichkeiten und Grenzen einer gegenprivilegierenden Bildungspolitik*, Opladen 2007, in: die hochschule. 2/2007 S. 193–198.
14. Pasternack, Peer: *Annotierte Bibliographie: Hochschule & Kirche, Theologie & Politik in der DDR und Ostdeutschland. Erscheinungszeitraum Herbst 1989–1996*, in: ders. (Hg.), Hochschule & Kirche. Theologie & Politik. Besichtigung eines Beziehungsgeflechts in der DDR, Berliner Debatte Wissenschaftsverlag, Berlin 1996, S. 361–397.
15. Pasternack, Peer: *Philosophie & Philosophen in der DDR. Philosophie in Ostdeutschland nach 1989. Bibliographie für den Erscheinungszeitraum 1990–1998*, in: ders. (Hg.), Eine nachholende Debatte. Der innerdeutsche Philosophenstreit 1996/97, Leipzig 1998, S. 195–230.
16. Pasternack, Peer: *Rez. zu Rainer Land/Ralf Possekel: Fremde Welten. Die gegensätzliche Deutung der DDR durch SED-Reformer und Bürgerbewegung in den 80er Jahren*, Berlin 1998, in: hochschule ost 3-4/1999, S. 357–360.
17. Pasternack, Peer: *Rez. zu Gertraude Buck-Bechler/Hans-Dieter Schaefer/Carl-Hellmut Wagemann (Hg.): Hochschulen in den neuen Bundesländern der Bundesrepub-*

- lik Deutschland. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung, Weinheim 1997, in: Deutschland Archiv 2/1999, S. 324–325.
18. Pasternack, Peer: *Rez. zu Jürgen Kocka/Renate Mayntz (Hg.): Wissenschaft und Wiedervereinigung. Disziplinen im Umbruch, Berlin 1998*, in: Das Hochschulwesen 1/2001, S. 36–37.
 19. Pasternack, Peer: *Studierende in Ostdeutschland 1989–1999. Bibliographie*, in: ebd., S. 425–453.
 20. Pasternack, Peer: *Wissenschaft und Hochschulbildung in Leipzig 1945–1995. Annotierte Bibliographie für den Erscheinungszeitraum 1990–2000*, in: Stadtgeschichtliches Museum Leipzig (Hg.), Leipziger Kalender 2001, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 2001, S. 293–330.
 21. Pasternack, Peer: *Akademische Medizin in der SBZ, DDR und Ostdeutschland 1945–2000. Annotierte Bibliographie für den Erscheinungszeitraum 1990–2000*, in: Würzburger medizinhistorische Mitteilungen 2001, Würzburg 2001, S. 381–398.
 22. Pasternack, Peer: *Annotierte Bibliografie: Wissenschaftstransformation in Ost-Berlin 1989 ff.*, in: Roland Bloch/Peer Pasternack: *Die Ost-Berliner Wissenschaft im vereinigten Berlin. Eine Transformationsfolgenanalyse*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Wittenberg 2004, S. 95–114.
 23. Pasternack, Peer: *Bibliografie: Wissenschaft & Hochschule in Osteuropa von 1945 bis zur Gegenwart [annotierte Bibliographie]*, in: hochschule ost bzw. (seit 2002) die hochschule, durchgehend in jedem Heft von 1997–2005.
 24. Pasternack, Peer: *Rez. zu Sven Vollrath: Zwischen Selbstbestimmung und Intervention. Der Umbau der Humboldt-Universität 1989–1996, Berlin 2009*, in: die hochschule 2/2009, S. 193–196.
 25. Pasternack, Peer: *Rez. zu Sven Vollrath: Zwischen Selbstbestimmung und Intervention. Der Umbau der Humboldt-Universität 1989–1996, Berlin 2009/Dieter Segert: Das 41. Jahr. Eine andere Geschichte der DDR, Wien/Köln/Weimar 2008*, in: Deutschland Archiv 5/2009, S. 938–942.
 26. Pasternack, Peer: *Akademische Medizin in der SBZ, DDR und Ostdeutschland. Annotierte Bibliografie für den Erscheinungszeitraum 2001–2010 incl. Nachträge für 1990–2000*, in: Würzburger medizinhistorische Mitteilungen 2011, Königshausen & Neumann, Würzburg 2011, S. 246–286.
 27. Pasternack, Peer: *Halle-Neustadt-Bibliografie*, in: Peer Pasternack u.a., 50 Jahre Streitfall Halle-Neustadt. Idee und Experiment. Lebensort und Provokation, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2014, S. 565–588.
 28. Pasternack, Peer: *Annotierte Bibliografie der selbstständigen Publikationen und Grauen Literatur 1990–2014*, in: Peer Pasternack, *Akademische Medizin in der DDR. 25 Jahre Aufarbeitung 1990–2014*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, S. 113–272.
 29. Pasternack, Peer: *Annotierte Bibliografie: Wissenschaftspolitik und Wissenschaftsentwicklung in Sachsen-Anhalt 1990–2015*, in: ders., 25 Jahre Wissenschaftspolitik in Sachsen-Anhalt: 1990–2015, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2016, S. 63–86.
 30. Pasternack, Peer/Daniel Hechler: *Bibliografie: Wissenschaft & Hochschule in Ostdeutschland von 1945 bis zur Gegenwart [annotierte Bibliografie]*, in: die hochschule, fortlaufend und durchgehend in jedem Heft seit 2002.
 31. Schlegel, Uta: *Rez. zu M. Brussig/F. Ettrich/R. Kollmorgen (Hg.), Konflikt und Konsens. Transformationsprozesse in Ostdeutschland, Opladen 2003*, in: socialnet, URL: http://www.Social-net.de/rezensionen/0308brussigua_schlegel.html

Verzeichnis der Übersichten

Übersicht 1:	Gründungsurkunde des HUB-Instituts für Hochschulpolitik	12
Übersicht 2:	Gründungsurkunde des Zentralinstituts für Hochschulbildung.....	13
Übersicht 3:	Hauptsitz des ZHB am Aristotelessteig in Berlin-Karlshorst	17
Übersicht 4:	Die Buchveröffentlichungen der Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst	20
Übersicht 5:	Der institutionelle Weg zum Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg	22
Übersicht 6:	Die zeithistorischen HoF-Aktivitäten 1996–2016 im Überblick	29
Übersicht 7:	Studenten pro 10.000 Einwohner in Osteuropa und in Westeuropa	34
Übersicht 8:	Synopse der programmatischen Hochschulkonzepte in Stichworten	38
Übersicht 9:	Die deutsch-deutsche Wissenschaftsentwicklung der Nachkriegsjahrzehnte in Stichworten	54
Übersicht 10:	Entwicklung der Fächerproportionen 1950–2002	57
Übersicht 11:	Szenarioberechnung des Anteils der hochschulabschlussadäquaten Positionen in Relation zum Absolventenwachstum	61
Übersicht 12:	Typologie der wissenschaftlichen Fachzeitschriften in der DDR	70
Übersicht 13:	Überlebenswahrscheinlichkeiten von Hochschulen in den USA und Deutschland	73
Übersicht 14:	Themenspektrum der SWR-Publikationen: exemplarische Titel	77
Übersicht 15:	Reformimmanente Gesamtbewertungen der Hochschulreformergebnisse	82
Übersicht 16:	Risikofaktoren von Hochschulreformen.....	83
Übersicht 17:	Zeitgeschichtliche Organisationsbiografie einer Hochschule: Inhalte.....	86
Übersicht 18:	Instrumente der zeitgeschichtlichen Selbstaufklärung von Hochschulen, gegliedert nach Kostenaufwand	88
Übersicht 19:	Julius Lohmann als Unterrichtender	99
Übersicht 20:	Allgemeine Grundsätze der Lohmannschen Pädagogik (Auszüge).....	100
Übersicht 21:	Konfessionell gebundenes Bildungswesen in der DDR im Überblick	108
Übersicht 22:	Werkstatttage in der Halle-Neustädter Kirche, Frühjahr 1980.....	114
Übersicht 23:	Eingangsseite der OA-Homepage	115
Übersicht 24:	Ideenhaushalt Halle-Neustadts.....	122
Übersicht 25:	Stadtwappen Halle-Neustadt.....	123
Übersicht 26:	1990–2015 quantitativ herausgehoben behandelte Themen und Forschungsfelder	130
Übersicht 27:	Anzahl der 1990-2015 erschienenen selbstständigen Publikationen zu einzelnen Personen, Themen, Debatten und Forschungsfeldern der in der DDR betriebenen Philosophie.....	139
Übersicht 28:	Publikationen zur DDR-Philosophie in der Matrix „Politische System-Affinität“ / „Philosophiehaltigkeit“	141
Übersicht 29:	Konfessionell gebundene Institutionen akademischer Bildung und Forschung in der DDR	143
Übersicht 30:	Saniertes Hauptportal der Franckeschen Stiftungen 2009.....	154
Übersicht 31:	Zentrale Daten zur Entwicklung der Soziologie in Halle.....	157
Übersicht 32:	Soziologische Aktivitäten an der Universität Halle-Wittenberg zwischen 1945 und 1990	158
Übersicht 33:	Stellenplan der Offiziershochschulen der NVA-Teilstreitkräfte und der Grenztruppen 1985.....	172
Übersicht 34:	Polizeifachliche Hochschulausbildung von Angehörigen der Mdl-Organen Deutsche Volkspolizei, Feuerwehr und Strafvollzug 1981–1985	173

Übersicht 35: Aufarbeitungsintensitäten nach Hochschulen (selbstständige Publikationen 1990–1915).....	177
Übersicht 36: Die Namen künstlerischer Hochschulen mit zeitgeschichtlichen Bezügen	179
Übersicht 37: Helmut Brade im Januar 2015 bei der Eröffnung der Ausstellung „Die hundert besten Plakate der Burg“, in der er selbst mit zahlreichen Werken vertreten war	181
Übersicht 38: Aufarbeitungsintensitäten im Zeitverlauf	186
Übersicht 39: Die Aufarbeitungs- und Publikationsaktivitäten nach Fächern	189
Übersicht 40: Zentrale Ereignisse und Konflikte an der Leipziger und der Humboldt- Universität 1990–1995	204
Übersicht 41: Vereine der Zweiten Wissenschaftskultur mit Sitz in Berlin (2003)	227
Übersicht 42: Konjunkturkurve des DDR-Themas im Lehrangebot deutscher Universitäten	245
Übersicht 43: Lehrangebote zur DDR nach	245
Übersicht 44: Aufmerksamkeitsverteilung für die Phasen der DDR-Geschichte in Forschung und Lehre an deutschen Universitäten 1990–2002	249
Übersicht 45: Die zehn wichtigsten DDR-Bücher aus Sicht der DDR-Forschungsakteure (2003)	252
Übersicht 46: Thematische Schwerpunkte der Promotionsprojekte zur DDR 2000–2007	255
Übersicht 47: Ausgewählte Referenten der rahmenden Vorträge auf den Promovierendentagen.....	257
Übersicht 48: Eingangsseite der Homepage zu den Promovierendentagen	258
Übersicht 49: Zeitgeschichtliche Bezüge in den Internet-Selbstdarstellungen der ostdeutschen Universitäten (2009/2010).....	261

Autorinnen und Autoren

Roland Bloch, Dr. rer. pol., Studium der Politikwissenschaft, Philosophie und Amerikanistik in Leipzig. 2004–2014 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Seither am Institut für Soziologie der Universität Halle-Wittenberg. eMail: roland.bloch@soziologie.uni-halle.de

Sebastian Bonk, Studium der Geschichtswissenschaft und Soziologie in Halle (Saale), 2012–2014 freier Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Seit 2015 Promotionsstudent an der Professur für Neuere Kirchengeschichte der Universität Halle-Wittenberg. eMail: sebastian.bonk@student.uni-halle.de

Falk Bretschneider, Dr. phil., Studium der Geschichte in Leipzig und Aix-en-Provence, seit 2008 Assistenzprofessor (Maître de conférences) an der École des hautes études en sciences sociales Paris, seit 2009 auch Direktor des deutsch-französischen Programms der Maison des sciences de l'homme Paris. eMail: bretschn@ehess.fr; <http://www.falk-bretschneider.eu>

Gertraude Buck-Bechler, Prof. Dr., Studium der Mathematik, Physik und Pädagogik in Jena. Seit 1960 in der Hochschulpädagogik und Bildungsforschung tätig, von 1996 bis 2000 am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF).

Anke Burkhardt, Dr. oec., Studium der Agrarwissenschaften in Berlin, seit 1980 in der Hochschulforschung tätig, seit 1999 am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). eMail: anke.burkhardt@hof.uni-halle.de

Christin Fischer, Dipl.-Soz., Studium der Soziologie und Psychologie in Halle und Tours. Dann wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Interdisziplinären Forschungsgruppe Palliativmedizin am Uniklinikum Freiburg der Albert-Ludwigs-Universität. Jetzt Studienadministratorin an der Universität Basel. eMail: Christin.Fischer@unibas.ch

Claudius Gellert, Prof. Dr., Studium der Soziologie, Philosophie und Psychologie in München, Frankfurt und Sussex. Nach Lehr- und Forschungstätigkeiten u.a. an den Universitäten München, Florenz (EUI), Klagenfurt, Reading (England) sowie am Staatsinstitut für Hochschulforschung München, 2004-2006 am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF), dann bei der Illuminate Consulting Group San Diego, USA, im Bereich Wissenschaftsberatung. Jetzt im Ruhestand.

Uwe Grelak M.A., Studium der Germanistik, Philosophie und Biologie in Leipzig. 2007 Gründung der Agentur Argwohn und selbstständig tätig, parallel seit 2011 freier Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). eMail: uwe.grelak@hof.uni-halle.de

Daniel Hechler M.A., Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und Philosophie in Leipzig, seit 2002 studentischer und 2007–2010 Wissenschaftlicher Mitarbeiter,

seit 2011 Forschungsreferent am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Redakteur der Zeitschrift „die hochschule“. eMail: daniel.hechler@hof.uni-halle.de

Jens Hüttmann, Dr. phil., Studium der Politikwissenschaft und Soziologie in Leipzig, 2001–2007 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Seit 2008 bei der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur. Dort seit 2009 Leiter des Arbeitsbereichs schulische Bildungsarbeit. eMail: j.huettmann@stiftung-aufarbeitung.de

Johannes Keil, Dr. phil., Studium der Politikwissenschaft, Geschichte sowie des öffentlichen und europäischen Rechts in München, Hamburg, Liège (Belgien) und Trier. 2010–2014 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) und Promovend am Bereich Universitätsgeschichte der Humboldt-Universität. 2015 Gründung von Marpha Consulting Berlin mit Schwerpunkt Social Media Strategien. eMail: jke@marpha-consulting.de

Florian Key, Studium der Geschichtswissenschaft und Soziologie in Halle (Saale). 2012–2014 freier Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Seit 2015 Mitarbeiter bei der Landesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen Mecklenburg-Vorpommern. eMail: f.key@lstu.mv-regierung.de

Helmut Köhler, Dr. phil., Bildungsstatistiker und -ökonom, bis 2005 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, verstorben 2012.

Sergej Laboda, Dipl.-Päd. und MBA, 2001–2002 DAAD-Stipendiat am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF), heute tätig als Programmkoordinator beim Förderprogramm Belarus in der Repräsentanz Minsk der Internationales Bildungs- und Begegnungswerk gGmbH (IBB) Dortmund. eMail: laboda@ibb.by

Kerstin Martin, Dipl.-Bibliothekarin, Studium des Wissenschaftlichen Bibliothekswesens. Seit 1996 Leiterin des Fachinformationsservice des Instituts für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). eMail: kerstin.martin@hof.uni-halle.de

Jan-Hendrik Olbertz, Prof. Dr., Studium der Erziehungswissenschaften, Germanistik und Musikwissenschaft in Greifswald und Halle (Saale), 1992–2002 Professor für Erwachsenenpädagogik an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, 1996–2000 Direktor des Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF), 2000–2002 Direktor der Franckeschen Stiftungen Halle (Saale), 2002–2010 Kultusminister des Landes Sachsen-Anhalt, 2010–2014 Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin. eMail: olbertz@hu-berlin.de

Peer Pasternack, Prof. Dr., Studium der Politikwissenschaft in Leipzig, seit 1996 am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF), seit 2004 dessen Forschungsdirektor bzw. Direktor. Herausgeber der Zeitschrift „die hochschule“. eMail: peer.pasternack@hof.uni-halle.de. Netz: www.peer-pasternack.de

Robert D. Reisz, Prof. Dr., Studium der Mathematik und Informatik in Timisoara (Rumänien), seit 2009 Professor für Sozialstatistik an der West Universität Timisoara, 2002–2013 Projektmitarbeiter bzw. Research Fellow am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). eMail: reisz@info.uvt.ro

Antje Schober M.A., Studium der Kulturwissenschaft in Leipzig, 2004–2005 studentische Mitarbeiterin am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF).

Henning Schulze M.A., Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Religionswissenschaft in Leipzig. 2006–2013 Projektmitarbeiter am Institut für Hochschulforschung (HoF). Aktuell als Bildungsmanager in und zwischen Kairo, Leipzig und Berlin tätig. eMail: henning.schulze@ml1.net

Manfred Stock, Prof. Dr., Studium der Soziologie und Wirtschaftswissenschaften in Halle (Saale), 2003–2013 Projektleiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF), seit 2014 Professor für Bildungssoziologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und Senior Fellow am HoF. eMail: manfred.stock@soziologie.uni-halle.de

Carsten von Wissel, Dr. phil., Studium der Politikwissenschaft in Berlin. 2008–2010 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). Seither am Institut für Sozialinnovation Berlin (ISInova). eMail: carsten.vonwissel@isinova.org

Gerhard Wünscher, Dr. rer. nat., Studium der Physik in Ilmenau und postgraduales Studium Biomathematik/Informatik. 1978–1990 Abteilungsleiter Informationsverarbeitung und Modellierung am Arbeitshygienischen Zentrum Leuna, 1991–2012 Leitender Mitarbeiter im sachsen-anhaltischen Wissenschaftsministerium, parallel 2008–2010 und 2013–2014 Geschäftsführer des WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt. Seit 2014 Senior Fellow am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). eMail: gerhard.wuenscher@hof.uni-halle.de

Steffen Zierold, Dipl.-Soz., Studium der Soziologie in Halle (Saale). Seit 2011 wissenschaftlicher Mitarbeiter bzw. Forschungsreferent am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF). eMail: steffen.zierold@hof.uni-halle.de

Schriftenreihe „Hochschul- und Wissenschaftsforschung Halle-Wittenberg“

Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid: *Mission, die dritte. Die Vielfalt jenseits hochschulischer Forschung und Lehre: Konzept und Kommunikation der Third Mission*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2017, 274 S.

Uwe Grelak / Peer Pasternack: *Theologie im Sozialismus. Konfessionell gebundene Institutionen akademischer Bildung und Forschung in der DDR. Eine Gesamtübersicht*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 327 S.

Peer Pasternack: *20 Jahre HoF. Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg 1996–2016: Vorgeschichte – Entwicklung – Resultate*, BWV – Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 273 S.

Peer Pasternack / Isabell Maue: *Die BFI-Policy-Arena in der Schweiz. Akteurskonstellation in der Bildungs-, Forschungs- und Innovationspolitik*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, Tobias Kolasinski und Henning Schulze, BWV Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 327 S.

Peer Pasternack: *Die DDR-Gesellschaftswissenschaften post mortem: Ein Vierteljahrhundert Nachleben (1990–2015). Zwischenfazit und bibliografische Dokumentation*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, BWV Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 613 S.

Peer Pasternack: *Die Teilakademisierung der Frühpädagogik. Eine Zehnjahresbeobachtung*, unter Mitwirkung von Jens Gillessen, Daniel Hechler, Johannes Keil, Karsten König, Arne Schildberg, Christoph Schubert, Viola Strittmatter und Nurdin Thielemann, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 393 S.

Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Künstlerische Hochschulen in der DDR. 25 Jahre zeithistorische Aufklärung 1990–2015: Eine Auswertung mit bibliografischer Dokumentation*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 146 S.

Justus Henke / Peer Pasternack / Steffen Zierold (Hg.): *Schaltzentralen der Regionalentwicklung: Hochschulen in Schrumpfungregionen*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 330 S.

Peer Pasternack: *Akademische Medizin in der DDR. 25 Jahre Aufarbeitung 1990–2014*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2015, 274 S.

Roland Bloch / Monique Lathan / Alexander Mitterle / Doreen Trümpler / Carsten Würmann: *Wer lehrt warum? Strukturen und Akteure der akademischen Lehre an deutschen Hochschulen*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 274 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Wissensregion Sachsen-Anhalt. Hochschule, Bildung und Wissenschaft: Die Expertisen aus Wittenberg*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 225 S.

Johannes Keil: *Und der Zukunft zugewandt? Die Weiterbildung an der Humboldt-Universität zu Berlin 1945-1989*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 358 S.

Uwe Grelak / Peer Pasternack: *Die Bildungs-IBA. Bildung als Ressource im demografischen Wandel: Die Internationale Bauausstellung „Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010“*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 504 S.

Romy Hilbrich / Karin Hildebrandt / Robert Schuster (Hg.): *Aufwertung von Lehre oder Abwertung der Professur? Die Lehrprofessur im Spannungsfeld von Lehre, Forschung und Geschichte*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 330 S.

Reinhard Kreckel / Karin Zimmermann: *Hasard oder Laufbahn. Akademische Karrierestrukturen im internationalen Vergleich*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2014, 277 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Jenseits der Metropolen. Hochschulen in demografisch herausgeforderten Regionen*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2013, 571 S.

Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Traditionsbildung, Forschung und Arbeit am Image. Die ostdeutschen Hochschulen im Umgang mit ihrer Zeitgeschichte*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2013, 505 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulen nach der Föderalismusreform*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2011, 368 S.

- Peer Pasternack (Hg.): *Relativ prosperierend. Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen: Die mitteldeutsche Region und ihre Hochschulen*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2010, 547 S.
- Eva Bosbach: *Von Bologna nach Boston? Perspektiven und Reformansätze in der Doktorandenausbildung anhand eines Vergleichs zwischen Deutschland und den USA*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2009, 182 S.
- Roland Bloch: *Flexible Studierende? Studienreform und studentische Praxis*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2009, 336 S.
- Reinhard Kreckel (Hg.): *Zwischen Promotion und Professur. Das wissenschaftliche Personal in Deutschland im Vergleich mit Frankreich, Großbritannien, USA, Schweden, den Niederlanden, Österreich und der Schweiz*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2008, 400 S.
- Anke Burkhardt (Hg.): *Wagnis Wissenschaft. Akademische Karrierewege und das Fördersystem in Deutschland*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2008, 691 S.
- Peer Pasternack (Hg.): *Stabilisierungsfaktoren und Innovationsagenturen. Die ostdeutschen Hochschulen und die zweite Phase des Aufbau Ost*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2007, 471 S.
- Robert D. Reisz / Manfred Stock: *Inklusion in Hochschulen. Beteiligung an der Hochschulbildung und gesellschaftlichen Entwicklung in Europa und in den USA (1950-2000)*. Lemmens Verlag, Bonn 2007, 148 S.
- Peer Pasternack: *Qualität als Hochschulpolitik? Leistungsfähigkeit und Grenzen eines Policy-Ansatzes*. Lemmens Verlag, Bonn 2006, 558 S.
- Anke Burkhardt / Karsten König (Hg.): *Zweckbündnis statt Zwangsehe: Gender Mainstreaming und Hochschulreform*. Lemmens Verlag, Bonn 2005, 264 S.
- Reinhard Kreckel: *Vielfalt als Stärke. Anstöße zur Hochschulpolitik und Hochschulforschung*. Lemmens Verlag, Bonn 2004, 203 S.
- Irene Lischka / Andrä Wolter (Hg.): *Hochschulzugang im Wandel? Entwicklungen, Reformperspektiven und Alternativen*. Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, 302 S.
- Jan-Hendrik Olbertz / Peer Pasternack / Reinhard Kreckel (Hg.): *Qualität – Schlüsselfrage der Hochschulreform*. Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, 341 S.
- Barbara M. Kehm / Peer Pasternack: *Hochschulentwicklung als Komplexitätsproblem. Fallstudien des Wandels*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 2001, 254 S.
- Peer Pasternack (Hg.): *DDR-bezogene Hochschulforschung. Eine thematische Eröffnungsbilanz aus dem HoF Wittenberg*. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 2001, 315 S.
- Peter Altmiks (Hg.): *Gleichstellung im Spannungsfeld der Hochschulfinanzierung*. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 2000, 107 S.
- Peer Pasternack: *Hochschule & Wissenschaft in SBZ / DDR / Ostdeutschland 1945-1995. Annotierte Bibliographie für den Erscheinungszeitraum 1990-1998*. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 567 S.
- Jan-Hendrik Olbertz / Peer Pasternack (Hg.): *Profilbildung – Standards – Selbststeuerung. Ein Dialog zwischen Hochschulforschung und Reformpraxis*, hrsg. unt. Mitarb. v. Gertraude Buck-Bechler und Heidrun Jahn. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 291 S.
- Peer Pasternack: *Demokratische Erneuerung. Eine universitätsgeschichtliche Untersuchung des ostdeutschen Hochschulumbaus 1989-1995. Mit zwei Fallstudien: Universität Leipzig und Humboldt-Universität zu Berlin*. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 427 S.
- Heidrun Jahn / Jan-Hendrik Olbertz (Hg.): *Neue Stufen – alte Hürden? Flexible Hochschulabschlüsse in der Studienreformdebatte*. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1998, 120 S.

Weitere Buchveröffentlichungen aus dem Institut für Hochschulforschung (HoF) 2012–2017

Verbundprojekt Heterogenität als Qualitätsherausforderung für Studium und Lehre (Hg.): *Damit das Studium für alle passt. Konzepte und Beispiele guter Praxis aus Studium und Lehre in Sachsen-Anhalt*, Magdeburg 2017, 149 S.

Benjamin Baumgarth / Justus Henke / Peer Pasternack: *Inventur der Finanzierung des Hochschulsystems. Mittelvolumina und Mittelflüsse im deutschen Hochschulsystem*, Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf 2016, 134 S.

Anke Burkhardt: *Professorinnen, Professoren, Promovierte und Promovierende an Universitäten. Leistungsbezogene Vorausberechnung des Personalbedarfs und Abschätzung der Kosten für Tenure-Track-Professuren*, GEW, Frankfurt a.M. 2016, 67 S.

Peer Pasternack / Isabell Maue: *Die Akteurskonstellationen im Schweizer Bildungs-, Forschungs- und Innovationssystem*, unt. Mitarb. v. Tobias Kolasinski, Schweizerischer Wissenschafts- und Innovationsrat (SWIR), Bern 2015, 71 S.

Anke Burkhardt / Sigrun Nickel (Hg.): *Die Juniorprofessur. Neue und alte Qualifizierungswege im Vergleich*, edition sigma, Baden-Baden 2015, 456 S.

Michael Fritsch / Peer Pasternack / Mirko Titze (Hg.): *Schrumpfende Regionen – dynamische Hochschulen. Hochschulstrategien im demografischen Wandel*, Springer VS-Verlag, Wiesbaden 2015, 302 S.

Verbundprojekt Heterogenität als Qualitätsherausforderung für Studium und Lehre (Hg.): *Damit das Studium für alle passt. Konzepte und Beispiele guter Praxis aus Studium und Lehre in Sachsen-Anhalt*, Magdeburg 2015, 144 S.

Peer Pasternack: *Qualitätsstandards für Hochschulreformen. Eine Auswertung der deutschen Hochschulreformqualitäten in den letzten zwei Jahrzehnten*, Bielefeld 2014, 224 S.

Benjamin Köhler / Isabell Maue / Peer Pasternack: *Sachsen-Anhalt-Forschungslandkarte Demografie*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2014, 84 S.

Peer Pasternack u.a.: *50 Jahre Streitfall Halle-Neustadt. Idee und Experiment. Lebensort und Provokation*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2014, 608 + XXXII S.

Peer Pasternack / Isabell Maue (Hg.): *Lebensqualität entwickeln in schrumpfenden Regionen. Die Demographie-Expertisen der Wissenschaft in Sachsen-Anhalt*, WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2013, 166 S.

Peer Pasternack / Reinhold Sackmann (Hg.): *Vier Anläufe: Soziologie an der Universität Halle-Wittenberg. Bausteine zur lokalen Biografie des Fachs vom Ende des 19. bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2013, 256 S.

Sebastian Bonk / Florian Key / Peer Pasternack (Hg.): *Rebellion im Plattenbau. Die Offene Arbeit in Halle-Neustadt 1977–1983. Katalog zur Ausstellung*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2013, 48 S.

Klaus Friedrich / Peer Pasternack (Hg.): *Demographischer Wandel als Querschnittsaufgabe. Fallstudien der Expertenplattform „Demographischer Wandel“ beim Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt*, Universitätsverlag Halle, Halle (Saale) 2012, 312 S.

Peer Pasternack: *Zwischen Halle-Novgorod und Halle-New Town. Der Ideenhaushalt Halle-Neustadts* (Der Hallesche Graureiher 2/12), Institut für Soziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle (Saale) 2012, 112 S.

HoF-Handreichungen

Online unter <http://www.hof.uni-halle.de/journal/handreichungen.htm>

- Justus Henke / Peer Pasternack: *Hochschulsystemfinanzierung. Wegweiser durch die Mittelströme*, Halle-Wittenberg 2017, 93 S.
- Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid: *Third Mission bilanzieren. Die dritte Aufgabe der Hochschulen und ihre öffentliche Kommunikation*, Halle-Wittenberg 2016, 109 S.
- Martina Dömling / Peer Pasternack: *Studieren und bleiben. Berufseinstieg internationaler HochschulabsolventInnen in Deutschland*, Halle-Wittenberg 2015, 98 S.
- Justus Henke / Romy Höhne / Peer Pasternack / Sebastian Schneider: *Mission possible – Gesellschaftliche Verantwortung ostdeutscher Hochschulen: Entwicklungschance im demografischen Wandel*, Halle-Wittenberg 2014, 118 S.
- Jens Gillessen / Isabell Maue (Hg.): *Knowledge Europe – EU-Strukturfondsfinanzierung für wissenschaftliche Einrichtungen*, Halle-Wittenberg 2014, 127 S.
- Peer Pasternack / Steffen Zierold: *Überregional basierte Regionalität. Hochschulbeiträge zur Entwicklung demografisch herausgeforderter Regionen. Kommentierte Thesen*, unt. Mitarb. v. Thomas Erdmenger, Jens Gillessen, Daniel Hechler, Justus Henke und Romy Höhne, Halle-Wittenberg 2014, 120 S.
- Peer Pasternack / Johannes Keil: *Vom ‚mütterlichen‘ Beruf zur differenzierten Professionalisierung. Ausbildungen für die frühkindliche Pädagogik*, Halle-Wittenberg 2013, 107 S.
- Peer Pasternack (Hg.): *Regional gekoppelte Hochschulen. Die Potenziale von Forschung und Lehre für demografisch herausgeforderte Regionen*, Halle-Wittenberg 2013, 99 S.
- Peer Pasternack / Daniel Hechler: *Hochschulzeitgeschichte. Handlungsoptionen für einen souveränen Umgang*, Halle-Wittenberg 2013, 99 S.
- Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Hochschulorganisationsanalyse zwischen Forschung und Beratung*, Halle-Wittenberg 2012, 99 S.

die hochschule. journal für wissenschaft und bildung

Herausgegeben für das Institut für Hochschulforschung (HoF) von
Peer Pasternack. Redaktion: Daniel Hechler

Ältere Hefte online unter <http://www.hof.uni-halle.de/journal/archiv.htm>

Themenhefte:

Peter Tremp / Sarah Tresch (Hg.): *Akademische Freiheit. ‚Core Value‘ in Forschung, Lehre und Studium* (2016, 181 S.; € 17,50)

Cort-Denis Hachmeister / Justus Henke / Isabel Roessler / Sarah Schmid (Hg.): *Gestalten der Hochschulen. Beiträge und Entwicklungen der Third Mission* (2016, 170 S.; € 17,50)

Marion Kamphans / Sigrid Metz-Göckel / Margret Bülow-Schramm (Hg.): *Tabus und Tabuverletzungen an Hochschulen* (2015, 214 S.; € 17,50)

Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hrsg.): *Ein Vierteljahrhundert später. Zur politischen Geschichte der DDR-Wissenschaft* (2015, 185 S.; € 17,50)

Susen Seidel / Franziska Wielepp (Hg.): *Diverses. Heterogenität an der Hochschule* (2014, 216 S.; € 17,50)

Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulforschung von innen und seitwärts. Sichtachsen durch ein Forschungsfeld* (2014, 226 S.; € 17,50)

Jens Gillessen / Johannes Keil / Peer Pasternack (Hg.): *Berufsfelder im Professionalisierungsprozess. Geschlechtsspezifische Chancen und Risiken* (2013, 198 S.; € 17,50)

Martin Winter / Carsten Würmann (Hg.): *Wettbewerb und Hochschulen. 6. Jahrestagung der Gesellschaft für Hochschulforschung in Wittenberg* (2012, 328 S.; € 17,50)

Karsten König / Rico Rokitte: *Weltoffen von innen? Wissenschaft mit Migrationshintergrund* (2012, 210 S.; € 17,50)

Edith Braun / Katharina Kloke / Christian Schneijderberg (Hg.): *Disziplinäre Zugänge zur Hochschulforschung* (2011, 212 S.; € 17,50)

Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulföderalismus* (2011, 217 S.; € 17,50)

Carsten Würmann / Karin Zimmermann (Hg.): *Hochschulkapazitäten – historisch, juristisch, praktisch* (2010, 216 S.; € 17,50)

Georg Krücken / Gerd Grözinger (Hg.): *Innovation und Kreativität an Hochschulen* (2010, 211 S.; € 17,50)

Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hg.): *Zwischen Intervention und Eigensinn. Sonderaspekte der Bologna-Reform* (2009, 215 S.; € 17,50)

Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulen in kritischen Kontexten. Forschung und Lehre in den ostdeutschen Regionen* (2009, 203 S.; € 17,50)

Robert D. Reisz / Manfred Stock (Hg.): *Private Hochschulen – Private Higher Education* (2008, 166 S.; € 17,50)

Martin Winter: *Reform des Studiensystems. Analysen zum Bologna-Prozess* (2007, 218 S.; € 17,50)

Peer Pasternack: *Forschungslandkarte Ostdeutschland*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler (Sonderband 2007, 299 S., € 17,50)

Reinhard Kreckel / Peer Pasternack (Hg.): *10 Jahre HoF* (2007, 197 S., € 17,50)

Karsten König (Hg.): *Verwandlung durch Verhandlung? Kontraktsteuerung im Hochschulsektor* (2006, 201 S.; € 17,50)

Georg Krücken (Hg.): *Universitäre Forschung im Wandel* (2006, 224 S.; € 17,50)

Manfred Stock / Andreas Wernet (Hg.): *Hochschule und Profession* (2005, 278 S., € 17,50)

Konjunkturen und Krisen. Das Studium der Natur- und Technikwissenschaften in Europa (2005, 246 S.; € 17,50)

Peer Pasternack (Hg.): *Konditionen des Studierens* (2004, 244 S.; € 17,50)

Martin Winter (Hg.): *Gestaltung von Hochschulorganisation. Über Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, Hochschulen zu steuern* (2004, 254 S.; € 17,50)

HoF-Arbeitsberichte 2012–2016

Online unter http://www.hof.uni-halle.de/publikationen/hof_arbeitsberichte.htm

102: Anke Burkhardt / Gunter Quaißer / Barbara Schnalzer / Christoph Schubert: *Förderlandschaft und Promotionsformen (B3). Studie im Rahmen des Bundesberichts Wissenschaftlicher Nachwuchs (BuWiN) 2017*, 2016, 103 S.

101: Peer Pasternack: *25 Jahre Wissenschaftspolitik in Sachsen-Anhalt: 1990–2015*, 2016, 92 S.

100: Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid / Sebastian Schneider: *Third Mission Sachsen-Anhalt. Fallbeispiele OVGU Magdeburg und Hochschule Merseburg*, 2016, 92 S.

1'16: Peer Pasternack: *Konsolidierte Neuaufstellung. Forschung, Wissenstransfer und Nachwuchsförderung am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) 2011–2015*, 124 S.

3'15: Peggy Trautwein: *Lehrpersonal und Lehrqualität. Personalstruktur und Weiterbildungschancen an den Hochschulen Sachsens-Anhalts*, unter Mitarbeit von Thomas Berg, Sabine Gabriel, Peer Pasternack, Annika Rathmann und Claudia Wendt, 44 S.

2'15: Justus Henke / Peer Pasternack / Sarah Schmid: *Viele Stimmen, kein Kanon. Konzept und Kommunikation der Third Mission von Hochschulen*, 107 S.

1'15: Peggy Trautwein: *Heterogenität als Qualitätsherausforderung für Studium und Lehre. Ergebnisse der Studierendenbefragung 2013 an den Hochschulen Sachsens-Anhalts*, unter Mitarbeit von Jens Gillissen, Christoph Schubert, Peer Pasternack und Sebastian Bonk, 116 S.

5'13: Christin Fischer / Peer Pasternack / Henning Schulze / Steffen Zierold: *Soziologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Dokumentation zum Zeitraum 1945 – 1991*, 56 S.

4'13: Gunter Quaißer / Anke Burkhardt: *Beschäftigungsbedingungen als Gegenstand von Hochschulsteuerung. Studie im Auftrag der Hamburger Behörde für Wissenschaft und Forschung*, 89 S.

3'13: Jens Gillissen / Peer Pasternack: *Zweckfrei nützlich: Wie die Geistes- und Sozialwissenschaften regional wirksam werden. Fallstudie Sachsen-Anhalt*, 127 S.

2'13: Thomas Erdmenger / Peer Pasternack: *Eingänge und Ausgänge. Die Schnittstellen der Hochschulbildung in Sachsen-Anhalt*, 99 S.

1'13: Sarah Schmid / Justus Henke / Peer Pasternack: *Studieren mit und ohne Abschluss. Studienerfolg und Studienabbruch in Sachsen-Anhalt*, 75 S.

8'12: Justus Henke / Peer Pasternack: *Die An-Institutlandschaft in Sachsen-Anhalt*, 36 S.

7'12: Martin Winter / Annika Rathmann / Doreen Trümpler / Teresa Falkenhagen: *Entwicklungen im deutschen Studiensystem. Analysen zu Studienangebot, Studienplatzvergabe, Studienwerbung und Studienkapazität*, 177 S.

6'12: Karin Zimmermann: *Bericht zur Evaluation des „Professorinnenprogramm des Bundes und der Länder“*, 53 S.

5'12: Romy Höhne / Peer Pasternack / Steffen Zierold: *Ein Jahrzehnt Hochschule- und Region-Gutachten für den Aufbau Ost (2000-2010). Erträge einer Meta-Analyse*, 91 S.

4'12: Peer Pasternack (Hg.): *Hochschul- und Wissensgeschichte in zeithistorischer Perspektive. 15 Jahre zeitgeschichtliche Forschung am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF)*, 135 S.

3'12: Karsten König / Gesa Koglin / Jens Preische / Gunter Quaißer: *Transfer steuern – Eine Analyse wissenschaftspolitischer Instrumente in sechzehn Bundesländern*, 107 S.

2'12: Johannes Keil / Peer Pasternack / Nurdin Thielemann: *Männer und Frauen in der Frühpädagogik. Genderbezogene Bestandsaufnahme*, 50 S.

1'12: Steffen Zierold: *Stadtentwicklung durch geplante Kreativität? Kreativwirtschaftliche Entwicklung in ostdeutschen Stadtquartieren*, 63 S.

Peer Pasternack

20 Jahre HoF

Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg 1996–2016:
Vorgeschichte – Entwicklung – Resultate

Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin 2016, 273 S.
ISBN 978-3-8305-3720-5. € 25,-

Das Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) war eine Gründung gegen mancherlei Wahrscheinlichkeiten. Warum und wie es 1996 dennoch dazu kam, verdient, erzählt zu werden. Peer Pasternack rollt die Gründungsgeschichte auf, wobei er die Darstellung zugleich ins Exemplarische hebt.

Die Vorgeschichte des Instituts umfasst das Zentralinstitut für Hochschulbildung der DDR und die Projektgruppe Hochschulforschung Berlin-Karlshorst – erstere Teil der DDR-Ressortforschung, die bisher wenig zeithistorische Aufmerksamkeit gefunden hat, letztere eine Transformationseinrichtung im doppelten Sinne: als Teil der Umbrüche in der ostdeutschen Wissenschaft und als Analytikerin dieses Prozesses, konkret im Hochschulwesen. 1996 schloss sich daran die Gründung des HoF in Wittenberg an. Auch die 20 Jahre seitdem halten reichlich Stoff für eine exemplarische Erzählung bereit: Wie sich ein ‚Ost-Institut‘ als ein gesamtdeutsches zu konsolidieren vermochte, welche Neuerfindungen seiner selbst es dabei zu bewerkstelligen hatte, wie sich Forschung jenseits der Bindung an eine Einzeldisziplin organisieren lässt, auf welche Weise sich ein Institut auf das Sitzland einlassen kann, ohne darüber zum Regionalinstitut zu werden, und wie sich bei alledem externe und interne Turbulenzen produktiv wenden lassen.

